

**I**esus  
der  
Weg  
von  
D. Gust. Benz


















# Jesus, der Weg.

---





Digitized by the Internet Archive  
in 2025

[https://archive.org/details/bwb\\_S0-EKS-200](https://archive.org/details/bwb_S0-EKS-200)



# Jesus, der Weg



Predigten aus den Jahren 1917-1921

von

**D. Gustav Benz,**  
Pfarrer zu St. Matthäus in Basel

Dritte



Auflage

Basel

Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt  
1922







Der theologischen Fakultät zu Marburg  
für die Verleihung der Doktorewürde  
in Dankbarkeit und Verehrung  
gewidmet.

# Inhalt

---

	Seite
Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Joh. 12, 27. 28 . . . . .	1
Gewißlich ist der Herr an diesem Ort. 1. Mose 28, 16 . . . . .	9
Wanderer zwischen zwei Welten. Matth. 27, 3—5; Joh. 18, 3—8 . . . . .	20
Kaufet die Zeit aus! Eph. 5, 16 . . . . .	30
Freiheit. Joh. 8, 36 . . . . .	36
Was will Gott? Luk. 9, 51—56 . . . . .	45
Wir haben eine Heimat. 2. Kor. 5, 1 . . . . .	54
Er trägt unsere Schwachheiten. Matth. 8, 16. 17 . . . . .	64
Gehe hin zu den Deinen! Markus 5, 19 . . . . .	74
Wieder zurechtgebracht. Klagelieder Jerem. 3, 17—25 . . . . .	83
Werfet euer Vertrauen nicht weg! Hebräer 10, 35. 36 . . . . .	93
Letzte Zeit? Matth. 24, 11—13 . . . . .	103
Wir sind gesucht. Luk. 19, 10 . . . . .	113
Die Welt vergeht. 1. Joh. 2, 15—17 . . . . .	118
Vor Jesu Gericht. Joh. 8, 3—11 . . . . .	127
Die Stunde der Versuchung. Matth. 4, 1—11 . . . . .	135
Vor den drei Kreuzen. Luk. 23, 39—43 . . . . .	146
Omne vivum ex vivo. Röm. 8. 31—39 . . . . .	156
Wahrer Friede. Phil. 4, 7 . . . . .	165
Ein Hindernis des Geistes. Luk. 16, 9—13 . . . . .	170
Heraus aus der Furcht! 1. Joh. 4, 18. 19 . . . . .	180
Dem Feuer wehren. Röm. 12, 21 . . . . .	190
Wie kommt das Reich Gottes? Matth. 5, 1—10 . . . . .	196
Füreinander da. Matth. 20, 25—28 . . . . .	206
Was die Christen dem Vaterlande geben sollen. Galater 2, 20 . . . . .	215
Meine Schafe hören meine Stimme. Joh. 10, 27—29 . . . . .	224
Als Kind geboren. Luk. 2, 12 . . . . .	232
Macht, zu verwandeln. Kolosser 3, 17 . . . . .	241
Brunnen im Jammertal. Psalm 84, 6. 7 . . . . .	251
Der rechte Rückblick. Psalm 77, 6—16 . . . . .	261
Herodes und Jesus. Lukas 23, 6—12 . . . . .	271
Ich bin der Weg. Joh. 14, 6 . . . . .	280
Ich bin die Auferstehung. Joh. 11, 25 . . . . .	288
Göttliche Wahl und Führung. Joh. 15, 16 . . . . .	293



	Seite
Wie Jesus die Welt ansieht. Matth. 7, 7—11 . . . . .	303
Falsche Fragestellungen. 2. Tim. 2, 23 . . . . .	315
Unsere Kirche. 2. Kor. 12, 7—9 . . . . .	323
Gottes Gedanken. Jeremia 29, 11 . . . . .	334
Die Vergebung der Sünden. Jesaja 1, 16—18 . . . . .	344
Ich bin ein sündiger Mensch. Luf. 5, 8. 10 . . . . .	355
Nicht durch Werke, sondern durch Glauben. Röm. 3, 28 . . . . .	366
Glaubensgewiß. Joh. 5, 24 . . . . .	376
Der Kerkermeister von Philippi. Apostelg. 16, 25—34 . . . . .	385
Der Herr ist nahe. Phil. 4, 5 . . . . .	396
Treu im Dienst. Matth. 25, 14—30 . . . . .	407
Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15 . . . . .	416
Sich zur Mauer machen. Hesekiel 22, 30 . . . . .	428
Ein fester Standort. Joh. 3, 16 . . . . .	437
Himmelfahrtsglaube. Matth. 28, 16—20 . . . . .	447
Die Gemeinde. Hebr. 10, 24. 25 . . . . .	457

---

# Seite

		Seite			Seite
1. Mose	28, 16 . . .	9	Johannes	5, 24 . . .	376
Psalm	77, 6—16 . . .	261		6, 1—15 . . .	416
	84, 6. 7 . . .	251		8, 3—11 . . .	127
Jesaja	1, 16—18. . .	344		8, 36 . . .	36
Jeremia	29, 11 . . .	334		10, 27—29 . . .	224
Klagel. Jer.	3, 17—25 . . .	83		11, 25 . . .	288
Ezekiel	22, 30 . . .	428		12, 27. 28 . . .	1
				14, 6 . . .	280
Matthäus	4, 1—11 . . .	135		15, 16 . . .	293
	5, 1—10 . . .	196		18, 3—8 . . .	20
	7, 7—11 . . .	303	Ap. Gesch.	16, 25—34 . . .	385
	8, 16. 17 . . .	64	Römer	3, 28 . . .	366
	20, 25—28 . . .	206		8, 31—39 . . .	156
	24, 11—13 . . .	103		12, 21 . . .	190
	25, 14—30 . . .	407	2. Korinth.	5, 1 . . .	54
	27, 3—5 . . .	20		12, 7—9 . . .	323
	28, 16—20 . . .	447	Galater	2, 20 . . .	215
Markus	5, 19 . . .	74	Epheser	5, 16 . . .	30
Lukas	2, 12 . . .	232	Philipper,	4, 5 . . .	396
	5, 8. 10 . . .	355		4, 7 . . .	165
	9, 51—56 . . .	45	Kolosser	3, 17 . . .	241
	16, 9—13 . . .	170	2. Timoth.	2, 23 . . .	315
	19, 10 . . .	113	1. Joh.	2, 15—17 . . .	118
	23, 6—12 . . .	271		4, 18. 19 . . .	180
	23, 39—43 . . .	146	Hebräer	10, 24. 25 . . .	457
Johannes	3, 16 . . .	437		10, 35. 36 . . .	93

Druckfehler-Berichtigung: Seite 88, Zeile 6 von unten soll heißen „nun beantwortet“ statt „unbeantwortet“.



## Vater, hilf mir aus dieser Stunde!

(Am 1. Januar 1917.)

Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Doch darum bin ich in diese Stunde kommen. Vater, verfläre deinen Namen!  
Joh. 12, 27, 28.

Un Anlaß, zu wünschen, fehlt es uns diesmal beim Jahreswechsel weniger als je. Und mehr Menschen als je lassen diesmal die Wünsche für die eigene Person und Familie hinter die Wünsche zurücktreten, welche sie für das ganze Volk und für die ganze Menschheit in ihren Herzen bewegen. Vor allem in einem Wunsche schlagen auf der Schwelle dieses Jahres hier in der Heimat und draußen an den Kriegsfrenten Millionen und Millionen Herzen zusammen, in dem Wunsche, daß das neue Jahr uns doch bald den Frieden bringen möge.

Aber freilich, was in der hohen Politik jetzt geschieht, droht uns den rechten, freudigen Mut, den Frieden zu wünschen, um Frieden zu beten, zu lähmen. Der Haß scheint vielfach von den verantwortlichen Ratgebern und Wortführern der Politik völlig Besitz ergriffen zu haben. Können sie das Friedensangebot des Gegners wirklich nicht als ehrlichen, ernstesten Willen zum Frieden verstehen? Oder wollen sie es nicht? Ist denn die Fähigkeit, einander noch etwas Gutes zuzutrauen, in den Seelen der Verantwortlichen ganz erstorben? Die Aufnahme, die das Friedensangebot der einen Machtgruppe und die Friedensnoten neutraler Staaten bei der Mehrzahl der kriegsführenden Mächte finden, scheint mir unter dem vielen Traurigen, das wir seit dem August 1914 erlebten, das Allertraurigste. Wie traurig mag es erst den Brüdern draußen an allen Fronten zu Mute sein, die als die ersten Opfer die Folgen der haßerfüllten Ablehnung jeglicher Friedensverhandlung an ihrem Leibe zu spüren bekommen! Unter diesen betrübenden und düsteren Umständen greifen wir nach einem

Seufzer und Gebet Jesu in seiner schweren Stunde und wollen uns daran zurechtfinden und stärken: „Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Doch darum bin ich in diese Stunde kommen. Vater, verkläre deinen Namen!“

In diesem Textwort stellt sich Jesus zu uns, und dieses Wort gibt uns die Möglichkeit, uns innerlich nahe, ganz nahe zu Jesus zu stellen. Ich bekenne offen, daß mir das jetzt am Anfang dieses Jahres, welches unter so tief betrübenden, ja erschreckenden Anzeichen beginnt, ein unwiderstehliches Bedürfnis ist. Und ich vermute, daß es andern nicht anders geht. Es kommt darin nur etwas zum Vorschein, was in unserem menschlichen Wesen überhaupt begründet ist. Wir erinnern uns sicherlich alle noch, wie beklommen uns als kleinen Kindern zu Mute war, wenn wir in irgendein großes, fremdes, dunkles Unbekanntes hineingehen mußten, und wie alle ängstliche Spannung und Bedrückung sich in ruhige Erwartung und tapferes Vorwärtsschreiten auflöste, wenn wir den Gang an der festen, treuen Hand des Vaters tun konnten. Wir haben seither die Veränderung durchgemacht, die der Apostel Paulus mit den Worten beschreibt: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.“ Freilich, in demselben Zusammenhang stellt er, der unerschrockene Streiter Jesu Christi, der gewaltige Zeuge des lebendigen Gottes, fest, daß er auch jetzt noch durch einen dunklen Spiegel sieht und daß auch ihm dem Dunkel der irdischen Schicksale und Rätsel gegenüber oft hange ums Herz ist. Vor den Dingen und Dunkelheiten, vor denen einst unser Kindesherz ängstlich klopfte, fürchten wir uns nicht mehr. Haben wir aber seither nicht andere Dinge und Rätsel kennen gelernt, vor denen unserer Seele angst und hange wird? Sind wir nicht gerade jetzt vor ein so undurchdringliches, atembeklemmendes Dunkel gestellt, daß davor auch sehr tapferen, sehr erfahrenen Menschen Mut und Hoffnung zu entsinken drohen?

Und es gibt keinen Weg um dieses Dunkel herum; wir müssen hinein, wir müssen hindurch. Für ungezählte Frauen, Mütter



und Schwestern bedeutet jetzt das Zunichtwerden der Friedenshoffnungen die allerschmerzlichste Enttäuschung. Und wie vielen Soldaten draußen werden jetzt die bittersten Gedanken das Herz erfüllen! Und wie wird die Fortdauer des Krieges, wie das nun noch wildere, noch entfesseltere Wiederaufflammen des Krieges auf alle unsere Verhältnisse wirken? Müssen nicht dem stets wachsenden äußeren und inneren Druck, den Versuchungen und Anfechtungen immer mehr Schwächste und dann auch Schwache und zuletzt auch solche erliegen, die jetzt noch stark scheinen? Ist es feige, ist es unbegreiflich, wenn wir mit banger Seele vor so viel Dunkel zagen? Wir schämen uns dessen nicht. Wir hören den, der stärker war als wir alle, in seiner dunklen Stunde seufzen: „Jetzt ist meine Seele betrübt“, eigentlich: „Jetzt ist meine Seele erschüttert.“ Auch er hat es erfahren, wie das Dunkel rätselvoller Führung, wie das Uebermaß des irdischen Leides, wie der wilde Ansturm menschlicher Leidenschaft und Verblendung das Menschenherz erschreckt, aus seinem Frieden aufjagt und ruhelos hin und her treibt, ob es der Heimsuchung entrinnen möchte, und wie das Dunkel und der Kampf dann von außen her in die Seele selbst hineindringen und sie zu entwurzeln drohen. „Jetzt ist meine Seele erschüttert“ bekennet er, und wie hilflos fügt er hinzu: „Und was soll ich sagen?“

Nun, wir wollen uns das schon zum Trost sein lassen, wenn wir jetzt mit bangem Herzen den dunklen Weg in eine düstere, ungewisse Zukunft hineinwandern müssen: „So einen Weg schritt auch der heilige Fuß Jesu; solche Bangigkeit, solche Ungewißheit, solchen Druck erlitt auch sein treues Herz. Es geht also ihm nach.“ Dann wollen wir aber auf dem schweren Wege ihn auch nachahmen, wollen von ihm lernen, wollen im Geist uns zu ihm stellen und ihn an der Hand nehmen, wie wir einst als kleine Kinder auf einem Gange, wovor uns angst war, den Vater an der Hand nahmen. Wir wollen uns nicht wundern, wenn in so schwerer Zeit uns schwer zu Mute ist, wenn vor so rätselvollen Geschehnissen weder wir selbst noch auch irgend jemand anders uns die Dinge deuten und die Fragen beantworten können. Wenn sogar Jesus in seiner dunklen Stunde keinen hellen, sicheren Weg vor sich sah,

sondern hilflos fragen mußte: „Was soll ich sagen?“ und dann nichts sagte, was sollten dann wir Gutes und Helles zu sagen wissen? Eben darin erweist sich die Führung als dunkel und die Anfechtung als schwer, daß wir nichts mehr zu sagen wissen. Und wenn trotzdem von den Menschen jetzt so viel gesagt und vermutet und gerichtet und gedroht wird, so läuft es alles doch nur darauf hinaus, daß man sich selbst und andern vortäuschen will, man habe etwas zu sagen, daß man seine innere Verlegenheit und Unsicherheit hinter vielen Worten zu verbergen sucht, daß man in der Angewißheit und unheimlichen Finsternis ein wenig Lärm macht, damit man wenigstens die eigene Stimme höre und sich weniger fürchte. Aber etwas zu sagen, was besser wäre als schweigen und warten, etwas Sicheres, Klares, Tröstliches, Helles zu sagen, das hat niemand von uns. Und darum wollen wir auch lieber nichts sagen, lieber warten und schweigen und unsere inneren Kräfte sammeln, damit wir, was getragen und erlitten werden muß, tapfer tragen und gehorsam leiden können.

Aber wenn's uns innerlich zu schwer wird? Wenn wir's nicht mehr in uns zu bewältigen vermögen? Wenn's heraus muß? Dann laßt uns tun, was Jesus tat. „Was soll ich sagen?“ ruft er hilflos aus in der Angst seiner Seele, die sich gequält dahin wendet und dorthin wendet. Aber er verzichtet darauf, etwas zu sagen. Wenn er sich hilflos fühlt, so ist nicht die Stunde da, daß er etwas sage. Aber dann ist die Stunde da, daß sich der Sohn zum Vater wende, daß er bete. So flieht denn Jesus in seiner schweren Stunde zum Vater; in seine Liebe und Macht birgt er sich; zum Vater fleht er: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Das ist auch für uns das Beste und Angezeigteste. Wir wollen, was sich uns jetzt so schwer aufs Herz legt, nicht in unsere weisen oder in unsere törichten Worte und Vermutungen ausströmen lassen. Wir wollen es lieber zum Vater bringen und ihm sagen. Und das wollen wir tun so ehrlich, so unmittelbar, so beweglich, so hilfsbedürftig, wie Jesus es getan hat. Ach, es wird jetzt in unzähligen Kammern, aus unzähligen gequälten Eltern- und Mütterherzen, aus viel namenloser äußerer Not und innerer Angst der Schrei zu



Gott empordringen: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Und draußen im Kriege, wenn die Soldaten die Friedenshoffnungen wieder verschwinden sehen wie einen kurzen Sonnenblick vom blauen Himmel am Morgen und wenn aufs neue ein bleischwerer, trüber, grausamer Tag über ihnen aufsteigt, der ihnen die Waffen wieder in die Hände zwingt und sie wieder dem Hagel der Todesgeschosse entgegentreibt, ach aus wie mancher armen Soldatenseele wird es auch gen Himmel schreien: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“

O laßt uns doch durch keinen Hohn und Spott des Unglaubens und durch keine Enttäuschungen der eigenen Gebetserfahrung diese letzte Zuflucht uns verbauen und rauben! Wir sind erst dann ganz arm, wenn wir auch das noch verloren haben. Es ist erst dann Nacht, ganz Nacht über uns, wenn auch diese Sterne noch verlöschen. Seht, der unser Bruder geworden ist, weil in ihm des Vaters Liebe uns sucht, der zu uns ins Dunkel hereintritt, damit wir die Angst und Ungewißheit verlören, damit wir im Dunkel eine treue, warme Hand ergreifen könnten und ein großes, starkes Bruderherz an unserer Seite schlagen hörten, der hat in seiner schweren, dunklen Stunde seine Not auch zum Vater getragen: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Und er hat nicht umsonst so gebetet. Sofort ist es über seiner Seele licht geworden. Sofort wurde ihm ins verzagte Herz Ruhe und Klarheit geschenkt.

„Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Und der Vater half ihm. Freilich half er ihm so, wie er, der Vater, es wollte. Sobald sich Jesus zum Vater wandte mit seinem flehentlichen Verlangen, der dunklen Stunde zu entrinnen, erkannte und fühlte er auch schon, was der Vater von ihm wollte, zerfloß vor seinen Augen das dunkle, rätselvolle Verhängnis wie gespenstischer Nebel und leuchtete über ihm wieder ernst und gütig, heilig und gnädig das Antlitz des Vaters und beugte sich zu dem geängsteten, angefochtenen Sohn und erfüllte seine Seele mit der Gewißheit der göttlichen Nähe und Führung. Das aber machte ihn sogleich hell und stark, so daß er seinem Schrei um Rettung aus der schweren Stunde sofort sein „Doch“ hinzufügte, das Doch, worin er zur Klarheit, zur Ruhe,

zum gläubigen Gehorsam durchgedrungen ist: „Doch darum bin ich in diese Stunde kommen.“ Warum? Daß er zu entinnen suche? Nein, daß er sich in ihr bewähre. Daß ihm der Vater Bitterkeit und Anfechtung erspare? Nein, daß er durch sie hindurchgehe und dabei innerlich beim Vater bleibe. Und jetzt stieg aus dieser Erkenntnis und Gewißheit in seiner Seele eine andere Bitte auf und hob sich über die Zuckungen seines Herzens fest und sicher ein anderer Wunsch und Wille: „Vater, verfläre deinen Namen!“

Das weist auch uns die Richtung für unsere Gedanken, für unsere Wünsche, für unsere Gebete. Das Evangelium Jesu ist nicht un menschlich. Unser Herr und Heiland weiß, wie einem Menschenherzen in schwerer Anfechtung, in dunkler Führung zu Mute ist, wie ihm zu Mute ist, wenn schöne, liebe Hoffnungen drangegeben werden müssen, wenn vor dem harten Leidensweg und Opfergang der Fuß erschrickt. Er verlangt nicht, daß wir uns übermenschlich gebärden. Wir können mit Kräften, wie wir sie haben, keine Helden spielen. Wir wollen uns gar nicht verstellen. Wir dürfen seufzen; Jesus hat auch geseufzt. Wir dürfen auch flehen in unserer Not und Angst: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Vater, erspare mir den bitteren Kelch! Vater, rette mich, rette meinen Mann, rette mein Kind, rette meinen Freund! Sei bei ihnen in ihrer Gefahr! Halte das Geschloß des Todes von ihnen ab! Hab Erbarmen mit uns armen Menschen! Wer soll's haben, wenn du es nicht hast? Laß es der entsetzlichen Dinge endlich genug sein! Mach ein Ende dem wahnsinnigen Töten! Und rette unser Land und Volk! Wehre die brandenden Wogen auch fernerhin ab von unserer Insel! Hilf du den Völkern allen hindurch durch diese furchtbare Zeit! Laß an keinem das Gericht umsonst sein!“ So dürfen wir beten. So sollen wir beten. Beten heißt, mit dem Vater reden, nicht ein verabredetes Gespräch, sondern reden so, wie es uns ums Herz ist, und reden von dem, was in unserem Herzen ist. Nicht laute, große Worte machen, wenn unser Herz voll kleiner, persönlicher Ängste und Wünsche ist. Nicht in weltumspannenden Gottesreichsgedanken uns ergehen, wenn der

Gedanke an das Los lieber Menschen und an das Los unseres eigenen Volkes wie Zentnerlast auf uns liegt. Reden zum Vater heißt, das vor ihm ausschütten, was jetzt unser schwaches menschliches Herz quält.

Aber freilich nicht nur das. Das soll nicht alles sein. Es kann auch, wenn wir wahrhaft zum Vater kommen, nicht alles bleiben. Denn sieht: Indem wir mit allem dem zum Vater kommen, kommt er, der Vater, über alles das, wird er, der Vater, vor unserer Seele größer als alles das, wächst seine heilige Größe, wächst seine treue Liebe hoch und majestätisch über das alles empor. Und wenn wir in allem dem drin im Geiste die treue, warme Bruderhand dessen halten, der zu uns ins Dunkel hereingekommen ist, und mit ihm den schweren Gang tun und mit ihm beten, so werden wir dann auch die Bitte von ihm lernen: „Vater, verkläre deinen Namen!“

„Vater, verkläre deinen Namen!“ Mag kommen, was kommen will oder vielmehr was kommen darf, eins ist die Hauptsache: Daß der Vater verklärt, verherrlicht werde, daß er Recht behalte, daß sein Wille als der Wille zum Heil sich herausstelle, daß alles ihm diene und sein Reich baue, der helle Tag und die dunkle Stunde, die wunderbare Bewahrung und die rätselvollen Anfechtung, das Gewähren des Vaters und das Versagen des Vaters, die Gabe, die der Vater gibt, und das Opfer, das der Vater fordert.

Ist nicht das die innere Verfassung, die gegenwärtig uns allen not tut? Wir wollen nicht aufhören zu bitten: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde!“ Wir wollen nicht aufhören zu flehen: „Gib Frieden, Herr, gib Frieden!“ Aber wenn der schweren Stunde weitere schwere und vielleicht noch schwerere folgen, wenn der Friede, der um die Weihnachtszeit schüchtern und verzagt unserer armen Erde nahen wollte, durch das wilde, wahnvolle Haßgeschrei der Menschen und den neu wieder einsetzenden Lärm der Schlachten für diesmal noch verscheucht wurde, daran wollen wir festhalten und darauf wollen wir alle Sehnsucht unserer Seele, alle Inbrunst unserer Gebete, alle Kraft, die uns gegeben ist, unser tägliches Ringen und Arbeiten richten, daß wir in der Trübsal Gottes Namen verherrlichen können, daß, wenn wir noch warten und dulden



und opfern müssen, wir es in stillem Gehorsam und festem Glauben thun, in Gottes Namen, in Jesu Namen.

Die ganze Menschheit ist auf dem Passionswege in dieses Jahr hineingegangen. Unser Textwort versetzt uns an den Anfang der Passion Jesu. Wir sehen sein Kreuz freilich nicht mehr in seiner blutig grausamen Gestalt, sondern in der Verklärung des Heils, das es schuf, im Glanze des Dankes der Millionen, die am Kreuz aus Noth und Schuld die Rettung gefunden haben. Gott gebe, daß, wenn wir am nächsten Sylvester auf die Leiden dieses Jahres zurückblicken, wir sie dann im Lichte der göttlichen Heilsgedanken versöhnter, verklärter schauen, als sie jetzt vor uns liegen. Und wenn manches von uns alsdann nicht mehr hienieden weilt und wenn von unseren Brüdern draußen im Kriege noch viele fallen müssen, Gott gebe, daß sie alle dann erst recht im Glanze des höchsten Lichtes ihre irdischen Wege als gute, heilige Wege Gottes erkennen und mit den Vollendeten rühmen: „Gepriesen sei sein herrlicher Name ewiglich!“ Amen.

---

## Gewißlich ist der Herr an diesem Ort.

(Am 21. Januar 1917.)

Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht. 1. Mose 28, 16.

Wir kennen alle die Geschichte, der unser Textvers entnommen ist, die Geschichte von Jakobs Traum. Mit den ersten geistigen Eindrücken, die unserer kindlichen Phantasie zugeführt wurden, hielt auch diese wundervolle Geschichte in unsere Seele Einzug. In der schlichten Erzählung liegt tiefste menschheitliche Weisheit und Erfahrung. Wahrhaftig, den Pädagogen, welche mit einer solchen Geschichte nichts anzufangen wissen, hängt eine dicke Dede vor den Augen. Und die Schüler, welchen ein solcher Erzählungsstoff unterschlagen wird, haben einst das Recht, ihre Erzieher deshalb anzuklagen. Es gibt für diese Geschichten keinen Ersatz. Sie sind ein menschheitlicher Stoff. Sie sind an keine Zeit und an kein Volk gebunden. Sie sind eine Gabe für die ganze Welt. So birgt gerade auch unser Textwort einen Offenbarungs- und Wahrheits-schatz, welcher den, der ihn hebt und sich zu eigen macht, bereichert und beseligt, von welchem wirkliche Trostkräfte ausgehen, ja durch dessen Besitz man, wie das einst Wunderschätzen nachgerühmt wurde, Stärke und Unverwundbarkeit erlangen kann.

„Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Es ist zuzugeben, daß die Gotteserkenntnis, die der Hirtenjüngling und Nomadensohn in seiner Seele trug und die sein Erlebnis und sein Wort bestimmte, sich in jeder Beziehung noch auf einer primitiven Stufe befand. Wenn unsere Konfirmanden dem Unterricht auch nur einigermaßen mit Verständnis folgen, so werden sie am Schlusse in bezug auf die Erkenntnis Gottes reinere, geistigere Vorstellungen mit ins Leben hinausnehmen, als sie einst der junge Jakob aus dem Zelte seiner Eltern mit auf die Wanderung genommen hat. Aber seine Gotteserkenntnis besaß einen entschei-

denden Vorzug, der ihr trotz aller übrigen Rückständigkeit sofort mancher abgeklärteren, durchgedachteren Gottesauffassung gegenüber große Ueberlegenheit verschaffte. Was damals nach seinem Traume auf dem harten Stein in der Wüste in seiner Seele aufblitzte, war ein innerer Erfahrungsbesitz, welchen auch keiner von uns fix und fertig irgendwoher beziehen kann, welcher vielmehr von einem Menschen unter Schmerz und Angst erworben werden muß, oder richtiger, welchen Gott einem allein durch persönliches Erleben zuteil werden lassen kann. Sein Erlebnis, sein Gottesgeschenk faßt Jakob in das verwunderte Wort zusammen: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“

Was wußte er denn? Wie dachte er es sich denn? Wie malte sich in seiner Seele das Bild der Gottheit und das Bild der Welt? Es ist schwer, dies im einzelnen festzustellen. Die Erzvätergeschichte gibt uns nur die Erlebnisse auf den Höhepunkten und Tiefpunkten im Leben dieser Urväter des Volkes Israel. Jakob suchte und fand Gott wohl da, wo seine Väter Isaak und Abraham ihn gesucht und gefunden hatten. Die Stätten ihrer Gotteserlebnisse, Brunnen, Haine, Opferstätten, waren auch seine Heiligtümer. Da, so war er gelehrt worden, wohne die Gottheit. Anderswo jedoch, an Orten, die keine Weihe des ehrwürdigen Herkommens hatten, an denen kein heiliger Brauch die Menschen beten und opfern hieß, war man Gott ferne.

Es mag ohne Zweifel den meisten unter uns erscheinen, daß das eine sehr niedrige Stufe des Gottesglaubens sei, daß da die Vorstellung des göttlichen Wesens und seines Waltens noch an überaus primitive und unbeholfene Anschauungen geknüpft sei. Ja vielleicht denkt mancher, das sei überhaupt heidnische Gottesvorstellung und Gottesverehrung. Nun, ich bin gewiß, auf was für einer Stufe immer auch die Gottesvorstellungen eines Menschen sich befinden mögen, auf allen Stufen und in allen Formen gilt für Gottes Urteil und Verhalten den Menschen gegenüber das Wort: „Der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an.“ Und wenn ein armes Menschenkind, welches noch auf sehr tiefer Stufe der Gotteserkenntnis steht, ehrlich



und treuherzig, demütig und gläubig die Not und die Angst seines Herzens in seine schiefen Gottesvorstellungen und in seine kindische Gottesverehrung hineinlegt, so blickt Gott, glaube ich, mit unendlich größerem Wohlgefallen auf diesen Menschen und läßt ihm weit mehr vom Gefühl göttlicher Nähe, von der Erfahrung seiner Gnade und seines Friedens zuteil werden, als dem großen Geiste, welcher sich mit denkscharfen Begriffen eine abgeklärte Gottesauffassung konstruiert hat, worin er nun selbstgefällig und selbstgenugsam, satt und sicher ausruht; ja wahrscheinlich kann in diesem Falle von Nähe und Wohlgefallen Gottes überhaupt keine Rede sein. Es geht wenn irgendwo so in dieser Sache nach dem Worte Jesu: „Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.“

Aber ganz abgesehen hiervon haben wir, sobald wir näher zusehen, nicht den geringsten Grund, uns über diese Stufe der Gotteserkenntnis in grauer Vorzeit irgendwie erhaben zu dünken. Der weitaus größte Teil der Menschheit, sogar der christlichen, befindet sich immer noch auf der Stufe Jakobs. Ja sofern wir uns nicht endlich einmal von Gott erfassen lassen und wirklich aus dem Glauben an Gott zu leben beginnen, so verharren eigentlich auch wir lebenslang auf ihr. Oder wo finden, wo suchen denn wir Gott? Wo meinen denn wir ihn zu erleben? An den Stellen, zu den Zeiten, auf die Weisen, unter den Bedingungen, wovon andere uns gesagt haben, da sei Gott ihnen begegnet, da hätten sie seine Nähe erfahren, seinen Segen erlangt, seine Erlösung erlebt, seine Gnade empfangen, seinen Frieden gefunden. Auf dieser Tatsache beruht alles das, was an der Religion überlieferbar, lehrbar, verkündbar ist, beruht aller Gottesdienst, aller heiliger Brauch, alle fromme Sitte. Und nur dem oberflächlichen Blick und dem gedankenlosen Urteil erscheint das als eine falsche, törichte, wohl gar heidnische Sache.

Gewiß, das ist kindisch und töricht, das ist halb und ganz heidnisch, wenn der Mensch meint, daß Gott in seinem Walten und Wirken an diese Dinge gebunden sei, daß er abhängig sei vom heiligen Orte und von der heiligen Zeit oder von der heiligen

Zeremonie oder auch von dem heiligen Buche. Den großen Suchern und Ahnern Gottes unter allen Völkern ist es aufgedämmert, daß die Gottheit größer und erhabener ist als die menschlichen Vorstellungen von ihr und daß die Welt ihres Waltens nicht beschloffen ist in die heiligen Bezirke, die die Menschen abgesteckt haben, und gebunden an die heiligen Gesetze, die sie überliefern. Insbesondere die Propheten Israels haben das erkannt. Sie haben sogar die für sie selbst schmerzvolle Wahrheit erfaßt und mit blutenden Herzen ihren Volksgenossen verkündigt, daß Gott auch an sein auserwähltes Volk nicht gebunden sei, daß er vielmehr Israel und Zion, wenn sie nicht Buße tun und umkehren, preisgeben und den Heiden das Erbe aushändigen werde. Vor allem aber hat dann Jesus diese Erkenntnis der Menschheit geschenkt. Als Knaben hielten auch ihn einst feierlich gestimmte, selige Gefühle im Tempel zu Jerusalem fest, als ob er dort wie nirgendswow anders in dem sei, was des Vaters ist. Aber später hat er in flammendem Zorne das Heiligtum seines Volkes eine Mördergrube gescholten. Und der Samariterin am Jakobsbrunnen hat er mit eindringlichem Ernste versichert: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Denn Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Er selbst pflegte am liebsten auf stiller Höhe unter dem einsamen Nachthimmel seine Seele zu Gott zu erheben. Seither geht in alle Welt die frohe Botschaft: „Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.“

Und doch, es bleibt trotz allem dem eine Tatsache, daß die Menschen, auch die aufrichtig Frommen, auch die lebendigen Jesusjünger, keineswegs überall und allezeit gleich mächtig, gleich innig, gleich lebendig Gottes Nähe, Gottes Hilfe, Gottes Vergebung, Gottes Frieden erfahren. Und ebenso bleibt es dabei, daß immer wieder aller Glaube, alles religiöse Erleben, alle Gotteserfahrung unter Anlehnung an andere beginnt, ja auf dem Grunde und unter der Autorität dessen, was andere vor uns erkannt und erfahren haben. Sie erzählen uns das und führen uns zu dem hin, was

ihnen heilig geworden ist, was sie errettet und beseligt hat, was sie als den Lebenserweis und als das Heil Gottes ergriffen haben.

Von dieser Grundlage kommen wir lebenslang nie völlig los. In diese Abhängigkeit bleiben wir bis an unser Ende gebunden. Auch die großen Gotteszeugen haben diese Leitungen, durch welche den meisten Menschen der Strom des göttlichen Segens und Geistes zufließt, in der Regel nicht ohne Not und niemals auf der ganzen Linie durchschnitten. Sogar Jesus ist immer wieder mit seinen Volksgenossen an die Feste in Jerusalem gepilgert und hat jeden Sabbath die Synagoge besucht. Er hat die frommen Bräuche Israels nie verachtet. Er hat zeitlebens seine Seele aus der Heiligen Schrift der Juden genährt. Im entscheidenden Kampfe mit dem Versucher in der Wüste hat er am überlieferten Gottesworte die wirksamste Waffe gefunden. Und noch am Kreuz hat er Gebetsworte seines Volkes gesprochen. So gab es auch unter den Christen sogleich wieder heilige Tage und heilige Orte. Der Sabbath wurde aufgegeben; aber der Sonntag wurde eingeführt. Die Tempel und Synagogen verödeten; aber Kirchen erhoben und füllten sich. Die jüdischen und die heidnischen Gebräuche und Formeln verschwanden; aber die Christenheit schuf neue Sitten und Formeln, neue Bekenntnisse und neue Bedürfnisse, in die man hineinwuchs und die einem lieb und unentbehrlich wurden. Das alles haben wir in unserer Weise auch in unserer evangelischen Kirche wieder, und wir schätzen es. Es sind keine leeren, toten Dinge, sondern Kanäle für das Wasser des Lebens. Wir lieben unsere Kirchen und beten dem Psalmdichter das Wort nach: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, wo deine Ehre wohnet.“ Wir versammeln uns zu bestimmter Stunde in unserem „Gotteshause“ und nennen unsere Zusammenkünfte „Gottesdienste“ und glauben an ihren Wert und Segen. Wir verehren die Bibel als das Buch der Bücher und halten fest daran, daß Gott nirgendswow so hell und so klar zu uns spricht wie aus ihren Blättern. Wir feiern jedes Jahr den Kreis unserer kirchlichen Feste und begleiten die Ereignisse des menschlichen Lebens, Geburt, Hochzeit und Tod, mit unseren kirchlichen und religiösen



Handlungen. Kurz, wir suchen in allem dem Gott oder etwas von Gott, und man kann kühn behaupten, daß das alles längst dem Zweifel und der Kritik, dem Spott und dem Unglauben völlig zum Opfer gefallen wäre, wenn nicht wirklich Gott in allem dem wäre, alles das brauchte.

Und doch: Das alles ist noch nicht die Stufe der wahren, lebendigen Gotteserkenntnis. Das alles sinkt in Heidentum und Wahn hinab, wenn nicht das hinzukommt, was Jakob in der Wüste erlebt hat.

Jakobs Erleben und Frommsein lief zunächst im Bette des elterlichen Erlebens und Frommseins mit. Er glaubte und tat, was er Vater und Mutter glauben und tun sah. Da verstrickte er sich in seine schwere Sünde. Die Folgen dieser Sünde trieben ihn aus dem väterlichen Zelte auf die Flucht. Was er durch List und Betrug hatte gewinnen wollen, entglitt nun seinen Händen erst recht, und seine Sünde führte ihn für immer von seiner Mutter weg, welche durch den Betrug des Vaters und des Bruders den jüngern Sohn hatte an sich binden und bei sich behalten wollen. Er mußte vor dem wilden Haffe Esaus fliehen. Völlig erschöpft, todunglücklich legte er sich am Abend in der Wüste unter freiem Himmel nieder. Ein harter Stein war sein Kissen. So verlassen, so verloren in Not und Schuld war er noch nie gewesen. Sein Gewissen verklagte ihn. Durch seine Seele jagten Gedanken der Verzweiflung und Gedanken des Heimwehs, Gedanken der Reue und Gedanken des Gebets. Schließlich sandte ihm Gott, was er als erste Hilfe und Wohltat so oft einem müden, verzagten Menschen sendet: Schlaf. Und im Schlafe lösten und versöhnten sich die widerstreitenden Gedanken und Empfindungen. Ein seliger Traum zauberte ihm vor die Seele, wonach schon der wache Mensch innerlich geschrien hatte, was ihm aber doch noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen war. Der Himmel, der hohe, ferne Himmel öffnete sich, und eine Leiter senkte sich aus der ewigen Herrlichkeit auf die Stätte hernieder, wo der heimatlose, friedlose Flüchtling schlief. Und Engel Gottes stiegen herab und hinauf und stellten die zerrissene Verbindung wieder her zwischen

dem großen, gnadenvollen Vaterherzen droben und dem armen, verirrtten Kindesherzen auf Erden. Dann schwand der Traum; der Schläfer erwachte, erwachte erfrischt und erneuert, vom Frieden Gottes berührt und nun versöhnt. Verwundert sah er sich um an dem Ort, den doch nichts als ein Heiligtum kennzeichnete, und sprach erstaunt: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Und Jakob nahm sein Horn, goß Del auf den Stein und nannte die öde Stätte Beth-El, Gotteshaus. Nun hatte er selbst Gott erlebt. Nun hatte auch er sein Heiligtum. Dann brach er auf und wanderte weiter, aber jetzt nicht mehr als ein gejagter, haltloser, verlorener Flüchtling in eine fremde, gottverlassene Welt hinaus, sondern als ein innerlich wunderbar erfrischter und getrösteter Mann durch die unbekannte, aber doch nicht gottesferne Wüste, in der Seele die Gewißheit, daß Gott einem geängstigten und zerschlagenen Herzen nahe ist und der Himmel sich öffnet über der Stelle, wo ein armes Menschenkind in seiner dunkelsten Stunde ringt.

Sagt, ist das nicht eine wundervolle Geschichte? Und kann es für uns, solange wir hienieden sind, ein größeres Erlebnis geben als das Erlebnis Jakobs? Wir wachsen unter den Eindrücken und Einflüssen unserer Umgebung auf. Wir suchen und finden Gott da, wo sie ihn uns suchen und finden lehrt. Es begegnen uns auf unserm Lebenswege lebendige Zeugen Gottes und verkündigen uns, was sie von Gott erfuhren und wie sie es erfuhren, und damit bestimmen sie, oft in der entscheidendsten Weise, unser Erkennen und Erleben. Wir haben das nie genug zu schätzende und von uns nie genug benützte Privilegium, daß wir im Geiste zu den großen Gottberufenen, Gottbegnadigten der vergangenen Zeit, des alten Bundes, des neuen Bundes, der christlichen Geschichte treten, daß wir uns von ihnen an ihre Bethel führen und von ihren Erlebnissen erzählen lassen, daß wir uns in ihre Botschaft versenken können und sie durch ihr Wort, ihr Werk und ihre Person zu uns reden. Wahrlich, was ist das für eine heilige und gesegnete Wallfahrt, wenn wir alle diese Bethel betreten: Die Stätte mit dem ölgesalbten Steine Jakobs; den Ort mit Moses brennendem Dornbusch; die Gegend von Beerseba mit

dem Wachholderstrauche des Elias; den Tempel in Jerusalem, wo dem jungen Jesajas Gottes Herrlichkeit erschien; das Ufer des unteren Jordan, wo unter dem erschütternden Bußruf des Täufers Tausende ihre Sünden bekannten und mit ihrer Vergangenheit brachen; die Straße vor Damaskus, wo Jesus dem Saulus erschien; den Garten in Mailand, wo für Augustinus die Wendung seines Lebens eintrat; die Klosterzelle, worin über Martin Luther der Tag des Heils anbrach. Und nicht nur die Auserwählten, auch die schlichten, namenlosen Christen haben auf ihrem Lebenswege ihr Bethel, und mehr als eins, wo sie erfuhren, daß der Himmel über ihnen sich aufrichtet und Gottes Güte, Gottes Gnade, Gottes Erlösung, Gottes Friede zu ihnen herunterstieg. Und indem wir davon hören und lesen, redet durch das alles Gott auch zu uns, begegnet er auch uns, kommt er herein auch in unser Leben.

Darüber werden dann unsere Augen heller und unsere Ohren feiner, so daß wir lernen, Gottes Spuren sehen und Gottes Stimme hören auch außerhalb der heiligen Bezirke und Anlässe, auch in unserer eigenen Welt, in unserem eigenen Schicksal drin. Freilich nicht immer und nicht überall. Es wäre eine Unwahrhaftigkeit, wenn wir behaupten würden, daß wir Gott allenthalben erlebten und stets das beseligende Gefühl seiner Nähe hätten. Das ist selbst an „heiligen“ Stätten und in „heiligen“ Stunden oft nicht der Fall. Man kann in der Kirche und doch ferne von Gott sein. Man kann über die Bibel gebeugt und doch ferne von Gott sein. Der Mund kann von Gott reden und das Herz doch von Gott los und ferne sein. Vor allem aber gibt es Stunden und Stellen, vor denen als vor gottesfernen und gottverlassenen uns innerlich graut. Wie es im Leben jedes Gottesgläubigen Stätten und Stunden gibt, wo der Himmel offen und Gott nahe ist, so gibt es andere, wo der Himmel verschlossen und Gott in unzugänglicher Ferne scheint. Selbst über Jesu Lippen brach am Kreuz auf Golgatha der angstvolle Schrei hervor: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Das sind die Stätten und Stunden, wo es uns erscheint, daß Gott gewißlich nicht an solchem Orte sei.

Als der Krieg ausbrach, erklärten viele ernste Christen: „Der



Herr ist nicht in diesem Kriege." Und sie stunden mit ihrer Empfindung und ihrem Urteil der Wahrheit sicherlich näher, als die andern, welche im Namen Gottes den Krieg begrüßten oder verteidigten und ohne weiteres Gottes Sache mit den irdischen, politischen Interessen ihres Volkes vermengten und welche für all das grauenhaft Böse, das den Krieg verursacht hat und das im Krieg entfesselt sich auswirkte, kein Gefühl des Abscheus zu haben schienen oder nur dann, wenn es die Feinde betraf. Aber Gott hat sich doch an die Erklärung auch nicht gebunden: „Gewißlich ist der Herr nicht an diesem Ort.“ Unzählige Menschen haben mitten im Grauen der Schlachten, auf der verwüsteten, blutigen Walfstatt das Gegenteil erlebt: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Es geht eben in dieser Sache nicht nach unserem Wissen und Meinen, sondern nach Gottes freiem, souveränem Walten. Wer würde glauben, daß Gott da sein kann, wo Not und Elend ist; da, wo auf dem Tische das tägliche Brot fehlt; da, wo in Schmerz und Qual ein kranker Menschenleib sich windet; da, wo man mit zerrissener Seele einen lieben Menschen dem Grabe übergibt; da, wo die teuersten Hoffnungen eines Herzens zunichte geworden sind; da, wo in kahler Zelle finster und verzweifelt ein Verbrecher sitzt; da, wo wir uns selbst verloren haben und nun schuldbefleckt, innerlich geschlagen, uns vor uns selber schämen? Kann an so dunkler Jammerstätte Gott wohnen? Ja, o ja! In allem dem drin haben Menschen es tatsächlich erfahren und hinterher verwundert und erschüttert es bekannt: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“

Wir sind arm, wenn wir das noch nie erlebt haben. Wir wohnen mit unserm Glauben noch in fremdem Hause zur Miete, solange uns diese Erfahrung nicht zuteil geworden ist. Die Stufe eigener, persönlicher Gotteserkenntnis und Glaubenserfahrung haben wir erst erreicht, wenn auch bei uns in irgendeiner Weise der Fortschritt sich vollzieht, von dem die Dorfgenossen der Samariterin am Jakobsbrunnen gegenüber reden: „Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland“; wenn

durch ein eigenes Erlebnis Gott sich uns auch in unserem Dasein in seiner Macht und Gnade bezeugt hat wie jenem Blindgeborenen, der den Schriftgelehrten gegenüber darauf beharren kann: „Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht; eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend.“ So ein Erlebnis ist dann ein Bethel in unserem Leben. Jakob salbte jenen Wüstenstein mit Del, damit er später die denkwürdige Stätte wieder erkenne. Jeder, der in seiner Weise Ähnliches erfahren hat, wird sein Bethel in Ehren halten und wieder und wieder zu ihm wallfahren. Das ist dann die Position, wo er sich in schwierigen Zeitläuften verschanzen kann. Das ist dann sein Stück eigen Land, wo er unvertrieben auf eigenem Boden steht.

Die Bedingungen, daß für dieses persönliche Erleben Gottes bei einem Menschen die Zeit erfüllet ist, kennen wir nur zum Teil. Die großen Gottesboten alle verkündigen, daß Gott auf uns wartet und für uns bereit ist. Das Evangelium Jesu Christi ist darum die herrliche Frohbotschaft, weil es uns die Einladung bringt: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Die hauptsächlichsten Hindernisse, wenn wir Gottes Nähe nicht merken und seine Gnade nicht erleben, müssen bei uns liegen. Wir sind blind und taub, stumpf oder trostlos zerfahren. Erst in Ereignissen, welche uns bis in die Tiefen bewegen und erschüttern, erst wenn wir einmal verzweifelt an den Grenzen unserer Kraft und Weisheit stehen, erst wenn in völliger Rat- und Hilflosigkeit, in innerem Zusammenbruch, in der Angst der Schuld unsere Gottbedürftigkeit einmal hervorbricht, erst dann sind — so wie wir Menschen sind, oberflächliche, selbstgenugsame, mit dem Schein zufriedene Geschöpfe — die Bedingungen vorhanden, daß Gott uns persönlich begegnen, sich uns offenbaren, uns seine Gnade, seinen Frieden schenken kann. Dann aber verwandelt sich die Stätte, wovor uns graute, in ein Heiligtum Gottes. Dann flieht die Klage von unseren Lippen, und wir bekennen beschämt und begnadigt: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Wir haben ein Meisterstück Gottes selber miterlebt; dies, daß er uns gerade da, wo wir uns von ihm verlassen und ferne wähnen, so nahe tritt wie nie zuvor.

Einmal hat sich das so über alle Maßen groß und herrlich erfüllt, daß diese Stätte dunkelster Stunden, scheinbar gottverlassensten Geschehens das Bethel der Menschheit geworden ist, von wo seither Millionen und Millionen Menschen einen hellen Schein in die Nacht ihrer Not und ihrer Schuld empfangen können: In Gethsemane und auf Golgatha. Im Gedanken an Jesu Kreuz gewinnen wir auch da und auch dann, wo Gottesferne, Gottverlassenheit uns anfißt, die Kraft zu gläubigem, geduldigem und gehorsamem Tragen und Warten, die Kraft, zu hoffen, und damit, daß ich so sage, die innere Disposition zu dem Erlebnis Jakobs: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Das Letzte und Entscheidende dabei ist und bleibt freilich immer die freie Gnade Gottes, welche dieses Erlebnis schenkt zu der Stunde und an der Stelle, wo er es für heilsam hält. Er wolle uns jetzt in dieser schweren Zeit und in dem, was sie wohl noch Schwereres uns bringen wird, diese Gnade zuteil werden lassen! Amen.

---



## Wanderer zwischen zwei Welten.

(Am 25. März 1917.)

Da nun Judas zu sich hatte genommen die Schar und der Hohenpriester und Pharifäer Diener, kommt er dahin mit Fackeln, Lampen und mit Waffen. Wie nun Jesus wußte alles, was ihm begegnen sollte, ging er hinaus, und sprach zu ihnen: Wen suchet ihr? Sie antworteten ihm: Jesum von Nazareth. Jesus spricht zu ihnen: Ich bin's. Judas aber, der ihn verriet, stand auch bei ihnen. Als nun Jesus zu ihnen sprach: Ich bin's, wichen sie zurück und fielen zu Boden. Da fragte er sie abermal: Wen suchet ihr? Sie aber sprachen: Jesum von Nazareth. Jesus antwortete: Ich habe es euch gesagt, daß ich's sei. Suchet ihr denn mich, so laßt diese gehen. Joh. 18, 3—8.

Da das sah Judas, der ihn verraten hatte, daß er verdammt war zum Tode, gereute es ihn, und brachte herwieder die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und den Ältesten, und sprach: Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe. Sie sprachen: Was gehet uns das an? Da siehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hub sich davon, ging hin, und erhängte sich selbst. Matth. 27, 3—5.

„Der Wanderer zwischen beiden Welten“, so heißt ein feines Büchlein, das ein deutscher Dichter zum Andenken an seinen gefallenen Kampfgefährten und Freund geschrieben hat. Die beiden hatten sich darin gefunden und verstanden und innig lieb gewonnen, daß sie beide wie selbstverständlich das Bedürfnis in sich trugen und beide auch die frische und bewegliche Fähigkeit besaßen, der harten, grausamen, dunklen Wirklichkeit, die sie umgab und in ihrem Zwange festhielt, in jedem dienstfreien Augenblick sich zu entziehen und im Geist in eine andere versöhntere, hellere, idealere Welt sich zu erheben, ja diese idealere Welt schon in und hinter der Wirklichkeit zu spüren und manchmal geradezu zu schauen. So waren sie Wanderer zwischen zwei Welten.

Unsere Textworte erinnern uns daran, daß auch wir alle und noch in einem viel verantwortungsvolleren und folgenreicheren Sinn Wanderer zwischen zwei Welten sind. Denn zwei Welten sind's, zwei Welten, wie man sie verschiedenartiger, ja gegensätzlicher nicht denken kann, die uns aus unsern Textworten entgegentreten; die eine aus der Antwort der Hohenpriester und Ältesten an den

verzweifelden Judas Ischarioth: „Was gehet uns das an? Da siehe du zu“; die andere aus der Aufforderung Jesu an die Kriegsknechte: „Suchet ihr denn mich, so laßet diese gehen!“ Und zwischen diesen beiden Welten wandern wir, wandert die ganze Menschheit, von beiden umworben, von beiden beeinflusst, in beide verflochten, darum innerlich schwankend, innerlich gespalten, mit uns selbst im Krieg und deshalb friedlos und im Grunde unseres Wesens unselig.

Ist das unser Los, unser unentrinnbares Los? Ich meine, es ist jedenfalls unser Weg, unser unentrinnbarer Weg. Aber es ist nicht unser Ziel, nicht unsere göttliche Bestimmung. Gott hat uns nicht geschaffen, Wanderer zwischen diesen beiden Welten zu sein und zu bleiben. Er hat uns berufen, aus der einen Welt auszuwandern und in der andern Welt unsere Heimat zu nehmen. Laßet uns heute mit ernstem Sinn über diese Sache nachdenken!

So oft wir in die Passion Jesu uns versenken, so erschüttert uns immer wieder die eine Tatsache: Wie unerbittlich sie das innere Wesen der Menschen an den Tag bringt. Man mag über das Leiden und die Trübsale denken, wie man will, unbestreitbar ist ihre offenbarende Wirkung. Die Trübsal löscht den blendenden Glanz der Welt aus und bricht ihren Zauber, und nun tritt nackt und ungeschminkt die wahre Gesinnung der Menschen hervor. Wie niederschmetternd hat Judas Ischarioth das erfahren müssen!

Die Welt, in der man damals in Israel lebte, schien gar nicht so übel. War Israel denn nicht immer noch vor andern das Volk Gottes? Umspannten hier nicht fromme Sagen das ganze Tun und Lassen der Menschen und gaben ihm eine sittliche Zucht und eine religiöse Weihe? Standen an der Spitze nicht würdige Männer, die Veranstalter und Vollzieher des Gottesdienstes und die Kenner des Gesetzes, und waren sie nicht mit Fleiß darauf bedacht, daß nicht fremder heidnischer Sauerteig die gute alte väterliche Art verdarb? Gewiß, niemand konnte bestreiten, daß auch diese Welt noch nicht vollkommen war; Israel hätte noch frömmere sein und Gott noch gewissenhafter dienen können. Aber waren nicht in allen Synagogen landauf landab die Rabbiner eifrig beschäftigt, Israel in seiner Frömmigkeit zu kontrollieren und es un-

aufhörlich anzuspornen? Das Schlimmste war wohl: Israel trug noch immer das römische Joch; die Ungläubigen waren die obersten Herren und Richter über die Gläubigen. Aber stieg denn nicht tagtäglich aus den Herzen der israelitischen Männer und Frauen und Kinder ein inbrünstiges Flehen zu Gott empor, daß er doch bald seinen Gesalbten senden möge, der der Schmach ein Ende mache, das Gottesreich aufrichte und von Zion aus die Welt regiere und erneuere? Und dann, wenn das geschah, war diese Welt vollkommen und den Frommen stand in Aussicht, was an Gutem und Herrlichem ein Mensch sich auf Erden nur wünschen kann.

Darum hat Judas Ischarioth, als er vor die Entscheidung gestellt war, sich von Jesus abgewendet und von den Hohenpriestern und ihrer Welt Handgeld genommen. Die Hoffnung, mit der er sich einst Jesu angeschlossen hatte, war in tiefe Enttäuschung umgeschlagen. Dem Messias Traum, den er träumte, entsprach Jesus je länger desto weniger. Mit verbittertem Gemüte sah er, wie Jesus die Welt ihren alten Lauf weiter laufen ließ, wie er an keiner Stelle machtvoll eingriff, wie er im Gegenteil auf die Anwendung äußerer Mittel und Beeinflussungen grundsätzlich verzichtete und statt dessen nur das Eine wollte und anfang: In die Herzen der Menschen eine neue Gesinnung pflanzen und dann von innen heraus unauffällig und still auch in der Welt ein Neues wachsen lassen. Da kam Judas auf die Dauer nicht mehr mit. Das war nicht, wonach sein Sinn stand. Da war ihm, wenn er zwischen beiden Welten wählen mußte, die alte Welt und was sie gab und versprach doch noch lieber. So nahm er ihre Silberlinge und lieferte ihr Jesus aus.

Aber kaum hatte er die Wahl getroffen und begannen ihre Folgen sich zu ergeben, so ließ die Welt auch schon ihre Maske fallen und zeigte ihm ihr wahres Angesicht, ein Angesicht, davor er, innerlich völlig gebrochen, zurückfuhr: „Da Judas sah, daß Jesus verdammt war zum Tode, gereute es ihn, und brachte herwieder die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und den Ältesten und sprach: Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe. Sie sprachen: Was geht uns das an? Da siehe du zu. Und er warf



die Silberlinge in den Tempel, hub sich davon, ging hin und erhängte sich selbst."

Das ist die Welt, wie sie allezeit und überall in ihrem wahren inneren Wesen sich offenbart, wenn an ihre Knechte und Opfer die große Not kommt, die Gewissensnot, die Seelennot. Dann sehen die armen Menschen, die sich ihr hingegeben haben, daß sie von ihr betrogen sind. Dann begegnet ihrer Herzensangst und ihrem Hilferuf der kalte, herzlose Hohn: „Was gehet uns das an? Da siehe du zu!“ O daß doch die Menschen das endlich merken wollten! Ist denn der unselige Judas und sind denn alle die Unzähligen, die von der Welt denselben Sündenlohn empfangen haben, noch nicht Zeugen genug, um uns zur Besinnung zu bringen? Müssen sich denn immer neue wieder von den scheinheiligen Gebärden und den unschuldigen Mienen der Welt täuschen lassen? Freilich, mit Grund steht von dem Versucher, der die Seele dieser Welt ist, geschrieben, daß er der Vater der Lüge sei. Verstellung ist die Art der Welt und Täuschung ihre Methode. O daß wir es doch all den Söhnen und Töchtern, die jetzt auf Ostern konfirmiert werden, daß wir es doch all den Männern, die der Militärdienst oder der Krieg jetzt aus den gewohnten Verhältnissen herausreißt und in einem ganz anderen Leben vielfach den schwersten Versuchungen aussetzt, daß wir es doch allen, allen, die noch die Freiheit der Entscheidung haben, für die das Zurück noch möglich ist, mit brennender Schrift ins Herz schreiben könnten: „Hütet euch vor dem Betrug der Welt“! Daß wir sie doch hineinblicken lassen könnten in den Seelenjammer aller derer, die sich einst verlocken ließen, um der Güter und Genüsse dieser Welt willen ihre Seele preiszugeben!

Seht, wir können unserer Seele viel Leides antun: Wir können sie vernachlässigen, wir können sie mißhandeln, wir können sie hungern lassen wie einen verschollenen Gefangenen im Verliese, oder wir können umgekehrt ihr Dinge zumuten und aufzwingen, die ihrer edlen, gottentstammten Natur so zuwider sind, wie ekle Speise oder wie Gift dem gesunden Körper. Eins aber können wir nicht: Sie umbringen, sie aus unserem Leibe herausreißen; ja nicht ein

mal sie für immer stumm machen. Auf einmal, wenn wir's uns nicht versehen, regt sich die Mißhandelte und Unterdrückte wieder. Auf einmal wacht ihr Hunger mit elementarer Macht auf und schreit nach Speise, die ihn stillt. Auf einmal rüttelt der vergessene Gefangene an seinen Kerkertüren und erinnert daran, daß er noch da ist und noch lebt. Und dann spürt das aufgeschreckte Gewissen die Schuld, die auf dem verlorenen Leben liegt, und der arme Mensch in seiner Angst und Not flieht zu denen, die die Verführer und Helfershelfer seiner Sünde sind, flieht zur Welt, der er sich verkauft hat. Und die?

Fragt den Trunkenbold, was sie ihm sagten, als ihm eines Tages die Augen aufgingen über das Elend seiner Familie, über den Fluch, den er auf seine Kinder gebracht hat, über den Ruin, den er der eigenen Kraft und Gesundheit bereitet hat! Fragt die armen Mädchen, die einst als eitle, genußsüchtige, sinnliche Wesen erst sich verführen ließen und dann selber verführten, wie es ihnen ging, als sie, abgelebte, aufgebrauchte und mit Ekel hinausgestoßene Geschöpfe, an die Türen klopfen, durch die sie einst geschmückt und belohnt ein und aus gegangen waren! Und fragt die vielen, ach, so vielen, die der Glanz des Reichthums, die Macht des Geldes geblendet hat, die auch reich und mächtig werden wollten und deshalb in den Künsten und Listen der Mammonswelt sich auch versuchten und die dabei dann ein wenig, nur ein ganz klein wenig über die Grenze hinausgerieten, bis zu welcher man noch als ein Ehrenmann gilt, fragt sie, was ihnen vom Mammon und seiner Welt für Hilfe zuteil ward, als sie als Gebrandmarkte wieder kamen und um Brot und um Vertrauen bettelten! Ach, es ist immer und überall, bald gröber, bald feiner, bald brutaler, bald höflicher, bald versteckt und bald unverblümt dieselbe kalte und herzlose Antwort: „Was gehet uns das an? Da siehe du zu!“ Der Mensch will die Welt gewinnen, und im Rausche ihrer Genüsse, im Besitze ihrer Güter und ihrer Macht meint er, sie in seinem Dienste zu haben, bis dann über kurz oder lang, aber unfehlbar die Stunde kommt, wo die vergessene Seele sich wieder meldet. Und dann? Dann ist mit ihr der innere Jammer da, die Not der

Schuld, das Elend der Sündenknechtschaft, und der Mensch, der sich ein König träumte, erwacht als Sklave in Ketten. Und die Welt, die Welt, die ihn lockte, die Welt, der er diente, die Welt, an die er seine Seele verlor? Sie kann ihm nicht helfen. Wie sollten der Fänger und das Gefängnis dem Gefangenen helfen wollen? Wie sollte die Welt, die selber unerlöst ist, erlösen können?

O es liegen um uns alle her Beispiele genug, in denen sich das Schicksal des Judas Ischarioth wiederholt, oft bis ans Ende gleich. Nur um uns her? Und wir selbst? Ist auch nur einer hier, der es nicht auch schon hätte hören und hinunterwürgen müssen von den Anstiftern und Helfershelfern seiner Sünde: „Was gehet uns das an? Da siehe du zu“? Ich vermute, wenn erst einmal die Liquidation dieses Krieges erfolgt, dann werden wir dasselbe millionenfach und völkerweise sich vollziehen sehen; dann wird die wahre Gesinnung der Welt, über die wir uns durch den Glanz unserer Kultur und die Vernünftigkeit unserer Bildung und die Allerveltsbeglückung unserer Humanität so töricht haben hinwegtäuschen lassen und die jetzt der Krieg je länger desto unverfälschter zeigt, vollends an den Tag kommen. Und wir wollen es auch gleich offen sagen: Die Welt kann gar nicht anders handeln; indem sie so handelt, handelt sie ihrem innersten Wesen gemäß. Wo es an die Seele geht, da hören ihre Macht und ihre Weisheit auf. Sie rechnet nicht mit den Seelen; sie fragt nicht nach den Seelen. Sie kennt nur Hände und Köpfe. Was Seele ist, weiß sie nicht. Und wer sich darum in seiner Seelennot nirgends anderswohin zu wenden weiß als an sie, der muß wie Judas verzweifeln und verderben. Seine Seele zerbricht an ihrer harten Seelenlosigkeit; sein Herz erfriert in ihrer kalten Herzlosigkeit. Aber gibt es denn eine andere Zuflucht?

Ja, es gibt eine. Es existiert noch eine andere Welt. In unserem zweiten Textwort tritt sie uns entgegen. Das ist die Welt, die uns berührt in allem, was von Gott ergriffen und bejeelt ist. Ihre Morgenröte meldet sich in jedem, durch den Gottes Wort und Geist zu uns spricht. Ihren Sonnenaufgang aber hat



sie in Jesus Christus. In unserem Textwort spricht Jesus selber schlicht und gleichsam wie beiläufig ihr Grundgesetz aus, indem er es zugleich betätigt: „Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen!“ In diesem Wort offenbart sich uns die Gesinnung, aus der heraus zu denken, zu empfinden und zu handeln für Jesus allezeit selbstverständlich war; es ist die Liebe, die den andern lebt und für die andern sich hingibt. Eine Offenbarung dieses Wesens ist Jesu ganzes Wirken und Leben. Aus jedem seiner Worte blizt es hervor; in jeder seiner Taten wirkt es sich aus. Aber in seinem Leiden und Sterben vollendet es sich und wird zur Macht, an welcher die Sünde ihre Schranke findet, wird zum Sieg der Liebe, welche alles läßt, nur das Lieben nicht, wird zum großen stellvertretenden Opfer, welchem Gott die Kraft der Versöhnung und Erlösung gibt für alle, die sich ihm glaubensvoll anschließen.

Das ist das Wesen einer andern Welt. Es ist in diese Welt hereingekommen und in ihr wirksam. Es hat seither nie mehr an Menschen gefehlt, in denen es, wie der Apostel Paulus es einmal ausdrückt, Gestalt gewonnen hat, an Menschen, die es beseelt, durch die es wirkt. Dieses Wesen der andern Welt, der Jesuswelt, regt sich überall da, wo ein Mensch sich selbst vergift und sich selbst verleugnet, für andere eine Last trägt, für andere ein Opfer bringt, für andere Wunden empfängt, für andere lebt, für andere leidet, für andere stirbt, wenn es geschieht in treuer Menschenliebe, wenn sich einer hinstellt, damit die andern heil und frei bleiben, kurz überall da, wo Menschen handeln in der Gesinnung: „Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen!“ Und etwas davon geschieht jetzt, allerdings in Nacht gehüllt, mit Blut beschmutzt, mit aller Welt Schuld und Fluch vermengt, doch von ungezählten Männern und Frauen, von Sündern, von Menschen mit Fleisch und Blut wie wir, und zwar in einem Maß und Umfang, wie es noch nie geschah. Nur für Weltzwecke? Nur im Dienst irdischer Macht? Bloß unter äußerem Druck und Zwang? Ohne innere Kraft? Ohne göttlichen Wert? Wider Gottes Willen? Glaub's, wer's kann! Ich glaube: Der Gott, der die Versöhnung der Welt schuf, als das verführte Volk schrie: „Kreuzige ihn“, als die Hohenpriester und Ältesten ihren

schwarzen Plan durchsetzten, als der feige Hüter der Gerechtigkeit sein ungerecht Gericht hielt, als der schwache Petrus zum Verleugner und der unselige Judas zum Verräter wurde, als die Wölfe den Hirten zerrissen und die Sünder den Heiligen im Staub zertraten, der Gott, der das alles geschehen ließ und der durch dieses Geschehen hindurch das Heil der Welt vollbrachte, der waltet jetzt auch über den blutigen Arenen unserer armen Erde mit seinen Heils- und Friedensgedanken und wird keinen leiden und opfern, bluten und sterben lassen, der es redlich für andere tut, ohne auch in seine Hingabe etwas von seinen Erlösungs- und Erneuerungskräften zu legen. Auch diese Menschheitspassion und Völkertodesnot wird Gott für seinen ewigen Plan brauchen. Und wer jetzt sein Kreuz nimmt, nicht irgendein Kreuz, das er sucht und als für ihn passend selber wählt, sondern das Kreuz, das Gott jetzt auf seine Schultern legt, nicht durch Engel — auch Jesu haben nicht Engel das Kreuz auf die Schultern gelegt — sondern durch die Verwirrung und Sünde der Menschen, durch fremde Schuld, durch eigene Schuld, und nimmt's nun als sein Kreuz und leidet's als sein Kreuz und blutet darunter, am Leib, in der Seele, der hat das Recht, das göttliche Recht, sich innerlich hinter den großen Gefreuzigten mit der Dornenkrone zu stellen und seinen dunklen Weg zu gehen als einen Weg hinter Jesus her. Dann darf er es, wenn er ohne Haß- und Fluchgedanken es trägt, wenn er damit einfach für andere leiden und opfern und bluten will. Denn nicht dadurch daß wir über das Leiden erbaulich denken und erbaulich reden und nicht dadurch, daß wir das Lob der Liebe in hohen Tönen singen, gehören wir zur Welt Jesu, sondern einzig und allein dadurch, daß wir selber lieben und leiden und aus Liebe leiden und opfern. Für die alte Welt arbeitet jeder, der sich selbst sucht, für die neue jeder, der sich selbst verleugnet und hingibt. Die Sache der alten Welt stärkt jeder, der ein Stück von ihr gewinnen will und diesem Zweck seine Mitmenschen dienstbar macht. An der neuen Welt aber baut jeder mit, der sich selbst erneuern läßt und dann sich und die Dinge dieser Welt in den Dienst der Liebe gibt.

Jetzt sind die beiden Welten noch nebeneinander, oder viel

mehr jetzt schieben sie sich noch ineinander. Und wir sind nicht sowohl Wanderer zwischen zwei Welten als vielmehr Wanderer in zwei Welten. Der berühmte französische Dichter Romain Rolland wohnte kürzlich der Aufführung der Matthäuspassion in unserem Münster bei. Das große deutsche Meisterwerk hat ihn tief ergriffen. Aber er kam nicht vom Gedanken an die ungeheure Menschheitspassion los, die sich jetzt auf unserer Erde abspielt und an die auch an jenem Abend der Kanonendonner vom Elsaß her unheimlich genug erinnerte. Es schien ihm so recht eine Darstellung unserer gegenwärtigen Christenheit, wenn derselbe Chor das eine Mal „Herzliebster Jesu“ und „Mein Hirte nimmt mich an“ und das andere Mal „Kreuzige ihn“ und „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“, wenn dieselbe Bassstimme den Petrus und den Judas Ischarioth singt und dieselbe Altstimme den Gefühlen der betrübten, Christum liebenden Seele Ausdruck gibt und das Zeugnis des falschen Zeugen spricht, welches das Todesurteil des Gottessohnes herbeiführte. „Und so“, fügt er hinzu, „wird es vermutlich bleiben bis ans Ende aller Zeiten.“

Nun, wahr ist: Wir stecken in beiden Welten drin. Dieselbe Stimme singt den Bekenner und den Verleugner. Wir sind Petrus und Judas. Wir preisen Christum und wir verraten Christum. Wir bauen seine Welt und wir hemmen und verderben seine Welt. Wir kämpfen gegen die Sünde und wir helfen der Sünde zum Siege. Aber muß es so bleiben? Nein, es kann anders werden. Zwar wandern werden wir bis ans Ende unserer Tage in dieser Welt, von ihr umgeben, von ihr gelockt, von ihr auch oft genug wieder verführt und zu Fall gebracht. Aber innerlich können wir uns von der großen Gnade unseres Gottes ergreifen, im Grunde unseres Wesens von der alten Welt scheiden und in die Welt Jesu hineinpflanzen lassen und dann die Richtung immer tiefer in sie hinein wählen und durch alle unsere Torheit und Sünde hindurch beharrlich festhalten. Jesus ist nicht umsonst gestorben. Er hat sich damit das Recht an die Welt, an die Menschen, an jeden von uns erworben. Wir gehören ihm. Wir werden ihm auch nie entlaufen können. Daß wir darum doch nicht erst lange ihm zu entlaufen



versuchten, sondern uns in seine Gewalt hingäben und von seiner Gesinnung bestimmen und leiten ließen, mehr als bisher, völliger als bisher!

Es ist doch so, daß alle menschlichen Menschen im tiefsten Grunde ihrer Seele immer wieder von einem gewaltigen Respekt erfaßt werden, ja daß sie innerlich laut aufjauchzen, wenn sie irgendwo einem Denken und Empfinden und Handeln begegnen, welches aus der Gesinnung Jesu fließt. Und wir bitten Gott, er wolle die Schrecken und Opfer dieses Krieges dazu brauchen, daß viele Menschen, daß mehr Menschen als je nun der Welt den Abschied geben, welche ihre Werkzeuge und ihre Opfer in der großen Not preisgibt: „Was gehet uns das an? Da siehe du zu“, und daß sie ihr Heil und das Heil der Menschheit in der Weise zu suchen beginnen, welche sich in der Nachfolge Jesu, schirmend, sich selbst einsetzend, vor die Sünder und vor die Opfer hinstellt und spricht: „Suchet ihr denn mich, so laßet diese gehen!“ Amen.

---

## Kaufet die Zeit aus!

Schlußversammlung einer Evangelisationswoche.  
(Am 25. April 1917.)

Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit. Eph. 5, 16.

Man hat mich gefragt, ob wir nun heute am Schluß unserer Evangelisationswoche ein Erntedankfest abhalten wollten. Das tun wir nicht. Denn wir sind keine Schnitter. Was wir können und wollen, das ist bloß Säemannsarbeit, kein Garbensammeln und keine Erntestatistik. Danken allerdings wollen auch wir. Ein rechtschaffener Mensch ist dankbar für jedes Wort der Wahrheit und der Liebe, welches aus einem aufrichtigen Herzen zu ihm geredet wird. Sollten wir dann nicht dankbar sein, wann und so oft uns Gelegenheit gegeben ist, zu reden und zu hören vom Höchsten, Heiligsten und Wichtigsten, was es hienieden für uns gibt? Und das haben wir in dieser Woche mitten in der kriegersfüllten Welt in ungestörtem Frieden tun dürfen. Also danken wir. Und wenn dann das Wort der Wahrheit und der Liebe da und dort Menschen, diesmal insbesondere Männer, stutzig machte, ins Nachdenken trieb, in Klarheit über sich selbst brachte, vor die Entscheidung stellte und ihnen zur Entscheidung Mut entfachte, sollten wir dafür nicht danken? Und das ist geschehen. Und wenn ferner dasselbe Wort in manchen andern die Erkenntnis förderte und vertiefte, die erfaltende Liebe wieder in Glut versetzte, den schwankenden Glauben wieder neu befestigte, das Verantwortlichkeitsgefühl wieder belebte, den Willen, in der Nachfolge Jesu zu verharren, wieder stärkte, wenn das Wort zur Leitung werden durfte, durch welche Geist und Leben aus Gott auf Menschenherzen überströmte, sollten wir dafür nicht danken? Und das ist auch geschehen. Freilich, in allem dem geschah nichts anderes als Säemannsarbeit und Wurzelfassen der ausgestreuten Saat. Ernten aber mögen dann, will's Gott, die Frauen und Kinder, die Mütter und die Schwestern derer, die das

Wort traf und erfaßte! Ernten mögen dann bei uns allen diejenigen, die Tag für Tag mit uns zu tun haben, unter denen uns Gott unsere Arbeit und Aufgabe gibt. Wir möchten zum Schluß jetzt nur noch einmal dringlich und herzlich bitten: „Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit!“

Kaufet die Zeit aus! Das ist ein apostolischer Appell an unseren Willen. Der Apostel redet in dem ganzen Kapitel, dem unser Text entnommen ist, in lauter Imperativen: „Seid Gottes Nachfolger! Wandelt in der Liebe! Lasset euch nicht verführen! Prüfet, was da sei wohlgefällig dem Herrn! Sehet zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt!“ usw. Indem der Apostel in solchen Imperativen spricht, spricht er in der Sprache Jesu. Jesus wandte sich — denkt nur an die Bergpredigt — auch so an die Menschen; er stellte Forderungen vor sie hin; sie sollten etwas tun, sie mußten wollen. Nichts wollen, nichts begehren, nichts tun, das ist die allertrostloseste Verfassung eines Menschen. Vielleicht ist selbst Böses tun noch besser als nichts tun. Warm oder dann kalt, das ist Jesu lieber als diese Lauheit und Faulheit und Schwachheit und vor allem Feigheit des Nichtstuns, des Nichtswollens. Ohne daß wir selber wollen, werden wir niemals erlöst und erneuert, kommen wir niemals ans Ziel. Man kann einen Menschen ohne seinen Willen und sogar gegen seinen Willen aus dem Wasser ziehen und in das Spital überführen. Aber niemals kann man einen Menschen gegen seinen Willen oder auch nur ohne seinen Willen innerlich erretten und ins Reich Gottes bringen. Bei unserer Erlösung, bei unserer Erneuerung, bei der Erlangung unseres Heils und des wahren Lebens müssen doch wohl auch wir selbst dabei sein. Das alles wird uns nicht ohne uns angetan. Wir müssen es wollen. Und eben das ist's, wozu unser Text uns auffordert. Dazu sollen wir die Zeit benützen, die Zeit auskaufen.

Jede Zeit. Zu etwas anderem ist sie uns überhaupt nicht gegeben. Jedenfalls nicht dazu, daß wir wie müßige Zuschauer am Flußufer so am Ufer der Zeit sitzen und zusehen, wie da Welle um Welle, Tag um Tag, Gelegenheit um Gelegenheit, Jahr um Jahr vorüberrauscht. Das Leben ist nicht ein Stück, dessen Auf



führung wir zusehen könnten. Es ist ein Stück, in welchem auch uns eine Rolle zugewiesen ist, ein Stück, an welchem wir mitbeteiligt sind. In diesem Stück gibt es keine Pausen, wo man unbeteiligt nebenauss stehen dürfte. Die Zeit eilt in schnellem und unaufhalt-samem Flusse dahin. Wir können sie nicht festhalten und stillstellen, etwa so lange, bis wir uns gründlich besonnen haben, ob und wie und wozu wir sie benützen wollen. Sie kommt, sie ist da, und sie geht vorüber. Und wir? Wir haben sie entweder ausgekauft oder nicht ausgekauft. Ein Drittes, Mittleres gibt es nicht. Sie will ausgekauft sein. Alle Zeit. Auch die gute. Aber von der guten wollen wir jetzt nicht reden; wir haben sie nicht mehr. Viele ver-säumen die böse Zeit nun damit, daß sie von der guten träumen und reden. Wir hatten gute Zeit. Haben wir sie ausgekauft?

Ich bin überzeugt, Gott hätte lieber fortgefahren, uns gute Zeit zu schicken, wenn er gesehen hätte, daß wir sie zu unserem Heil und Segen, daß wir sie in seinem Dienst und für sein Reich aus-kaufen. Das geschah jedoch nicht. Die furchtbare Ernte, die jetzt über unsere ganze Erde hin gereift ist, offenbart, zu was für einer Ausfaat die Menschheit, die Völker, wir alle die gute Zeit be-nützt haben. Nun sendet uns Gott böse Zeit, ob wir vielleicht die besser auskaufen, so böse Zeit, wie sie auf Erden noch nie gewesen ist, wie jedenfalls wir sie noch nie erlebt haben. Und jetzt steht die Frage auf: „Willst du nun die böse Zeit ausnützen?“ In der guten Zeit hindert das Guthaben am Gutwerden. In der guten Zeit wird der Mensch schwach und schlapp. In der guten Zeit fehlt ihm der Druck auf die Feder. In der guten Zeit fühlt er sich auf trockenem, festem und sicherem Boden; soll er da ins Wasser springen und schwimmen? Die gute Zeit faßt weich und zart an und ver-weichlicht und verzärtelt den Menschen. Jetzt ist die böse Zeit da. Die greift derb und hart zu; die rüttelt streng und unsanft auf; die jagt auf die Beine; die zwingt zu Entscheidungen, zu Ent-schlüssen und zu Taten. So, möchte ich sagen, ist die böse Zeit schon als böse Zeit daraufhin angelegt, hilft sie als böse Zeit mit, zwingt sie als böse Zeit, daß man sie auskaufen muß. Und sie auskaufen ist das einzige, allerdings auch das absolut sichere Mittel,

der bösen Zeit ihr Böses zu nehmen und die böse Zeit zu einem guten Ziel und Ende zu bringen.

Daß die böse Zeit ausgekauft werden kann, das erleben wir jetzt in geradezu beispiellosem Maß und Umfang. Zu was für Leistungen hat diese böse Zeit die Kriegswissenschaft, die Technik und die Chemie gesteigert! Was für nie geahnte soziale Dinge haben sich bereits unter dem harten Druck und Zwang dieser bösen Zeit vollzogen! Wer hätte es gedacht, daß es schon so bald auf Erden Länder geben werde, wo der Millionär für all sein Gold nicht mehr Brot kriegt als der besitzlose Tagelöhner für seine Unterstützungskarte? Die böse Zeit hat's zustande gebracht. Und jetzt sehen wir, wie sie politische Umwälzungen herbeiführt, die vor ein paar Jahren noch niemand für möglich gehalten hätte. Kurz, es liegt als unbestreitbare und gewaltige Tatsache vor unser aller Augen, daß die böse Zeit, klug, entschlossen, rechtzeitig ausgenützt, Unabsehbares hervorbringen und leisten kann. Soll von dieser Möglichkeit nur die Welt, nur der Wucher, nur der Mammon, nur der Haß profitieren? Und für Gott und seine Sache und für Christus und sein Reich soll sie unausgekauft bleiben?

Es handelt sich im Zusammenhang unseres Textes um die Werbetätigkeit, um die Mission für Christus. Für ihn etwas zu tun, für ihn zu werben, seine Sache zu treiben, sein Reich unter den Heiden zu bauen und auszubreiten, dazu sollen die Leser des Apostels die böse Zeit auskaufen, die die Menschen bis ins Innerste erschüttert und beunruhigt, die ihnen ihre Ohnmacht und ihre Hilfsbedürftigkeit, ihre Not und ihre Schuld offenbart. Und dazu, für Gott, für Christus sollen wir nun auch unsere böse Zeit auskaufen. Dafür ist sie, so böse sie ist, doch gute Zeit. Dazu sind wir alle dienstpflichtig. In dieser Richtung allein erfüllen wir unsere Bestimmung, finden wir unser wahres Glück, werden wir Männer und Frauen nach Gottes Herzen, kommen wir in die Sache hinein, die siegen wird, ja die den Sieg schon hat. Denn an dem, der sie offenbart und vertritt und verbürgt und führt, sind die beiden größten Großmächte dieser Welt, welchen noch niemand widerstand, zuschanden geworden: Die Sünde und der Tod.

Eines ist jedoch die Voraussetzung dazu: Bevor wir andern dienen können, müssen wir uns selber dienen lassen. Bevor wir andern Liebe zu spenden haben, müssen wir selbst Liebe erfahren. Bevor wir andern zur Freiheit und auf den rechten Weg helfen können, müssen wir selbst aus der Gebundenheit heraus und auf den Weg des Lebens gebracht sein. Bevor wir Gottes Forderung erfüllen können, müssen wir Gottes Gabe empfangen haben. Bevor wir Jesum in Wahrheit unsern Herrn nennen dürfen, müssen wir ihn als unsern Erlöser und Heiland erlebt haben. Bevor wir die böse Zeit auskaufen können, um etwas zu tun, müssen wir sie auskaufen, um etwas zu werden. Das ist Gottes allererste Absicht, wenn er uns böse Zeit schickt. Sie soll uns zu ihm treiben. Sie soll uns nach ihm bedürftig machen. Sie soll uns unserer Unfähigkeit und Untauglichkeit überführen, damit wir dann ihn aus uns etwas machen lassen. Wir erleben es jetzt mit Schmerz und Schrecken, wohin wir kommen mit dem Wesen und Gesetz der Welt, damit wir uns versetzen lassen in das Wesen, das uns Gott in Christus anbietet, und uns gläubig und gehorsam beugen unter das Gesetz, das im Kreuz von Golgatha offenbar und wirksam ist.

Aber ist es dazu nicht immer noch Zeit, morgen noch, übers Jahr noch, in zehn Jahren noch? Und bleibt sich Gott denn nicht immer gleich, ist immer Gnade, immer Barmherzigkeit, immer der Vater, der in Christus uns sucht und erlöst? In der That, wer morgen, wer übers Jahr, wer in zehn Jahren noch da ist, kann — vielleicht — auch dann Gottes Gnade erfahren. Aber wer sagt dir, daß du dann noch da bist? Und wenn du dann noch da bist, wer sagt dir, wie du alsdann da bist? Weißt du nicht, daß jedes Versäumnis, daß jede Sünde ein neuer Strick ist zu den alten hinzu, mit denen du schon gebunden bist? Weißt du nicht, daß aus dem Nochnichtwollen unmerklich ein Nichtmehrkönnen werden kann? Bist du gewiß, daß du, dem Lichte bewußt abgewandt, doch die Grenze erkennen wirst, bis zu der hin du immer noch umkehren und eben das Licht noch erblicken kannst und von der weg völlige Finsternis dich umgibt? Weißt du wirklich, ob und wie viele Gelegenheiten noch für dich kommen? Hast du denn noch nie über die selt-



same Sache nachgedacht, daß nach der großen Rede Jesu über das Endgericht in Matthäus 25 die Menschen, die dort in die Gottesferne hinausgestoßen werden, von diesem Urteil ereilt sind, nicht weil sie etwas, sondern weil sie nichts getan haben?

Eins ist ganz gewiß: Den Entscheidungen können wir ausweichen; aber Gott können wir nicht ausweichen. Es gibt keine Flucht vor Gott; es gab nie eine und es wird nie eine geben. Aber das gibt's: Eine Flucht zu Gott. Gott ist Zuflucht, ist sie jetzt noch für uns alle. Darum kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit! Amen.

---

## Freiheit.

(Am 17. Juni 1917.)

So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Joh. 8, 36.

Zu den beliebtesten Gründen, womit viele ihre Ablehnung des Christentums und überhaupt der Religion rechtfertigen, gehört der Hinweis auf alle die Greuel und Untaten, die in ihrem Namen schon verübt worden sind. Gibt es aber eine Sache, welche man mit dieser Art von Beweisführung mit mehr Fug und Recht ablehnen, ja bekämpfen müßte als die Sache der Freiheit? Wie grauenhaft ist man doch während der französischen Revolution im Namen der Freiheit verfahren! Und wie wird jetzt in diesem jammervollen Kriege die hehre Losung der Freiheit heuchlerisch, schamlos mißbraucht! Der atembeklemmende Druck, der auf unser kleines Volk ausgeübt wird, die beständigen Schikanen, die man ihm bereitet, die unaufhörlichen Eingriffe in das öffentliche, in das geschäftliche und selbst in das private Leben, die es sich gefallen lassen muß, die mancherlei zweifelhaften Elemente, die man zum Zwecke der Verhehung oder der Spionage in unsere Mitte schickt, das alles läßt es uns jetzt am eigenen Leibe erfahren, was für Dinge man sich unter dem Vorwand des Schutzes der Freiheit herausnimmt. Wer jetzt ungestraft Unrecht tun will, muß es in der Rolle des Befreiers tun. Jetzt hat sogar der unerbittlichste und herzloseste aller Despoten, der Mammon, seine goldene Krone mit einer Jakobinermütze vertauscht und wird nicht müde, die Welt zu versichern, daß sein gutes Herz nur für ein Ziel schlage, für die Befreiung des Menschengeschlechts, welches in Wahrheit doch von niemandem mehr unterdrückt und ausgebeutet wird als gerade von ihm.

Uns im Schweizerlande fehlt es diesen Reden und Taten gegenüber am gutmütigen Glauben. Das Lied von der Freiheit wird in unserem Lande seit alters gesungen. Wir sangen alle es

von Kindsbeinen auf mit. Raum irgendwo anders hat die Freiheit schon in dem Maße in politischen Ordnungen und Einrichtungen ihre Verwirklichung gefunden wie bei uns. Wir dürfen in Sachen der Freiheit fremde Belehrungen und fremden Beistand füglich ablehnen. Wir kennen uns in dieser Sache selber aus. Wir wissen, wie es bei dem erhebenden Schauspiel der Freiheit vorne auf der Bühne zugeht, und wir wissen, wie es dabei hinter den Kulissen zugeht. Trotz allem haben wir freilich den Freiheitsglauben nicht verloren. Er wurzelt tief und fest in unserer Seele. Wir kommen uns in Verhältnissen ohne politische Freiheiten vor wie in sauerstoffarmer Luft; es benimmt uns den Atem. Darum sind wir auch mit warmer Teilnahme dabei, wenn irgendwo für die Freiheit etwas Redliches unternommen wird.

Über den Freiheitsaberglauben besitzen wir nicht mehr. Wir halten ihn vielmehr für das schlimmste Hindernis zur Erlangung wirklicher Befreiung und Freiheit. Wir meinen zu beobachten, daß die allerschlauesten Menschenbeherrscher ihre Macht durch nichts so rasch und so sicher aufzurichten und zu befestigen vermögen, als wenn es ihnen gelingt, die von ihnen beherrschten Menschen und Völker in einen Freiheitsrausch und -aberglauben zu versetzen.

Je länger wir über die Freiheit nachdenken und nicht bloß nachdenken, sondern sie auch praktizieren und mithelfen, daß sie eine allgemeine Menschen- und Menschheits Sache werde, desto unwiderstehlicher drängt sich's uns auf, ja desto tiefer und sicherer erleben wir es, daß die Freiheit im letzten Grunde eine ganz persönliche und durchaus innerliche Sache ist und daß alle Befreiungen eine Täuschung sind, alle Freiheiten auf eine Komödie hinauslaufen, solange ein Mensch die innere Befreiung noch nicht erlebt und die innere Freiheit noch nicht empfangen hat. Darum reicht alles, was in der Freiheitsfrage jemals gesprochen oder geschrieben, erstrebt, beschlossen und verordnet worden ist, an Bedeutung und Wahrheit auch nicht von ferne an das kurze schlichte Wort heran, welches uns der Evangelist Johannes aus dem Munde Jesu aufbehalten hat: „Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“

Freiheiten kann man allerdings auch ohne ihn haben. Die



Menschen haben sie in der Regel ohne ihn. Aber sie haben sie dann als Unfreie. Es wäre töricht, die Freiheiten deshalb gering schätzen zu wollen. Die Freiheiten sind allgemeine Bürger- und Menschenrechte, welche an die Stelle früherer Standes- und Klassenvorrechte getreten sind. Die Freiheiten sind allen aufgeschlossene Möglichkeiten, welche vorher durch eine hohe Mauer abgesperrt und nur wenigen Bevorzugten zugänglich waren. Wenn auf einem Gebiete Freiheiten errungen werden, so ist das, wie wenn man einen herrschaftlichen Park in eine öffentliche Anlage verwandelt; die Gittertore gehen auf; jedermann hat freien Zutritt. Aber damit, daß sie nun den Volksgarten betreten, werden die Menschen noch keine freien Menschen. Die Freiheiten haben keinen Selbstzweck. Sie sind ein edles Material. Ob aus ihnen dann aber auch kostbare und feine Dinge hergestellt werden, hängt ganz und gar von dem Gebrauche ab, den die Menschen davon machen. In bezug auf die Freiheiten ist stets dreierlei möglich: Rechter Gebrauch, Mißbrauch oder — dieser Fall ist bei uns im Schweizerlande besonders häufig — gar kein Gebrauch. Das Wertvollste an den Freiheiten ist immer das, daß sie die Verantwortlichkeiten auf eine breitere Grundlage stellen, daß sie vielen die Möglichkeit verschaffen, mitzudenken, mitzusorgen, mitzutragen, mitzuarbeiten und mitzuwachen. Freilich, diese Seite der Freiheiten wird meistens weder ernsthaft beachtet noch eifrig begehrt. Man begnügt sich, die Rechte der Freiheiten zu fordern. Aber Rechte können von einem Menschen auf keine andere Weise wirklich angeeignet werden als so, daß er die entsprechenden Pflichten frei und freudig auf sich nimmt und erfüllt. Ob man dazu willig und fähig ist, das ist jedoch eine durchaus innerliche Sache, das hängt an der inneren Freiheit oder Unfreiheit. Und da nun gilt: „Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“

Jesus denkt bei seinem Worte an die Unfreiheit, welche am allgemeinsten und am heillossten ist: An die Knechtschaft der Sünde. An dieser Stelle liegt ja, wie jeder tiefer blickende Mensch weiß, vor allem jeder, der sich über sich selbst nicht mehr täuscht, die Ursache, weshalb so oft alle Befreiungen, die man mit Begeisterung

durchführt, und alle Freiheiten, die man mit höchstgespannten Erwartungen begrüßt, in ihrem Ergebnis kläglich enttäuschen. Es fehlt an wahrhaft freien Menschen, an Menschen, welche frei und stark genug sind, um sich edle, reine Ziele zu setzen und ihr ganzes Wesen und Handeln auf diese Ziele einzustellen. So werden die neuen Freiheiten, von denen man sich das Heil versprach, nur neue Tummelplätze für gewissenlose Streber und schlaue Volksumschmeichler. Jeder Ehrliche weiß aus seinen eigenen persönlichen Erfahrungen, wie wenig mit allen äußeren Veränderungen seines Lebens erreicht ist, solange er selbst innerlich der alte Mensch bleibt und die neuen Dinge wieder mit der alten Leidenschaft und Selbstsucht befleckt und mißbraucht. Und insbesondere wissen wir alle aus unserer eigenen beschämenden Erfahrung, was für ein elendes und im Grunde unwürdiges Spiel alles sogenannte Freisein und Freiheitenhaben bleibt, solange man selbst ein armer Knecht der Sünde ist. Da reden wir von Freiheit, da kämpfen wir für Freiheit, da spielen wir den Freiheitsmann und den Befreier, und im Stillen müssen wir uns sagen: „Es ist gut, daß die Menschen mich so schlecht kennen. Wüßten sie, in was für jämmerlichen Fesseln ich selbst noch stecke, von was für geringen Beweggründen ich noch bestimmt werde, was für ein unreines oder böses Feuer heimlich in mir noch brennt, was für lächerlicher Gewohnheiten Sklave ich noch bin, meine Rolle wäre schnell ausgespielt.“ Nun aber stellen wir uns fest und aufrecht als freie Menschen vor die Leute hin, und vor unserem eigenen Gewissen stehen wir da als Angeklagte, als Verurteilte, als Schuldbeladene, als Verdorbene.

Solange es innerlich so mit uns steht, — darüber wollen wir uns doch nicht selber täuschen und nicht von andern täuschen lassen — solange werden alle äußeren Freiheiten uns nicht zum Besten dienen und solange werden wir sie auch nicht zum wahren Besten unseres Volkes gebrauchen können, solange verhindern wir und helfen wir den Segen verhindern, der aus diesen Dingen erwachsen sollte. Wir sind in diesem Zwiespalt unwahr und gebrochen. Es geht von uns nicht die Kraft aus, die von uns ausgehen könnte. Und wir haben selber die innere Ruhe und Freude nicht, die doch

mit dem Besiz wahrer Freiheit verbunden ist. Das Erste und Dringendste in der Freiheitsfrage ist und bleibt deshalb das, daß wir selbst innerlich zurechtkommen, daß die Thür unseres Schuldgefängnisses aufgetan wird, daß der Bann und Fluch der Sünde über uns gebrochen wird. Kann das geschehen?

Jesus will und kann das tun. Er allein, er aber auch wirksam. „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“ In ihm tritt die Gnade Gottes zu uns. In ihm erleben wir es, daß der uns vergibt, von dem letztlich alles abhängt, auch unser Los in Zeit und Ewigkeit. Im Erlebnis der göttlichen Liebe, die ihn sucht, die seiner sich annimmt, die ihm verzeiht, die ihn aus der Schuld und Not zu sich emporhebt, wird der Mensch frei. Wir kennen alle den unseligen Zustand der Befangenheit und Unfreiheit, in welchen wir geraten, wenn wir einem uns nahe stehenden Mitmenschen gegenüber uns Böses zuschulden kommen ließen. Das vorher herzliche und vertrauensvolle Verhältnis ist, selbst wenn es äußerlich gar nicht zu einem Bruche kommt, im Innersten verdorben. Die von uns begangene Sünde frisst wie ein Gift von innen her daran. Wir weichen dem Menschen aus, oder wenn wir es nicht können, wenn wir doch mit ihm zu verkehren haben, so schauspielern wir und verbergen uns feig und schlecht hinter einer Maske. Und wir haben jedesmal nachher das Gefühl: „Du wirst immer schlechter und verächtlicher.“ Es gibt nur eine Erlösung, die, daß der andere die trennende Kluft überschreitet und seine Hand uns entgegenstreckt. Daß er die überlegene edle Kraft besitzt, uns dennoch seine Liebe nicht zu entziehen, sondern uns wahrhaft zu verzeihen, das befreit uns, das nimmt den Druck von unserer Seele; nun leben wir wieder. Das ist ein Gleichnis für das, was Gott in Jesus Christus der Sünderwelt tut. In Jesus ist die heilsame Gnade Gottes auf uns gerichtet über alle unsere Sünde und Schuld hinweg. In ihm streckt sich der starke, treue Vaterarm in die Not und in die Gefangenschaft des Kindes hinab und macht es frei.

Man kann dieses Erlebnis freilich nicht machen. Es muß geschehen. Unsererseits ist nur das möglich, daß wir die Freiheiten nicht mit der Freiheit verwechseln; daß wir unsere eigenen Fesseln spüren

und dann nicht leugnen; daß wir wirklich ehrlich, ernsthaft, sehnlich frei werden möchten und nicht im Herzen in Wahrheit doch lieber Knechte der Menschen und der Dinge, der Lust und der Leidenschaft bleiben wollen. Wenn dann auf irgendeinem Wege Jesus an uns herankommt, so erleben auch wir seine Macht und Liebe als Vergebung. Vergebung aber befreit, befreit vor allem von dem, was mehr als alles andere unfrei und befangen, wir dürfen schon sagen, gefangen macht: Von der Furcht des bösen Gewissens.

Es ist heilsam, wenn wir immer wieder das Erlebnis der inneren Befreiung da ins Auge fassen, wo es in besonders gewaltiger und eindrucksvoller Größe und, ich möchte sagen, auch mit fast durchsichtiger Klarheit erlebt worden ist, bei Paulus und bei Luther. Was haben sie beide es sich doch kosten lassen, um sich aus ihrer Sünde und ihrem Unfrieden herauszuarbeiten! Und wie haben sie beide sich darüber nur in immer quälendere Unsicherheit und Unfreiheit verstrickt! Und wie hat endlich beide Jesus mit seiner Vergebung frei gemacht. Und zu was für einer wundervollen Freiheit! Ist eine imponierendere Freiheit denkbar als die des Apostels Paulus, der vor den hohen Herrschaften in ihrem Glanz und Gepränge seine kettenbeschwerten Arme ausstreckt und aus überquellendem Seligkeitsgefühl heraus ihnen zuruft: „Ich wünschte vor Gott, daß alle, die mich heute hören, solche würden wie ich bin, ausgenommen diese Bande“, oder der als Untersuchungsgefangener in Rom, menschlicher Macht wehrlos ausgeliefert, jahrelang auf die Erledigung seines Prozesses wartend, in völliger Unsicherheit, ob Freispruch oder Hinrichtung seiner warte, die stolzen Worte schreiben kann: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“? Und ist ein souveränerer, freierer Mensch denkbar als Martin Luther, wenn er in Augsburg einem Vertrauten des Kardinals, der ihn auf die drohenden Gefahren hinweist, auch auf die Unmöglichkeit des kurfürstlichen Schutzes, und fragt: „Wo wollt Ihr denn bleiben?“ frischweg antwortet: „Unter dem Himmel“, oder



wenn er, im Begriff, aus seinem Versteck auf der Wartburg wieder in die Welt hinauszutreten, dem ängstlichen Kurfürsten, der ihn dann nicht mehr glaubte schützen zu können, schreibt: „Eure Kurfürstlichen Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Eurer Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wolle Eure Kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Eure Kurfürstlichen Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten noch helfen. Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen“?

Es ist deutlich: Jesus macht dadurch frei, daß er den Menschen zum Vater bringt. Wer in ihm die göttliche Gnade wirklich erlebt hat, so erlebt hat, daß sie ihm über seine eigene Schuld und Sünde hinweghilft und er nun trotz ihr des ewigen, heiligen, allmächtigen Gottes als seines Vaters im Himmel gewiß und froh geworden ist, der lebt nun auch von dieser Gnade, verläßt sich allweg auf sie und besitzt in einem starken, tapferen Gottvertrauen eine innere Ruhe und Freiheit unter Umständen und in Zeiten, wo andere aus aller Ruhe und Fassung geraten und Knechte der Sorge, des Zweifels, der Furcht und des Kleinglaubens sind. Während ich über diese Sache mir Rechenschaft gab, las ich in einer deutschen religiösen Wochenschrift aus dem Briefe, den ein Landsturmmann, ein Vater von vier Kindern, Ende April vom entsetzlichen Schlachtfeld bei Arras an seine Frau geschrieben hat, folgende Stelle: „Lichte Augenblicke suche ich nach Möglichkeit auszu kaufen. Gestern früh hatte ich bei schönstem Morgensonnenschein einen Weg nach der Beobachtung zu machen, der mir wirklich ein Genuß war. Auf dem Rückweg setzte ich mich neben ein Bahnwärterhäuschen bei einem großen Granatloch in die Sonne und gedachte der göttlichen Gnade, die solch herrliche Wärme spendet. Ich denke immerzu: Gott hat alles in seiner Hand, und ich bin sorglos wie ein Kind.“ Ist eine solche Ueberlegenheit über die

äußeren Umstände, eine solche königliche Unabhängigkeit der Seele, eine solche Ruhe in Gott mitten in der denkbar schrecklichsten Umgebung nicht auch Freiheit, man möchte beinahe sagen, unüberbietbare Freiheit? Ach alles Gerede über Befreiung und Freiheit hilft uns nichts, rein nichts, wenn in der nächsten Viertelstunde schon die erste beste Kleinigkeit, irgendein geringfügiges Mißgeschick, irgendein widerwärtiger Mensch uns innerlich wieder über den Haufen zu werfen vermag. Und das geschieht bei den meisten von uns immer wieder. Wir sind in unwürdiger Weise unter die Umstände und Zufälligkeiten des Lebens, ja vielfach unter überaus Kleinliche und lächerliche Dinge geknechtet. Und wir werden nicht anders freie Menschen als so, daß wir endlich einmal mit unserem Vertrauen auf Gott ernst machen, uns also wirklich unter seinem Regiment wissen, nicht bloß ein wenig, sondern ganz, nicht bloß dann und wann, sondern stets.

Jesu Freiheitswerk an uns vollendet sich aber darin, daß er uns zur Liebe befreit und das Gesetz der Liebe zum Gesetz unseres Wesens und Lebens macht. Das ist der höllische Betrug, worin jetzt die Welt gefangen ist: Sie behauptet, daß sie Freiheit wolle, und sie läßt sich vom Haß bestimmen. Haß und Freiheit sind jedoch unverträgliche Gegensätze. Wer aus dem Haß denkt und handelt, denkt und handelt nicht selbst, in dem denkt und handelt es oder vielmehr sie, nämlich die finstere Macht, der er sich gefangen gegeben hat. Nur wer sich der Liebe hingibt, wird frei. Das war Jesu einzigartige, überragende Freiheit, daß er, mochten die Menschen sein und sich gebärden, wie sie wollten, stets in der Liebe war. Nicht in einer Liebe, die gutmütige Schwäche oder weiche Mitleidsstimmung mit allem und jedem gewesen wäre, sondern in einer Liebe, die stärker, reiner, durch nichts beirrbarer Retterwille war, die darum auch zürnen und strafen, fordern und zumuten konnte, Liebe, die völlig unabhängig war von den äußern Umständen und von dem, was die Menschen urteilten, die überall an die Seelen glaubte und die Seelen suchte, wenn sie vergab und wenn sie schalt, wenn sie selig pries und wenn sie Wehe rief.

Es ist uns jetzt geradezu inneres Lebensbedürfnis, nach

Aeußerungen und Tühen zu suchen, woraus uns Menschen entgegenreten, welche von der allgemeinen Hasinfektion nicht angesteckt worden sind, sondern noch immer mit Gedanken der Liebe über die gesperrten Grenzen hinüber und herüber gehen. Und wo wir auf solche Liebe stoßen, auf solche versöhnliche und gerechte Gesinnung, da haben wir auch alsbald die Empfindung: „Siehe da ein freier Mensch!“ Unsere Freiheit wächst in dem Maß, als die Liebe das Gesetz unseres Denkens und Empfindens, Urteilens und Handelns, unseres Lebens wird. Dann werden wir nicht mehr durch die Art und das Verhalten der andern bestimmt. Dann bestimmen wir uns selbst. Ja dann lernen wir sogar dem Bösen gegenüber im Guten verharren und Gutes tun. Das ist dann der Triumph der Freiheit, deren Anfang das Erlebnis der Vergebung und deren täglicher Ausdruck das kindliche, tapfere Vertrauen auf den Vater im Himmel ist.

So werden wir freie Menschen. Und von freien Menschen erst werden die Freiheiten wirklich zum Segen gebraucht. Wir leben in einer Zeit, die neue Freiheiten fordert, Freiheiten für die Völker, Freiheiten für die Unterdrückten, Freiheiten für die Frau, Freiheiten schon für das Kind, politische Freiheiten, soziale Freiheiten, religiöse und religionslose Freiheiten. Es klingt immer wie hellstimmernde Trompetenstöße, wenn solche Freiheiten ausgerufen werden. Der Ton fährt Jungen und Alten ins Gebein. Und die Hoffnung sieht schon die Morgenröte eines neuen schöneren Tages. Für die Freiheiten sich ins Zeug zu legen, den Freiheiten als Werber und als Herolde voranzuschreiten, das ist eine Sendung, die viele lockt. Ich möchte aber herzlich bitten, daß nicht alle auf die Straße eilen und um die Freiheitsbäume tanzen. Es ist dringend nötig, daß einige ganz altväterisch nach der Freiheit trachten und für die Freiheit arbeiten, die Jesus gibt. Denn ich fürchte, bald genug wird man entdecken, daß man mit den Freiheiten doch die Freiheit noch nicht hat, und wird unter den Befreiern nach Freien suchen. Möchten dann wir, nicht Freigebliebene — das ist nur Einer —, aber wahrhaft Befreite und nun Freie sein! Amen.

## Was will Gott?

(Am 9. September 1917.)

Es begab sich aber, als die Zeit erfüllet war, daß er sollte von hinnen genommen werden, wendete er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. Und er sandte Boten vor sich hin; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestelleten. Und sie nahmen ihn nicht an, darum daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. Da aber das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias tat? Jesus aber wandte sich und bedräuete sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Luf. 9, 51—56.

In dem, was einer will, zeigt sich am sichersten, was einer ist. Die Richtung, in die sich das tägliche Wollen und Streben einstellt, gibt zuverlässigere Auskunft über die Gesinnung eines Menschen als seine Bekenntnisse. In den Bekenntnissen gibt sich der Mensch so, wie er den Menschen erscheinen möchte; in seinem Wollen gibt er sich so, wie er wirklich ist. Wir wissen es leider alle aus schmerzlichen Erfahrungen unseres Lebens, wie oft das tägliche Gesinntsein und Verhalten der Menschen den hohen Idealen und schönen Grundsätzen widerspricht, die sie bekennen. Aber kaum schon haben wir die Erfahrung gemacht, daß zwar das tägliche Wollen eines Menschen sich in einer verkehrten Richtung bewegt, sein Wesen aber gut und edel ist. Der Wille ist das Wesen, ist der Kern des Wesens. Nicht in dem, was wir in Stunden der Gehobenheit und Ergriffenheit denken und fühlen, sondern in dem, wonach wir Tag für Tag begehren und uns strecken, verraten wir unser wahres Wesen. Wollen wir uns über uns selbst nicht täuschen, so müssen wir uns nach unserem Willen beurteilen; und wollen wir unsere Mitmenschen richtig beurteilen, so muß unser Urteil auf ihren Willen gehen.

Es ist mit der Erkenntnis Gottes nicht anders. Wir erkennen



Gott, wenn wir wissen, was Gott will. Und hier verhält es sich glücklicherweise nun so: Während wir uns vergeblich abmühen, uns über das Wesen Gottes an und für sich und über seine Eigenschaften klare, befriedigende Gedanken zu bilden, so hat Gott selbst seinen Willen uns kundgetan, hell und eindrucksvoll genug, um ihn verstehen und uns getrost darauf verlassen zu können.

Wirklich? Ist es so? Erleben wir nicht eben jetzt das Gegen-  
 teil davon? Liegt jetzt nicht die Frage: „Was will denn Gott?“ an unserem Wege wie in der griechischen Sage das verderbliche Ungeheuer, welches jeden, der des Weges kam und das Rätsel nicht zu lösen wußte, in den Abgrund stürzte? Was will denn Gott? Besteht nicht gerade darin jetzt unsere große innere Not und Qual, daß wir das nicht mehr wissen, daß wir den Willen Gottes mit dem entsetzlichen Geschehen dieser Zeit nicht zusammenreimen können, ja daß sich vor unseren Blicken alle Spuren des göttlichen Willens zu verlieren scheinen und es uns vorkommt, als ob in dem wahnwitzigen Selbstmord der Völker finstere, wilde Mächte des Abgrundes sich sinnlos austoben? Ja, so ist es, und ich wüßte, von einer einzigen Stelle abgesehen, auch nicht, wohin wir uns flüchten könnten, um dieser verzweifelten Betrachtung zu entinnen und innerlich zur Ruhe und zur Zuversicht zu kommen.

Oder sollen wir uns vielleicht an die stets aufs neue wiederholten öffentlichen Erklärungen derjenigen halten, welche jetzt dieses blutige Geschehen auf Erden dirigieren, welche immer neue Menschen und Völker zur Schlachtbank führen und welche, wie sie sagen, es sich vorbehalten haben, zu bestimmen, wann es zum Heil der Menschheit endlich genug sein soll? Nennen sie uns nicht hohe, heilige Dinge, um die es sich für sie jetzt handle und um derentwillen immer neue Blut- und Massenopfer wohl zu rechtfertigen seien? Ach wenn je so geht es uns da nach dem Dichtersworte: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Die Hände dieser Zielseher sind zu blutig, blutig freilich nicht — das würde ihnen unseren Glauben gewinnen — von ihrem eigenen Blute, das sie für die andern vergossen hätten, sondern blutig vom Blute der andern, das sie für sich und ihre Pläne vergießen lassen.

Und ihre Herzen sind nicht frei; sie sind von unheimlichen Gewalten in Besitz genommen, von einer Rachsucht und Vergeltungswut, im Vergleich womit das, was uns unsere Tergeschichte von Jakobus und Johannes erzählt, die reinste kindliche Unschuld ist. Was in dieser Geschichte der augenblickliche Ausbruch einer gereizten Zornesstimmung war, die übrigens unter dem Verweis Jesu sich alsbald legte, das hat sich jetzt zu einem ungeheuren, planvoll die ganze Welt umspannenden Unternehmen gesteigert und wird mit einer Zähigkeit des Willens und einer Kaltblütigkeit der Berechnung durchgeführt, die uns unter dem vielen Erschreckenden dieser Zeit als das Allererschreckendste vorkommt, als die unheimlichste Steigerung des Widergöttlichen, des Dämonischen. Die Jünger baten den Herrn um die Erlaubnis: „Herr, so du willst, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie?“ Jesus aber strafte sie: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ und sie verstummten. Die Gewalthaber jetzt jedoch stellen die Rache nicht Gott anheim, sondern nehmen sie selber in die Hand und häufen, was sie an Mitteln und an Menschen aufreiben können, an, um selber Feuer auf Land und Leute fallen und sie darin verderben zu lassen. Nein wahrhaftig, da finden wir keinen Gotteswillen; da verliert sich für unseren Blick und für unsere Erkenntnis Gottes Weg und Wille in ein schauerliches Chaos; da trifft der Volksmund das Richtigere, wenn er derb und drastisch erklärt: „Der Teufel ist los.“

Und eine Antwort auf die Frage: „Was will denn Gott?“ die uns innerlich zurechthülfe, finden wir auch bei denen nicht, welche jetzt — wie soll ich sagen? — als eine Art Anwälte Gottes uns den Sinn der gegenwärtigen Geschehnisse zu deuten und die göttlichen Gedanken und Absichten dabei nachzuweisen versuchen. Zwar fühlen wir: Darin müssen sie wohl Recht haben, daß Gott auch in diesem Dunkel wohnt und daß zuletzt auch der Menschen Verwirrung und Untat seinem Willen irgendwie dienstbar wird. Es ist uns schlechthin undenkbar, daß irgend etwas, vollends menschliche Macht und Bosheit, über Gott empormachsen und seinen Rat zunichte machen könne.

Und ob gleich alle Teufel  
Hier wollten widerstehn,  
So wird doch ohne Zweifel  
Gott nicht zurücke gehn:  
Was er sich vorgenommen  
Und was er haben will,  
Das muß doch endlich kommen  
Zu seinem Zweck und Ziel.

Dabei bleibt es für uns. Aber ebenso lebendig und stark ist in uns das Gefühl, daß in diesen Geschehnissen Widergöttliches sich auswirkt, daß Gott unsere Erde nicht zum Schauplatz solcher, sondern anderer Dinge geschaffen hat. Und wenn wir deshalb auch, von unserem Gewissen überführt, beistimmen, daß in diesen Dingen ein Gericht Gottes über die Menschen sich vollzieht, so kann sich doch unser Herz damit nicht stillen. Es sagt uns, daß das wohl ein Stück Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ist, daß das wohl auch eine Absicht Gottes ist, daß sich aber darin sein wahrer, tiefster Wille nicht erschöpft. Und so sehen wir uns trotz allem, was man uns in guten Treuen und mit ernstester Absicht über die Geschehnisse dieser Zeit und ihren Sinn sagt, doch vor ein undurchdringliches Dunkel gestellt, welches uns Gott verbirgt, ihn uns zum erdrückenden Rätsel macht, vor dem unser Herz zittert.

Es gibt nur eine Stelle, wo wir innerlich Rettung finden. Wer die nicht betreten mag und bei ihr nicht Rettung finden kann, dem weiß ich keine andere Zuflucht. Diese Stelle ist Jesus Christus. So wie er in unserem Textworte den entrüsteten, vom Geiste rachsüchtiger Vergeltung ergriffenen Jüngern mit einem ganz anderen Wesen und Wollen entgegentritt, so muß jetzt mitten in dieser Welt, die von ungebändigten, alle Fesseln zuchtlos sprengenden, wild verheerenden Haß- und Racheinstinkten in ein so beispielloses Verderben hineingerissen worden ist, auch vor unsere Seele Jesus hintreten, damit wir an ihm zur Besinnung und zur innern Klarheit kommen. Jesus ist die Antwort auf die Frage: „Was will Gott?“ Er ist die ausreichende und erschöpfende Antwort, neben welcher alles, was jemals tiefe Denker und gottergriffene Propheten in dieser Sache geäußert haben, nur ein schüchternes

Ohnen und unbeholfenes Stammeln ist. Jesus ist die Antwort für alle Zeiten und für alle Völker, die einzige, die sie versöhnen und ihnen wirklich helfen kann. Und was er uns nun als den Willen Gottes offenbart, das hat er kaum in einem zweiten Worte so schlicht und kurz und zugleich so herzerquickend und beseligend ausgesprochen wie an unserer Textstelle, wo er den Bornes- und Vergeltungswillen der Jünger als ein Fremdes, Finsternes, Böses streng zurückweist: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ und dann des göttlichen Geistes Wesen, als dessen Träger und Werkzeug er sich weiß, also kennzeichnet: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Darin haben wir die Antwort auf die Frage: „Was will Gott?“ Ihn hat Gott in unsere dunkle Welt gesandt, daß er uns das sage, es uns zeige, selber es uns glaubhaft und herzbezwingend vor Augen stelle. Und nun haben wir die Wahl, ob wir ihm Glauben schenken oder den Glauben versagen wollen.

Das, meine ich, muß wohl jeder spüren und zugeben, der sich dem Eindruck seines Wesens hingibt: „Ja, in diesem Mann ist in der Tat der Wille lebendig, welcher der Menschen Seelen nicht verderben, sondern erhalten will.“ Darin liegt recht eigentlich der Schlüssel zu allen seinen Worten und Taten. Es geht bei ihm alles darauf, Seelen zu retten und zu erhalten. Er tritt vor allem an jeden mit der Voraussetzung heran, daß auch er eine Seele habe, die es wert sei, erhalten zu werden. Von dieser Voraussetzung aus nimmt er auch die geistig Gebundenen und Amnachteten und auch die sittlich Gesunkenen und Verdorbenen. Es scheint ihm der Mühe wert, die Seele des besessenen Gadareners oder die Seele des samaritanischen Weibes am Jakobsbrunnen oder der großen Sünderin oder der zum Tode verurteilten Ehebrecherin oder die Seelen der verachteten und gemiedenen Zöllner zu retten. Es ist ihm, weil er die Menschen so ansieht, unmöglich, jemals einen Menschen zu verachten. Er weiß, er würde damit Gott verachten, der auch diesem Menschen eine Seele gab und in seiner Seele einen Gotteschatz von unersehblichem Wert. Diesen Schatz sucht sein Auge hinter allem Schmutz, unter allem Schutt des Lebens. Nach dieser Seele



taftet er mit feiner, leiser, scheuer Hand, fast ängstlich, daß er nicht unzart an sie greife. In seinem Blick und Wesen, in der Art, wie er den Menschen entgegentritt, liegt auch nicht ein Mitleid, wie wir es leicht haben, ein Mitleid von oben herab, ein Mitleid des Besitzenden mit dem Besizlosen, ein Mitleid, woraus Erstaunen und Vorwurf sprechen: „Wie hast du dich nur so sinken lassen? Sieh mich an; ich konnte mich doch halten!“ Jesus ist stets von tiefer Ehrfurcht vor dem Gottesfunken der Seele erfüllt, der in jeden gelegt ist. Und zugleich erfüllt ihn das innige Erbarmen der Liebe, die im Verlorenen sich selber verloren, im Gebundenen sich selber gebunden, im Befleckten sich selber befleckt fühlt. Die Menschen spüren ihm sein Mitleiden, sein Mitunglücklichsein, sein Mittragen ab. Sie erleben es aus der Art, wie er zu ihnen ist, daß er den glimmenden Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, daß vielmehr unter seinem Atem der schwache Funke sich wieder belebt und unter seinen Händen das wunde Rohr wieder heilt. So wirkt er brüderlich, wirkt er versöhnend, rettet und be-seligt. In seiner Nähe geht es den Menschen wie eine große Ent-deckung auf, daß sie eine Seele haben. Sie wußten es nicht mehr; sie hatten sie vergessen. Sie glaubten, ohne sie leben zu können, ja ohne sie leichter, ungenierter, freier, lustiger leben zu können, drauflos leben zu können. Nun aber kommt es unter der Wirkung Jesu als ein starkes, tiefes Erlebnis über sie, daß ja ohne die Seele alles hohl und tot ist, daß die Seele das Leben des Menschen ist. „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Und Jesus gibt den Menschen ihre Seele wieder, gibt sie ihnen neu und rein und reich und hochgemut, und nun besitzen sie sie als Gottes kostbare Gabe und heiliges Pfand und wissen sich um ihrer Seele willen als seine Kinder.

Nun ja, daß das Jesu Sinn und Wille ist, mag man wohl zugeben. Aber ist es auch der Sinn und Wille, der die Welt re-giert? Sieht jetzt nicht ungefähr alles in der Welt nach dem Gegen-teil davon aus? Scheint jetzt nicht ein Menschen und Seelen ver-

derbender Wille in der Welt die Oberhand gewonnen zu haben? Entspricht nicht der grausamen Verwüstung ganzer Landstriche und der Vernichtung von Millionen Menschenleben auch eine ungeheure Verheerung und Vergiftung der Seelen? Wieviele Menschen sind in dieser Zeit doch schon an Gott, an der Welt, an den Menschen, an sich selbst irre geworden! Wie viele hat der furchtbare Zwiespalt zwischen dem, was sie ersehnen und selber sein und tun möchten, und dem, was jetzt geschieht und wobei sie selber mithelfen müssen, innerlich aufgerieben! Wie viele vermögen dem Ansturm all des Schweren und Entsetzlichen nicht mehr standzuhalten und versinken in Verbitterung, in Verzweiflung und in Schwermut! Und wie viele Menschenseelen, die doch auch die Anlage zur Freiheit und zur Bruderliebe in sich tragen, sind jetzt vom Mißtrauen und vom Haß derart beherrscht, daß sie jeder Klarheit des Blicks und jeder Gerechtigkeit des Urteils beraubt scheinen und nur noch sehen und denken, was man sie sehen und denken läßt! Und wo es auch nicht zu solchen Schädigungen der Seele gekommen ist, es sieht doch auch da zum Jammern aus. Die Kraft reicht kaum, die eigene Seele kläglich durchzuretten, geschweige denn noch andere Seelen zu stärken und emporzureißen. Nur wenige halten sich von der allgemeinen Ansteckung frei. Nur in wenigen brennt in aller Nacht immer noch still und hell das Licht der Zuversicht und der Hoffnung. Und nur aus sehr wenigen begegnet den lauten, grellen, schreienden Mißtönen der Welt auch jetzt immer noch versöhnt und rein ein Klang des Friedens und der Liebe. Wo ist da in dieser Welt und Zeit der allmächtige Gotteswille, der der Menschen Seelen nicht verderben, sondern erhalten will?

Ach ja, wir sehen ihn in der Welt nicht, und wir sehen ihn bei den Menschen nicht. Wir sehen ihn nur bei Jesus Christus. Darum wissen wir auch im zwanzigsten Jahrhundert in unserer inneren Not und Angst keine andere Zuflucht als ihn allein, in dem einst die Reformatoren wieder den guten, gnädigen, heilsamen Gotteswillen gefunden und erlebt haben und den sie dann der Welt als den alleinigen Retter und Mittler, Versöhner und Seligmacher verkündigten. „Einen andern Grund kann niemand legen

außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Aber dieser Grund steht fest und ist stark genug, um einen Glauben zu tragen, der es mit allen aufnimmt und der sich wider alles stemmt, den Glauben, daß das, was in Jesus uns ergreift und in uns die Seele weckt und rettet und beseligt, unseres Gottes Wille und Werk ist, und das nicht nur für uns, sondern für alle Menschen und für die ganze Welt. Um Jesu willen haben wir diesen Glauben. Ihm trauen wir. Er ist uns der Zeuge und Bürge, dem wir glauben wider allen Augenschein. „Es ist mir nicht allein“, sagt Luther einmal wundervoll, „ein alt Liedlein von einer Geschichte, so sich vor fünfzehnhundert Jahren hat zugetragen; es ist etwas mehr denn eine Geschichte, so einmal geschehen ist, nämlich auch ein Geschenk und Gabe, so ewiglich bleibet.“ Und durch diese Geschichte „werden wir auch so tief gelehret, daß wir wissen, was Gottes Wille sei und was Gott im Herzen hab“. Und daran halten wir uns auch in dieser bösen Zeit und bleiben fest und getrost, ob jezt auch die Erde im Schmerz ihrer Trübsale erhebt und ob es uns auch trifft Schlag um Schlag, wenn der Tod junge, hoffnungsvolle Leben dahinmählt, oder wenn Verstümmelung, Wunden, Nacht der Blindheit, Not und Sorgen über viele ein Maß rätselvoller Heimsuchungen bringen, das wir nicht verstehen, oder wenn die Macht des Bösen unbekämpft, ungehemmt sich über alle Völker scheint ergießen zu dürfen. Um Jesu willen bleiben wir dabei: Es ist nicht der Wille unseres Gottes, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.

Aber wir können ehrlich und in Wahrheit dabei nur bleiben, wenn wir diesen Gotteswillen auf uns selbst wirken und ihn unsere eigene Seele aus dem Verderben retten und sie heilen lassen. Und gerettet und heil ist die Seele, welche sich nun selber dem Willen überläßt, der der Menschen Seele nicht verderben, sondern erhalten will. O laßt uns doch das lernen, das erbitten, darnach trachten mit allen unseren Kräften! Laßt uns jezt in dieser aufs Verderben gerichteten Zeit und Welt denken und reden und handeln als Menschen, die nicht auch mitverderben, sondern die erhalten, retten und heilen wollen! Laßt uns dem Geiste Jesu Christi Raum

in unseren Herzen geben! Lasset uns allen Menschen gegenüber, allen ohne jede Ausnahme, soviel Glauben und Liebe und Vergebung und Geduld und Hoffnung haben, als wir nur irgend aufbringen können, um Jesu willen! Gott wird uns segnen. Gott wird es dann uns und andere erfahren lassen, daß er wahrhaftig der Menschen Seelen nicht verderben, sondern erhalten will.

In diesen Tagen las ich folgende Erinnerung eines früheren Sträflings: „In unsere Zellen kam um 10 Uhr früh ein schmaler Sonnenstreifen. Den ganzen Morgen hatte man die hallenden Tritte der auf und ab wandelnden Sträflinge gedämpft durch die Mauern gehört. Wirklich, wären wir in einem zoologischen Garten, nicht anders als die gefangenen Tiere gingen wir, jeder in seiner einsamen Zelle. Da zeigte sich der erste Sonnenfleck an der Wand, und wie auf eine geheime Verabredung hin verstummten die Schritte. Ich stellte mich in das Licht dieser einzigen Sonnenhelle des Kerkers und ließ mich von seiner milden Wärme umschmeicheln. Die Menschen wollten mich nicht mehr; sie aber, die Sonne, sie kam auch in meinen Kerker, so gut es die Menschen ihr möglich sein ließen! Und Stunden begleitete ich diesen Streifen mit dem Körper, bis er verschwand. Die andern müssen es ebenso gehalten haben, denn solange noch Sonne war, hörte man sie nicht gehen.“ Ach, jetzt sind wir, die einen mehr, die andern vielleicht weniger, doch alle Gefangenen gleich in einer dunklen Welt. Aber in Jesus Christus fällt ein warmer, heller, guter, reiner Sonnenstrahl zu uns herab. In den wollen wir uns stellen, und um seinetwillen wollen wir es glauben und festhalten, daß wir und die Menschen und die ganze Welt doch nicht zur Nacht, sondern zum Licht berufen sind! Und wenn andere neben uns tiefer als wir im Dunkel der Not oder der Schuld sitzen, o da lasset uns doch Gott bitten, daß er uns die Gnade schenke, ihnen zu einem kleinen Lichtschimmer werden zu dürfen, der die Botschaft zu ihnen trägt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Was aber der Sohn will, das ist der Wille und das Werk Gottes, des allmächtigen Schöpfers des Himmels und der Erde, unseres Vaters. Amen.



## Wir haben eine Heimat.

(Am 25. November 1917.)

Wir wissen aber, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. 2. Kor. 5, 1.

Unter den Gedichten von Friedrich Nietzsche bringt eines die traurige Stimmung der Vereinsamung zu einem fast schauerlichen Ausdruck. Es beginnt mit dem Verse:

Die Krähen schrei'n  
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
Bald wird es schnei'n, —  
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Und es schließt mit demselben Verse, den es nur leise, aber ergreifend verändert:

Die Krähen schrei'n  
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
Bald wird es schnei'n, —  
Weh dem, der keine Heimat hat!

Nicht bloß die gegenwärtige Jahreszeit mit dem letzten fallenden Laub von den Bäumen und dem ersten drohenden Schnee auf den nahen Höhen, sondern viel mehr noch die gegenwärtige Kriegszeit mit ihrer Verwüstung der Heimstätten und ihrer Entwurzelung der Menschen, wovon jetzt die Evakuiertenzüge einen kleinen Ausschnitt auch uns vor die Augen führen, hat mir in diesen Tagen die beiden Verszeilen so wachgerufen, daß sie mir nicht mehr aus dem Sinne kommen wollen:

Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!  
Weh dem, der keine Heimat hat!

Diese beiden Worte allein schon sollten, will mir vorkommen, genügen, um in unserm Vaterlande und in unserer Stadt trotz allem Schweren, was auch bei uns durchgekämpft werden muß,

doch jeden zu inniger Dankbarkeit und zu stiller, williger Ergebung aufzurufen. Wir haben doch unsere Heimat noch. Gewiß, viele haben sie jetzt unfreundlich, dürftig und kalt, voller Sorgen und Not; aber alle haben wir sie noch unverwüstet, alle, sobald die Sonne wieder durch die graue Wolkenhülle bricht und ihren warmen, goldenen Schein uns gibt, alle alle haben wir sie, über alles Klagen und Anklagen, Murren und Bittersein hinweg, doch immer noch und immer wieder schön und traut und lieb. Wer ein Herz hat und etwas davon merkt, daß der beste Wert der Dinge in dem besteht, was unser Gemüt an Liebe und treuer Gewöhnung und dankbarer Freude um sie legt, der kann nicht kaltherzig unserem Volke das Heimatgefühl ertöten, der muß es ihm wecken und lebendig erhalten. Mag jetzt jemand in unserem Vaterlande mit den Seinigen das Allerschwerste an Entbehrung und Kummer zu tragen haben, es wäre dies alles für ihn noch unendlich viel jammervoller, wenn von ihm gesagt werden müßte: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Und es bleibt das alles noch im Rahmen des für Menschen Erträglichen, solange von ihm gesagt werden darf: „Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!“

Aber freilich — da liegt wohl der tiefere Grund von vielem, was jetzt auch in unserm Vaterlande einem das Herz so schwer und sorgenvoll macht — die Wahrheit der beiden Verszeilen trifft dermalen innerlich noch viel mehr zu als äußerlich, im Sinn der Ewigkeit noch viel mehr als im Sinn der Zeit. Die Zahl der innerlich losgerissenen, der geistig heimatlosen, der in bezug auf innere Zuversicht, innere Freude, inneren Halt und inneren Frieden evakuierten Menschen ist jetzt unglaublich viel größer als die Zahl der äußerlich von ihrer Scholle losgelösten, von ihrer Heimat getrennten, und doch wird die Zahl dieser die Scharen der Völkerwanderung weit übersteigen. Es ist wahrlich verständlich, daß der äußeren Verwirrung und Verwüstung in ungezählten Menschen-seelen auch eine innere Verwirrung und Verwüstung entspricht. Es fallen nicht bloß Dörfer und Städte in Trümmer; es brechen auch alte Grundsätze und liebgewordene Anschauungen und für sicher gehaltene Ueberzeugungen jämmerlich zusammen. Es gehen

nicht bloß Menschenleben ohne Maß und Zahl zugrunde; es sterben weithin in den Menschenherzen auch Glaube und Liebe. Und bei wie vielen ist es dann nicht so, daß an die Stelle des abgetanen alten Glaubens ein besserer, tapfererer, beseligenderer neuer Glaube träte, sondern so, daß wie Eulen und anderes Nachtgetier in einer zerfallenen Ruine nun in der ausgebrannten Seele Zweifel und Unglaube, An-nichts-mehr-glauben und Niemandem-mehr-glauben hausen; nicht so, daß statt der entschwundenen alten Liebe dann eine tiefere, weitere, wärmere neue Liebe die Herzen bewegte und beglückte, sondern so, daß die armen Herzen nun der Verbitterung und dem Unfrieden, dem Mißtrauen und dem Menschenhaß zur Beute fallen. Und da gilt dann im allerschmerzlichsten, im allererschütterndsten Sinne: „Weh dem, der keine Heimat hat!“

O daß jetzt in dieser Zeit des großen Umsturzes und der allgemeinen Umwertung von uns allen im innerlichen, geistigen Sinne, im Ewigkeitssinne gelten möchte: „Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!“ Darum wollen wir uns heute am letzten Sonntag des kirchlichen Jahres, am sogenannten Totensonntag, vom Apostel Paulus die herrliche Botschaft zurufen lassen: „Es gibt eine Heimat; ihr habt eine Heimat! Wir wissen, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht von Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.“

Der Apostel hat in den Versen vorher von dem zerbrechlichen, irdenen Gefäß seines Leibes gesprochen, in das herein er den ewigen Schatz empfangen hat. Er denkt auch, wenn er in unserm Textworte von dem irdischen Hause dieser Hütte, genauer von unserer irdischen Zeltwohnung, von unserem irdischen Wanderzelt spricht, zunächst an seinen sterblichen Leib. Aber sein Gedanke erweitert sich alsbald. Als Wanderzelt und Fremde, wo man dem Herrn noch ferne ist, erscheinen ihm Leib und Welt, erscheint ihm die ganze Sichtbarkeit; „denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Seine Heimat aber liegt im Unsichtbaren, und er bekennet, daß in der Sichtbarkeit oft mit Macht die Sehnsucht ihn überfalle, „daheim zu sein bei dem Herrn“. Wir

verstehen also seine Gedanken doch recht, wenn wir aus unserem Texte die Botschaft heraushören: „Ihr habt eine Heimat; Gott hält eine Heimat für euch bereit.“ Und eben das ist's, was wir heute nun auch mit herzlicher Freude ergreifen, woran wir uns innerlich halten und zurechtfinden wollen.

Wir alle. Nicht bloß diejenigen unter uns, die beim gegenwärtigen Gang der Dinge in der Welt, bei dem, was die Leute jetzt denken und empfinden und wollen und sagen und tun, mit ihrem Verständnis nicht mehr nachkommen können und sich deshalb wie Fremdlinge in einem Lande fühlen, wo man eine unbekannte Sprache spricht; nicht bloß diejenigen unter uns, denen es jetzt, wo alle Balken unserer irdischen Behausung zu ächzen und zu krachen anfangen, je länger desto ungemütlicher und unheimlicher zu Mute wird. Aus einer solchen Stimmung heraus wird nur ein Angstglaube, kein Sehnsuchtsglaube geboren; da weiß man bloß, wovor man fliehen möchte, aber nicht, wohin man fliehen kann. Ach wir glauben freilich, daß auch darin eine Sehnsucht sich versteckt, eine Sehnsucht, für die die Heimat einst auch Erfüllung haben wird. Es trifft auf ein bei uns allen vorhandenes Sehnen und darum auch auf ein williges Echo, wenn uns von dieser Heimat verheißen wird: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste — eben das, was jetzt ist — ist vergangen.“

Aber das ist doch nicht das Wichtigste und Wesentliche. Der Apostel richtet sich mit der Botschaft von der Heimat, die uns bereitet ist, an die edelste Sehnsucht im Menschen; an das, was in den besten Augenblicken unseres Lebens sich in uns regt und wovon wir fühlen: „Das ist unser wahres Wesen“; an das, was immer dann wach wird und hervor, über alles andere empor möchte, wenn gute, reine, treue Mächte uns nahe sind; an das, was jetzt in uns so unglücklich ist und zittert und weint, wenn wir an die Verwüstungen auf Erden und an den Menschenleibern und in den Menschenseelen denken; an das, was jedesmal in uns aufatmet und sich gerufen hört und die Kräfte der Befreiung und



Erlösung sich nahe fühlt, wenn ein Gotteswort an uns herankommt, wenn ein Gotteswerk vor uns steht, wenn eine Gottestat für uns geschieht. An das wendet sich der Apostel; dem gibt er die Zusage: „Es ist eine Heimat für dich da, keine von Menschengehirnen mühsam zurechtgedachte und von Menschenhänden zerbrechlich aufgerichtete, sondern eine von dem allmächtigen, heiligen, gnädigen Gott erbaute, im Himmel, in der vollendeten, vollkommenen Welt dir bereitete Heimat.“

Der Apostel Paulus versucht nicht, das seinen Lesern zu beweisen. Daß wir eine Heimat haben, ist ihm darum gewiß und selbstverständlich, weil wir an Gott unsern Vater und an Jesus Christus unsern Bruder haben. Zum Vater gehört das Vaterhaus. Zum älteren, erstgeborenen Bruder, der gekommen ist, uns in der Fremde und Verlorenheit zu suchen, gehört die Heimat. Wem Jesus innerlich begegnet ist, den hat etwas berührt, das nicht von unten, sondern von oben stammt; der hat etwas erlebt, was nicht die Menschen hervorgebracht und entwickelt und vollendet haben, sondern was Gottes große, freie Gnade und Gabe ist; der hat eine Welt entdeckt, die zwar in diese Welt hereinragt, aber nicht dieser Welt Wesen und Gesetz hat; dem ist ein Wesen offenbar geworden, das zwar menschlich ist wie wir und doch nicht menschlich ist wie wir, das anders denkt und schließt, anders empfindet und will, anders auf die Dinge und die Menschen reagiert, sie anders beurteilt, nimmt und mit ihnen verfährt als wir; etwas, von dem das Edelste und Reinste hienieden nur ein schwacher Schimmer ist, das nun aber hier in sonnenhafter Kraft und Helle uns entgegenstrahlt. Und eben damit erfährt und weiß er nun auch, daß seine wahre Heimat nicht in dieser Zeit und Welt beschlossen ist, daß alles, was er hienieden tut und leidet, nur Weg ist, daß also das Gefühl des Fremdseins, des Behemmtseins, des Gebundenseins, welches jeden von der Sehnsucht nach dem Ganzen und Vollkommenen ergriffenen Menschen dann und wann einmal mit Gewalt übernimmt, recht hat. Zugleich aber erfährt und weiß er auch, daß dieses Gefühl einmal findet, was es sucht, daß es eine Heimat gibt, wo man nicht mehr fremd ist, wo das

Unterwegssein zu Ende ist, wo die Nebel und Rätsel zerfließen, wo die Hemmungen und Gebundenheiten aufhören, weil man — nun weil man dann daheim ist und, wie die heilige Schrift das Unaussprechliche doch auszusprechen versucht, den Vater „schaut von Angesicht zu Angesicht“.

Seht, jetzt ist wieder einmal und diesmal vielleicht mehr als je eine Zeit da, wo in Ungezählten das Fremdlingsgefühl sich regt. Sie können die Welt nicht mehr verstehen, und die Welt versteht sie nicht mehr. Sie ahnen, sie fühlen, daß sie doch unmöglich zu dem geschaffen sein können, was sie jetzt hienieden tun und leiden müssen. Die Kräfte, die jetzt in der Welt sich ausstoben, die Geister, die jetzt von der Menschheit Besitz ergriffen haben, die Werte und Ziele, um die es jetzt geht, sie alle sind nicht das, worauf sie selbst im Tiefsten ihres Wesens sich angelegt wissen und worauf in den besten Stunden ihres Lebens ihr eigenes Wollen und Sehnen auch gerichtet ist. So ist die Welt vielen, ach wie vielen eine Fremde geworden. Und wenn sie dann keine andere Heimat haben, o wie trüb und traurig, wie enttäuscht und bitter sieht es alsdann in ihren Seelen aus! „Weh dem, der keine Heimat hat!“

Wohl aber dem, der jetzt noch Heimat hat! Der sie hat, weil er seinen Gott und Vater kennt und weil ihm in dieser Welt der ältere, der erstgeborne Bruder begegnet ist, dem er es abspürt:

Ach du kommst aus meinem Vaterlande,  
Und mein Heimweh kannst nur du verstehn!

Jesus macht es uns gewiß: Es gibt eine Welt, wo unsere Sehnsucht zur Ruhe kommt, wie es einen Pol gibt, der die Magnetnadel, wenn sie ihn gefunden hat, ruhig werden läßt. Es gibt eine Heimat, wo man den Vater nicht bloß ahnt und glaubt, sondern sieht und hat. Es gibt ein Vaterhaus, wo der Geist waltet und alles beseelt und alles bestimmt — und er allein —, den wir im älteren Bruder erfahren, der aus ihm zu uns spricht und auf uns wirkt. Wer diese Gewißheit hat, der bleibt jetzt trotz aller Unruhe, welche die Oberfläche auch seiner Seele täglich erregt und trübt, doch in der Tiefe seines Wesens still

und klar. Wohl greift die Not dieser Zeit auch ihm hart ans Herz, am meisten, wenn er an die unzähligen Menschen denkt, die diese Welt jetzt so fremd und grausam behandelt, die nach Frieden und Freude, nach Liebe und Leben sich sehnen und die sie in Haß und Hader hineinstößt und denen sie Leiden und Tod bereitet. Aber mitten in dieser Not trägt er doch in seinem Herzen eine beseligende Zuversicht. Er mag sie nicht erregt und nervös auch in den Lärm der Welt hineinrufen; sie macht ihn still, aber sie tröstet ihn: „O ihr armen Brüder und Schwestern! Es ist auch für euch eine Heimat da. Daß ihr's wüßtet! Merkt ihr nichts vom Vater? Ist euch der Bruder noch nicht begegnet? O ich weiß, es wird auch euch einmal aufgehen. Ich freue mich für euch und für mich auf eure und meine Heimat, wo der Vater ist und wo der Bruder wartet.“ Wer solches weiß, der versteht den Apostel, wenn er bekennet: „Wir haben Lust, daheim zu sein bei dem Herrn.“

Das macht uns aber doch nicht gleichgültig für diese Zeit und Welt. Der Apostel gewinnt vielmehr gerade aus der Gewißheit der künftigen Heimat den Antrieb, sich auf dem Wege so zu verhalten, daß er „dem Herrn wohlgefalle“. Und er, der wie keiner außer ihm alles auf die freie Gottesgnade abstellt, welche wir allein im Glauben ergreifen, spricht doch im Zusammenhang unseres Textes die erschütternd ernste Mahnung aus: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse.“ Da entfremdet die Gewißheit der ewigen Heimat den Menschen seiner Aufgabe in dieser Welt und Zeit so wenig, daß man umgekehrt behaupten kann: Sie legt ihm seine irdisch-zeitliche Verantwortlichkeit schwerer auf das Gewissen, als irgend etwas anderes es tun könnte. Seine Pflicht und Aufgabe hienieden aber ist, daß er an sich des Vaters und des Bruders Art zeige und bewähre. Mit andern Worten: Die Heimat soll auch in diese Welt hereinkommen. Der Vater will uns jetzt schon nahe sein. Wir dürfen all unser Erleben mit dem Vater zusammenbringen, dürfen es vom Vater aus nehmen und verstehen.

Und der Bruder ist nicht gekommen, um uns aus der Fremde alsbald in die Heimat wegzuführen, sondern um in uns und durch uns die Fremde für unsere Brüder und Schwestern heimatlich und immer heimatlicher zu gestalten, bis zulezt auch diese Erde ein Stück Heimat geworden sein wird. Wer innerlich beim Vater ist und beim Vater bleibt, der darf sich nicht anders als so zur Welt stellen. Die Welt kommt ihm nicht vor, wie Nießsche sie in einem andern Verse des angeführten Gedichtes schildert:

Die Welt — ein Tor

Zu tausend Wüsten stumm und kalt.

Er weiß vielmehr mit dem Vater auch in dieser Welt Heimatluft und Heimatwesen sich nah. Wo der Vater ist, hört die Fremde auf, nur Fremde zu sein. Wer den Vater kennt, muß oft verwundert aufhören, weil Heimatklänge an sein Ohr dringen, und manchmal freudig überrascht stillestehen, weil er in dem und jenem Menschen Mitwanderer zur Heimat erkennt, Brüder und Schwestern. Ihm ist die Welt nicht vernagelt; er erfährt, daß dann und wann Türen aufgehen, durch die er in die Heimat hinüberahnt, hinüberfühlt.

Freilich diese Türen gehen nur von innen her, von der Gottesseite her auf. Wenn wir davorstehen und poltern und sie aufzusprengen versuchen, dann werden sie zu Mauern, woran wir uns die Köpfe einrennen. Mit Gewalt schafft man die Heimat nicht. Mit Macht und Waffen, mit äußeren Gebärden kommt die Heimat nicht. Aber den Sehrenden, den Suchenden, den Glaubenden öffnet Gott selber die Türen und gibt ihnen zuerst ein Stück Heimat zu ihrem inneren Besitz und läßt Heimat aus ihren Augen leuchten und aus ihren Worten klingen und aus ihrem Wesen auf die Menschen überströmen. Das ist die schöne, selige Jünger-aufgabe. Man soll uns den Vater und den Bruder, man soll uns die Heimat abspüren. Wir müssen heimische Leute werden, die nicht fremd und entfremdend sind und reden und handeln, sondern heimlockend, verbindend, vergebend, versöhnend. Wir müssen innerlich stets im Guten, im Göttlichen daheim sein und, wenn wir durch eigene Torheit und Schuld draus herausgeraten oder durch



fremde Torheit und Schuld draus herausgerissen werden, alsbald innerlich wieder in Gott unsere Zuflucht, unseren Standort nehmen, immer fester, immer selbstverständlicher, bis wir auch dem Bösen in der Welt gegenüber gut bleiben und gut handeln und ihm so einen Damm entgegensetzen und — wenigstens an unserer Stelle einmal — seinen Unheilbrand löschen.

Ist nicht das jetzt das Allernötigste, daß in diese Welt herein, die man so unheimatlich gemacht hat, wieder die Heimat gebracht werde, daß die Menschen in der Fremde wieder zum Vater und zum Bruder kommen? Es sind zur Erfüllung dieser Aufgabe keine besonderen Künste nötig, keine Zudringlichkeiten und Aufdringlichkeiten, die nicht jedermanns Sache sind. Es ist dazu nur dies nötig: Daß wir selber die Heimat, den Vater, den Bruder haben. Oder vielmehr: Daß sie uns haben und uns brauchen. Und ist dieses Allernötigste nicht auch das Allerschönste? Ich glaube, auch das Allersüßste, das Allergesegnetste, ja im Grunde das allein Wirksame und allein Gesegnete. Soll und kann unsere Erde jemals Heimat für die Menschen werden, Heimat, wo ihre Bestimmung sich erfüllt, wo ihre Sehnsucht gestillt wird, Heimat so, wie der Psalmdichter sie beschreibt, wenn er von ihr sagt, daß daselbst „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen“, Heimat, wo endlich einmal erhört wird, was wir täglich erbitten: „Dein Name werde geheiligt; dein Reich komme; dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“, — dann geht das nie und nimmer anders zu als so, daß die Menschen erst den Vater finden und den Bruder lieb haben und so innerlich in der Heimat wurzeln. Dann erobert die Heimat von ihnen aus die Fremde.

Das aber bleibt wohl: Wie der irdische Leib des Menschen doch ein zerbrechliches und unvollkommenes Gefäß ist, auch wenn der Geist eines Paulus drin lebt oder das Herz eines Johannes drin glüht, und wir darum mit dem Apostel auf eine Stufe des Lebens hoffen, welche uns über das Stückwerk dieser Zeit ins Vollkommene erhebt, so wird auch diese Erde nicht der Schauplatz sein, welcher die ganze Herrlichkeit der Vollendung zu fassen vermag, und darum hoffen wir mit der heiligen Schrift auf einen neuen

Himmel und eine neue Erde. Das hält in uns die Sehnsucht wach; das bewahrt uns davor, über der Hingabe an diese Welt, im Kampf und in der Arbeit in ihr zu vergessen, daß wir hienieden keine bleibende Stätte haben. „Wir wissen, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.“ Und in diesem Sinn wird uns dann der Vers des Leugners zur Seligpreisung des Glaubens: „Wohl dem, der eine Heimat hat!“ Amen.

---

## Er trägt unsere Schwachheiten.

(Am 20. Januar 1918.)

Am Abend aber brachten sie viele Beseffene zu ihm; und er trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund, auf daß erfüllet würde, was gesagt ist durch den Propheten Jesaja, der da spricht: „Er hat unsre Schwachheiten auf sich genommen, und unsre Seuchen hat er getragen.“ Matth. 8, 16. 17.

Unsere Kirchgänger werden heute gebeten, beim Kirchenopfer der bedürftigen Konfirmanden zu gedenken. Unsere Opferstöcke nehmen sonst jahrein jahraus Gaben auf für unsere Armenbehörden zur Hilfe für ihre Armen oder für religiöse, kirchliche, gemeinnützige Vereine und Anstalten zur Unterstützung ihrer Werke. Heute soll das Opfer nun einmal für die eigenen, allernächsten Angehörigen unserer Kirche selber fallen. Daß die nahende Konfirmation diesmal zahlreichen Eltern bedrückende Sorgen verursacht, auch wenn sie ihre Ausgaben auf das Nötigste beschränken und dieses Nötigste so einfach und praktisch wie möglich zu beschaffen suchen, das bedarf für niemanden noch weiterer Begründung. Es ist darum zu hoffen, daß wenn je ein Kirchenopfer so das heutige verständnisvolle Herzen und gebefreudige Hände finde. Indem wir unsern Konfirmanden und ihren Eltern diese Sorge tragen helfen, üben wir nur die Gefinnung und tun wir nur das Werk, die für uns als Jünger Jesu überhaupt selbstverständlich sein sollen. Uns tragen helfen und uns abnehmen, das ist der Dienst Jesu Christi an uns. Und einander tragen helfen und einander abnehmen, das ist der Dienst, den wir in seiner Nachfolge lernen und üben sollen. Unser Text stellt uns das heute mit schönen, schlichten Worten vor die Seele.

Der Zusammenhang dieses Textes ist eine der wenigen Evangelienstellen, wo es uns vergönnt ist, einmal einen ganzen Tag aus dem Leben Jesu vom Morgen bis zum Abend in seinem Verlaufe zu verfolgen und so eine Anschauung davon zu gewinnen, wie

Jesu Tage ausgefüllt waren. Besonders Markus schildert uns diesen Tag überaus anschaulich. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um einen Sabbath handelt und daß selbst im freieren Galiläa die jüdische Sabbathsitte die frische, unbefangene Bewegung des Lebens stark eindämmte, ja in vielem völlig still legte. Und doch, wie war dieser Sabbath für Jesus ausgefüllt! Man begann ihn mit dem üblichen schönen jüdischen Morgengebet und verrichtete dann die unumgänglichen häuslichen Geschäfte. Dann fand der Gottesdienst in der Synagoge statt. Diesmal ergriff Jesus beim Gottesdienst in Kapernaum das Wort, und die Evangelisten sind einig in dem Zeugnis, daß seine Predigt auf die Gemeinde den mächtigsten und tiefsten Eindruck ausgeübt habe. Seine Rede war ganz anders als die sonst in der Synagoge gewohnte. Jesus führte nicht nach der Weise der Schriftgelehrten allerlei berühmte Autoritäten des Judentums an, um mit ihren Sprüchen seine Meinung zu belegen. Er verzichtete auch auf die spitzfindigen Erwägungen und Künste, womit die Rabbiner dem ungelehrten, gesetzesunkundigen Volke zu imponieren verstanden. Frei, frisch, zuversichtlich, freudig, sicher verkündigte er die Erlösung und das Reich des Vaters im Himmel, und jedermann fühlte es seinen Worten, die gewaltig und holdselig zugleich waren, ab, daß er unmittelbar aus göttlicher Vollmacht sprach. Es war den Gewissen und Herzen, als ob Gott selbst zu ihnen rede. Da aber wurde die andächtige Stille jäh unterbrochen durch den Schrei eines Zuhörers, welcher mit angstvollen Gebärden und heftig erregten Worten auf Jesus zustürzte. Es war ein unglücklicher Beseffener, dessen Selbstbewußtsein zu Zeiten völlig ausgeschaltet schien, der sich in der Gewalt finsterner, quälender Mächte wußte und nun in ihrem Namen Jesu entgegenschrie: „Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: Du bist der Heilige Gottes!“ Vielleicht hat sich bei dem armen Menschen die Erregung deshalb bis zur Explosion gesteigert, weil gerade er in seiner Verfinsterung und inneren Qual den Gegensatz des hellen Friedens und der reinen, gütigen Hoheit Jesu nur um so mächtiger empfand, so daß



die widersprechendsten Empfindungen ihn wehrlos hin und her warfen, bis dann der dunkle, unheimliche Wahn wieder die Oberhand gewann und ihm den Verzweiflungsschrei auspreßte. Jesus aber trat ihm mit der ruhigen Ueberlegenheit entgegen, die der sieghaften Kraft Gottes gewiß ist, und rief ihm gebietend zu: „Verstumme und fahre aus von ihm!“ Der Kranke stürzte in einem wilden Krampfanfall und mit lautem Schrei zu Boden. Dann aber erhob er sich still und ruhig als ein durch Jesu Macht aus der Finsternis in die Freiheit des Lichtes erlöster Mensch. Es muß für alle Anwesenden eine aufregende Szene, aber auch ein gewaltiges, unvergeßliches Erlebnis gewesen sein. Kein Wunder, daß an diesem Sabbath die Gespräche in allen Häusern und auf allen Straßen und Plätzen sich um Jesus drehten und die Leute im Austausch ihrer Gedanken über ihn sich klar zu werden suchten.

Jesus aber ging nach dem Gottesdienste mit einigen seiner Jünger in das Haus des Simon Petrus und des Andreas. Es war gegen Mittag. Merkwürdigerweise war keine Frau da, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen. Man entschuldigte sich bei Jesus und teilte ihm mit, daß Petri Schwiegermutter krank am Fieber darniederliege. Sofort trat Jesus an ihr Lager, ergriff sie bei der Hand und richtete sie auf. Sie fühlte sich alsbald gesund und begann ihre Hausfrauengeschäfte zu verrichten. Nach der Mahlzeit vergingen die Nachmittagsstunden in Gesprächen und Lehren, zu denen die Erlebnisse des Vormittags Anlaß genug boten. Am Abend aber, als kaum die Sonne hinter die Berge hinabgesunken und damit der Sabbath beendet war, strömte das Volk von allen Seiten herbei, um Jesum zu sehen, und führte und trug Kranke aller Art zu dem wunderbaren Arzte, der mit so machtvoller Güte Gesundheit, Licht und Leben schenkte. Bis tief in die Nacht hinein war Jesus damit beschäftigt, den Beladenen und Mühseligen ihre Anliegen abzuhören und den Leidenden seine Hilfe zu gewähren. „Die ganze Stadt versammelte sich vor der Thüre“ erzählt Markus. Matthäus aber faßt den Eindruck dieses denkwürdigen Sabbathtages von Kapernaum in das Jesajawort zusammen, welches ihm Jesu Art und Werk am zutreffendsten zu

kennzeichnen scheint: „Er hat unsere Schwachheiten auf sich genommen, und unsere Seuchen hat er getragen.“

Und wenn wir nun im Geiste von diesem Sabbathtage weg Jesum durch die folgenden Tage, Monate, Jahre begleiten; wenn wir mit ihm am See Genesareth wandern oder in die Dörfer und Städte Galiläas hinaufsteigen, ihm zuhören, wie er lehrt, und zusehen, wie er heilt und hilft; wenn wir mit ihm durch Samaria ziehen, uns neben ihn setzen am Jakobsbrunnen und seinem Gespräche mit der Samariterin lauschen, es miterleben, wie die Leute im samaritanischen Flecken ihn gehässig abweisen und wie er mit geduldiger Ruhe die feindselige Ungastlichkeit erträgt; wenn wir mit nach Jericho gehen und bei Zachäus einkehren; wenn wir dann seine letzten so bewegten Tage in Jerusalem durcherleben und ihn schließlich in Gethsemane ringen und auf Golgatha sterben sehen, in welches Wort könnten wir alsdann den erschütternden, herzbewegenden Eindruck seines ganzen Lebenstages besser zusammenfassen als auch in dieses von Matthäus angeführte Jesajaswort: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“?

Das ist Jesu Sendung zu uns; das ist Jesu Werk an uns und für uns: Er ist gekommen, uns tragen zu helfen. Es ist aber bezeichnend, daß Matthäus die Jesajasstelle aus freiem Gedächtnis anführt und daß er sie dabei leise verändert und wie er sie verändert. Bei Jesajas lesen wir: „Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Matthäus scheint die Worte so zu verstehen und auch an unserer Textstelle so zu meinen: „Er hat unsere Krankheit weggenommen und unsere Schmerzen fortgetragen.“ Zu dieser Auffassung haben ihm die Ereignisse an jenem Sabbathtage auch allen Grund gegeben; da sind Leidenden ihre Schmerzen, Kranken ihre Gebrechen, Gebundenen ihre Fesseln abgenommen und weggetan worden, so daß sie als Geheilte, als Gesunde, als Befreite in die neue Woche hineingehen durften. Und dieser Eindruck, daß Jesus wegnahm und forttrug, ist's ja immer wieder, der uns zunächst am meisten fesselt und übernimmt, wenn wir uns in die Erzählungen der Evangelien ver-

tiefen. Ganz besonders mächtig dann, wenn wir selber unter schweren Lasten und Leiden seufzen oder liebe Menschen darunter seufzen sehen und dadurch uns nun gehemmt fühlen, nicht bloß in unserem äußeren Tun und Lassen, sondern auch in unserem inneren Werden und Leben. Da denken wir voll Wehmut an die Glücklichen, die sich zu Jesus führen oder tragen lassen konnten oder die ihre Kranken zu ihm führen oder tragen durften und denen er dann mit seinen gesegneten Händen ihre Schwachheit und Gebundenheit abnahm und wegtat. Darnach sehnen auch wir uns. Wir möchten nicht bloß Linderung, sondern Heilung haben, nicht bloß Erleichterung, sondern Wegnahme, nicht bloß Geführtwerden und Getragenwerden, sondern Selbergehenkönnen. Wer kennt diese Sehnsucht nicht? Wer hätte sie nicht schon in mancher schweren Stunde seines Lebens in sich getragen?

Unsere Zeit ist besonders dazu angetan, diese Sehnsucht in uns zu wecken. Was wir jetzt seit bald dreiundeinhalb Jahren erleben, ist derart, daß man sich nicht bloß nach Milderung und Einschränkung dieser entsetzlichen Dinge sehnt, sondern nach ihrer Ueberwindung, nach ihrer Wegnahme, nach ihrem Verschwinden für immer. Dazu kommt, daß unsere ganze Zeit in ihrem Denken und Empfinden, in ihrem Kritifizieren und Begehren mit einer seltsamen Einseitigkeit auf das Uebel in der Welt, auf die Not, auf das Leiden, auf die äußeren Gebundenheiten und Hemmungen eingestellt ist, daß man nach dieser Richtung hin allen Fluch, alle Schuld sieht und deshalb in dieser Richtung auch alle Hilfe, alles Heil sucht. Und weil nun einerseits unleugbar zugegeben werden muß, daß noch in keinem früheren Zeitalter so viel wie in dem unsrigen geschehen ist, um den Schwachen ihre Lasten und den Leidenden ihre Leiden tragen zu helfen, und anderseits ebenso unleugbar festgestellt werden muß, daß trotz alledem die Menschen heute unter ihren Lasten und Leiden mehr seufzen, sich unglücklicher, benachteiligter fühlen, durch sie verdroffener und verbitterter werden als frühere Geschlechter, so hat viele von uns, insbesondere unter der jüngeren Generation, eine wahrhaft leidenschaftliche Sehnsucht ergriffen nicht bloß nach Mittragenkönnen, sondern nach

Wegtragendürfen, nicht bloß nach Linderung und Erleichterung, sondern nach radikaler Beseitigung dieser Lasten und Leiden, dieser Nöte und Fesseln und nach Herbeiführung einer Welt und Zeit, wo keiner mehr Dinge tragen und leiden muß, welche ihm nicht gefallen, welche sein Leben hemmen und verdüstern, sondern jeder hereintreten darf in das Licht einer ganzen Freiheit und einer vollen Freude.

Liegt in dieser Leidenschaft, wahrhaftig einer großen und edlen Leidenschaft, ein besseres, tieferes Verständnis Jesu, des Jesus, von dem Matthäus sagt: „Er hat unsere Schwachheiten auf sich genommen, und unsere Seuchen hat er getragen“? Oder verbirgt sich in ihr ein Mißverständnis Jesu, eine Täuschung, die über kurz oder lang zu einer schmerzlichen, vielleicht zu einer gefährlichen Enttäuschung führen muß? Mir scheint, beides sei der Fall.

Ich glaube, daß Jesus, der das Wort vom Berge versetzenden Glauben zu seinen Jüngern geredet hat, von uns erwartet, daß wir zum himmlischen Vater ein grenzenloses Zutrauen haben sollten; daß wir Gott nicht bloß Halbes, sondern Ganzes, nicht bloß Stückwerk, sondern Vollkommenes zutrauen sollten; daß wir deshalb den Bereich dessen, was Gott möglich ist, nicht abstecken sollten nach dem Maße dessen, was uns möglich erscheint, was wir voraussehen und berechnen, was wir begreifen und durchschauen können, sondern lieber alles Abstecken aufgeben und mit der Demut Jesu: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“ das, was abgesteckt werden muß, der Weisheit Gottes überlassen sollten. Daß es uns nun hieran jämmerlich fehlt, daß wir allesamt kleingläubige, schwachgläubige Menschen sind und aus allerlei Aengsten heraus, aus wissenschaftlichen, insbesondere aus naturwissenschaftlichen Aengsten oder aus historischen Aengsten oder aus konservativen oder aus freisinnigen Aengsten oder auch aus ganz engen, kleinlichen, persönlichen Aengsten heraus es nicht einmal wagen, Gott um etwas Großes, etwas Ganzes zu bitten, um etwas wenigstens, was die Welt und die Menschen und uns selbst auf dem mühsamen Weg endlich einmal ein rechtschaffenes Stück vorwärts würde, und das



Gott zuzutrauen, wer von uns wollte das leugnen? Gewiß, unser Geschlecht kann vieles, sehr vieles. Aber das konnte und kann es nicht mehr recht: Glauben, bedingungslos, furchtlos, sorglos glauben, glauben über alle Schranken und Bedenken hinweg, glauben an das Größte, an das Beste, glauben an den allmächtigen Gott, unseren lieben Vater im Himmel, und aus solchem Glauben heraus denken und empfinden und wollen und handeln und leben.

Nun ist es aber Gottes Wille und Art, daß er mit uns verfährt nach der Regel: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Und so geschieht uns, geschieht uns nach unserem Kleinglauben und Schwachglauben und Halbglauben Kleines und Schwaches und Halbes. Es stellt sich jetzt freilich heraus, daß uns und unseren Brüdern und Schwestern mit diesem Kleinen und Schwachen und Halben nicht geholfen ist, daß wir und die ganze Welt mit diesem Kleinen und Schwachen und Halben in die elendeste Situation hineingeraten sind, woraus wir nicht mehr herauskommen und woraus allem Anscheine nach auch alle Konferenzen und Resolutionen und Unterhändler und Minister und Präsidenten und Weltverbesserer jeder Sorte und Farbe uns nicht recht heraushelfen können. Ist das nicht eine unüberhörbar laute, an die ganze Welt gerichtete und zugleich jeden von uns ganz persönlich treffende Aufforderung: „Traut Gott zu, was ihr nicht zustande bringt! Habt doch endlich einmal Glauben an ihn! Sucht eure Rettung bei ihm! Er hat Jesum auf unsere arme Erde geschickt und ihn unsere Schwachheiten auf sich nehmen und unsere Schmerzen tragen lassen, weil er die Welt und die Menschen und dich und mich ganz gewiß nicht zum Schwachsein, Kranksein, Krüppelsein, Elendsein, Hilflossein, Verkommensein, Verlorensein geschaffen hat, sondern zu freiem, hellem, heilem, frohem Leben, zu ewigem Leben.“

Aber mir will nun doch vorkommen, — ich mag das Neue Testament öffnen wo es sei, — daß Jesus vor allem gekommen sei, um unsere Sünden auf sich zu nehmen und um unsere Schuld zu tragen. Und ebenso will mir vorkommen — ich mag in das Leben hineinblicken wo es sei, in mein eigenes oder in fremdes, in das der Heiligen und Helden oder in das der Sünder und Schwächlinge,

— daß keine Wegnahme für uns arme Menschen so nötig sei, wie die Wegnahme unserer Sünde und unserer Schuld. Ja ich glaube, daß diese Wegnahme die unentbehrliche Voraussetzung und die allein gesunde Basis für jede andere Wegnahme ist. „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“, sagte Johannes der Täufer von Jesus, und in unserem Passions- und Abendmahls- liede singen wir mit Recht:

Al! Sünd' hast Du getragen,  
Sonst müßten wir verzagen.

Und deshalb wird es nicht anders gehen, mit uns nicht anders vorwärts, aufwärts gehen als so, daß auch wir Jesum zuerst einmal mit unserer Sünde sich beschäftigen lassen, uns durch ihn ihre Last zeigen und abnehmen lassen, ja uns durch ihn zeigen lassen, daß das, was wir Last nennen — so töricht und verblendet sind wir! — in Wahrheit Last ist, die Last, daß das, wonach wir sehn- süchtig greifen, wonach wir jagen ohne Rast und Ruh, wonach wir förmlich zittern in Verlangen, nicht Freiheit, sondern Knechtschaft, nicht das Leben, sondern der Tod ist.

Das zeigt uns Jesus aber immer so, daß wir spüren und ver- stehen: Er will's uns wegnehmen, er will uns draus heraushelfen. Er tut es, indem er uns trotzdem liebt, indem er nicht als Richter mit zürnendem Blick und heiliger Gebärde uns von sich weist, sondern als treuer Heiland und lieber Bruder sich zu uns in den Staub beugt und seine reine Schulter unter unsere schmutzige Last legt und daran mitträgt und dabei unsere Hand faßt und sie drückt: „Du bist mein Bruder, meine Schwester, auch meines großen, herr- lichen Vaters Kind und Erbe. Ich darf dir die Botschaft bringen, daß dir vergeben ist. Du bist gesucht und jetzt gefunden. Und siehe, nun winkt auch dir das leuchtende, heilige, selige Ziel. Den mühsamen Weg aber zu diesem Ziel gehe ich mit dir und helfe dir und frage unterwegs mit an deiner Not und an deiner Schuld.“

Ja den mühsamen Weg zum Ziel. Denn kein Glaube, kein noch so tapferer, zuversichtlicher, himmelftürmender Glaube, kein Abrahamsglaube, kein Paulusglaube, kein Lutherglaube gibt uns Flügel, daß wir uns nun nur so erheben und hoch und selig über

alle irdischen Nöte und Schwierigkeiten und Stufen hinweg im Nu ans Ziel schweben könnten. Eins nimmt uns Jesus ganz ab und weg: Unsere Gottlosigkeit, unser Los vom Vater. Diesen Riß heilt er völlig. Die Vergebung, die er uns gibt und verbürgt, ist nicht halb, sondern ganz. Die Gnade, die er uns offenbart und schenkt, ist nicht dürftig und unzulänglich, sondern reich und vollkommen. Und sein Ziel mit uns ist über alles Verstehen und Bitten groß und herrlich. Den Weg jedoch, worauf jedes von uns dorthin kommen kann, den kennt er allein und den führt er uns. Und in bezug auf diesen Weg wollen wir uns nicht täuschen: Wir müssen ihn gehen, wir können ihn nicht fliegen. Und stets werden mit unserem Unterwegssein irgendwelche Mühsal und Last, irgendwelche Not und irgendwelcher Kampf, irgendwelche Versuchung und Anfechtung verbunden sein. Oder meint ihr, für den Beseffenen von Kapernaum sei nun der Himmel bis an sein Ende stets wolkenlos geblieben und für Petri Schwiegermutter habe es keine schwache oder schmerzvolle Stunde mehr gegeben? Mußten nicht alle, alle, die Jesus heilte, denen Jesus half, denen er die Schuld vergab, die er aus ihrer Sünde erlöste, doch bis zu ihrem Tode im Staube dieser Erde wandern? Und meint ihr, der Staub habe bloß noch ihre Sandalen und höchstens noch ihre Füße berührt? Ach er legte sich zuzeiten auch wieder auf ihre Seelen, und für keinen Einzigen hatte Jesu Wegnehmen und Tragen die Bedeutung, daß sie fortan von keiner eigenen Not und von keiner eigenen Sünde mehr gewußt hätten. Das ist nicht deshalb so, weil Gott es nicht anders machen könnte; es ist so, weil wir es anders nicht ertragen, jetzt, hienieden, unterwegs noch nicht.

Aber das ist nun das Wunderbare, das uns als Christen geschenkt ist: Wir haben zwar auch noch zu tragen, und was auch Gottes Gnade uns abnimmt und wegträgt, es wird stets wieder Neues zu tragen geben. Aber in dieses Tragen herein kommt von Jesus her ein Mittragen, welches das Schönste und Röstlichste ist, was wir hienieden erleben. Wir brauchen hinfort unter keiner Last mehr ganz einsam und ganz hilflos zu gehen; wir dürfen eine unsichtbare Schulter mit darunter gebeugt wissen. Ja in all unser

Tragen und Mühen und Schleppen kommt durch Jesus Gottes Liebe und Güte selber herein, versöhnend, lindernd, mittragend, verklärend, und bricht aller Not, der äußeren und der inneren, den Giftstachel aus, so daß sie nicht mehr tödlich wirken kann, ja gibt in sie hinein eine Wunderkraft, die alles Schmerzhafte und Schwere zuletzt in Heil und Segen verwandelt.

Dann aber muß sie, wenn sie lebendig und echt ist, auch uns selbst verwandeln, aus Bedrückern der Brüder und Schwestern in treue, geduldige und barmherzige Mitträger, muß die böse Selbstsucht und die heillose Gier nach Macht über die Dinge und Menschen uns wegnehmen und uns statt dessen die Liebe geben, die Liebe, von der der Apostel Paulus sagt: „Die Liebe trägt alles.“ O daß wir dieses Mittragen in der Liebe lernten und lernen wollten! Ich bin gewiß, Gott gönnte uns alsdann in ungeahntem Maße auch die Freude, daß wir im Kleinen und im Großen Lasten wegnehmen und forttragen dürften. In das hinein aber, was er vorderhand nicht wegnehmen und forttragen ließe, senkte er gute, heilige Kräfte, so daß keiner von uns mehr unter seiner Last zusammenbräche und keiner mehr in seiner Not zu verzweifeln brauchte, denn bei ihm stünden Brüder und Schwestern, welche an seiner Not und an seiner Schuld in Glauben und Liebe mittrügen. Amen.

---



## Gehe hin zu den Deinen!

(Am 10. Februar 1918.)

Jesus sprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. Markus 5, 19.

Merkwürdigerweise gehört unser Textwort nicht zu den sogenannten „Bibelsprüchen“, welchen man in Spruchsammlungen und Katechismen begegnet und welche man in der Jugend lernen muß. Das Wort Jesu: „Gehet hin in alle Welt“ kennt und lernt jeder. Aber das Wort Jesu: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen“ kennt und lernt keiner. Es scheint denn auch im Denken und Pflichtgefühl vieler genau so völlig zu fehlen, wie es einst in ihrem Katechismus gefehlt hat. Aber wir dürfen dieses Jesuswort so wenig unbeachtet lassen wie irgend ein anderes. Auch es spricht einen Gotteswillen aus, und zwar einen Gotteswillen, der allgemeiner und für ungleich mehr Menschen gilt als das „Gehet hin in alle Welt!“

Jetzt freilich scheint die Losung: „In alle Welt!“ der Befehl Jesu zu sein, der Befehl, in welchen sich die ganze Gabe und Forderung Jesu zusammenfasse. Jetzt gilt nur, was sich gleich an die Adresse der ganzen Welt richtet. Nichts kennzeichnet den gegenwärtigen Geisteszustand besser als das Verhalten der zurzeit am Ruder befindlichen russischen Revolutionäre. Aus dem unglücklichen Rußland, auf dessen entsetzliche innere Not und Verwirrung jetzt, möchte man meinen, alle Gutgesinnten dort ihre Zeit und Kraft ungeteilt hinlenken müßten, schicken diese Leute immer noch ihre Funksprüche „An alle“ in die Welt hinaus. In diesem seltsamen, ich gestehe es offen, bisweilen unheimlich krankhaft anmutenden Zustand befindet sich dormalen ein großer Teil der Menschheit. Die französischen Protestanten senden von Paris aus Abhandlungen über das, was in Deutschland anders werden müsse,

in die Welt hinaus. Der amerikanische Präsident beschäftigt sich mit den Grundlagen eines neuen Europa. Schweizerische Theologen fühlen sich berufen, den russischen Machthabern telegraphisch ihren Rat zu erteilen oder die alldeutschen Kriegsziele mit dem Evangelium zu begründen.

Bei allen diesen Beobachtungen klingt einem immer öfter und immer stärker das leider vergessene, von vielen offenbar nie gelernte Jesuwort im Sinne: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen!“ Und es scheint mir, für unsere gegenwärtige, so unklar erregte, so ungewiß hin und her wogende Geistesverfassung sei dieses Wort ein gutes, treues Heilandswort, ein einfaches, gesundes Mittel, vom großen Arzt der Seelen uns aus Erbarmen verabreicht.

Daß man jetzt geistig allgemein auf die ganze Welt eingestellt ist, daß insbesondere unser heranwachsendes Geschlecht, vorab die studierende und die Arbeiter-Jugend mit ihren kühnen Idealen und ungestümen Wünschen gleich auf die ganze Menschheit losgeht und in dem Ueberschwang des jungen Schiller empfindet:

Seid umschlungen, Millionen!  
Diesen Kuß der ganzen Welt!

und

Wer den großen Ring bewohnt,  
Huldige der Sympathie!

das ist freilich begreiflich. Denn seit dreiundeinhalb Jahren sind wir Tag für Tag gezwungen, unsere Gedanken dem gewaltigen Völkerringen und Weltgeschehen zuzuwenden. Alles andere wird klein und bedeutungslos daneben. Ereignisse, die uns in normalen Zeiten aufs tiefste erschüttert hätten, trüben jetzt unsre Seelen kaum so flüchtig, wie ein Hauch die Spiegelfläche trübt. Fragen, derentwegen in unsren kleinen Kreisen und nächsten Umgebungen sonst die heftigsten Kämpfe entbrannt wären, vermögen jetzt unsere Aufmerksamkeit kaum auf sich zu ziehen, geschweige denn länger festzuhalten. Die Weltgeschehnisse haben uns jetzt in ihrem Bann und lassen uns nicht mehr los, und bis die definitiven Entscheidungen gefallen sind, kommt uns alles Uebrige nur provisorisch vor und kann keinen ganzen Ernst und keine volle Hingabe für sich er-

weden. Dem entspricht nun auch die religiöse Stimmung. „Gott und die Welt“, „der Christ und die Menschheit“, das sind die beiden Pole, um welche jetzt die Gedanken sich drehen und um welche, den Forderungen dieses Denkens entsprechend, auch die Sehnsucht unserer Herzen und die Hingabe unseres Lebens sich drehen sollen. Wir sehen denn auch, wie zahlreiche Menschen in ihren Köpfen alle Zwischenkreise, die Grenzen ihrer Seele, ihrer Familie, ihrer Heimat, ihres Volkes, kurzerhand überspringen und wie sie ihrem Herzen zumuten, es ihren Köpfen nachzutun, damit man endlich einmal unmittelbar dem großen Ganzen lebe und in ihm aufgehe.

Ist das wirklich der Wille Gottes? Ist das die wahre Jesusgefinnung? Ich glaube es nicht. Sobald wir die Dinge nicht bloß in nebelhaften Umrissen sehen, sondern in ihrer wirklichen Gestalt nüchtern ins Auge fassen, so entdecken wir alsbald, daß wir auf diese Weise ein Lied anstimmen, das für unsern Stimmumfang viel zu hoch hinaufgeht, daß zwischen unsern Lichtern und der großen Weltbühne, die da beleuchtet werden soll, nicht nur ein Mißverhältnis, sondern überhaupt kein Verhältnis mehr besteht. Da kommt ein schlichter Christenmensch mit klarer Selbsterkenntnis nicht mehr mit. Eben deshalb hat Jesus für die meisten Menschen den Gotteswillen in ihren natürlichen Ordnungen und Lebenszusammenhängen gesucht und gefunden und ihnen innerhalb dieses Bereiches die Felder angewiesen, auf welchen sie, allerdings mit einem neuen Geist, aus einer neuen Gesinnung heraus, mit neuen Zielen vor der Seele, ihre Aufgaben bestellen sollten. Das „Gehet hin in alle Welt“ hat Jesus nach dem Zeugnis der Evangelisten nur zu zwölf Personen gesprochen. Lukas berichtet, daß Jesus ähnliche Befehle noch an weitere siebenzig Sendboten gerichtet habe. Bei den unzähligen andern allen aber, mit denen Jesus sich befaßte, die er heilte, die er rettete, denen er der Erlöser und der Herr wurde, war von einem „Gehet hin in die Welt“ keine Rede. Da ging es nach dem Worte: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen.“ Das wird nur deshalb nicht mitgeteilt, weil es völlig selbstverständlich ist. In unserer Textgeschichte aber wird es deshalb ausdrücklich berichtet, weil gerade der geheilte Gadarener sich aus seinem

natürlichen Kreise herausbegeben und mit Jesus in die Welt hinausziehen wollte. „Da Jesus in das Schiff trat, bat ihn der Beseffene, daß er möchte bei ihm bleiben. Aber Jesus ließ es ihm nicht zu, sondern sprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen!“

Und das ist die Regel, nach der Jesus verfährt. Wo er einen Menschen aus dem bisherigen Lebenszusammenhang loslösen und für andere, größere Kreise bestimmen, ja ihm den Befehl geben will: „Gehe hin in alle Welt“, da vollzieht sich eine unzweifelhafte, sichere Berufung. Wer ohne eine solche die Wege betritt, die auf die großen Schauplätze der Welt führen, wird bald genug ein innerlich armer und geschlagener Mensch sein, und in den schweren Anfechtungen, welche mit dieser Arbeit unter allen Umständen irgendwie verbunden sind, wird ihm dann die einzige rettende Zuflucht fehlen, die Gewißheit der göttlichen Berufung. Statt dessen liegt es dann als Vorwurf und Schuld auf ihm, daß er sich selber berufen hat.

Gewiß, ich glaube auch, daß die gegenwärtige Zeit, indem sie mit Gewalt unsere Gedanken aus den alten engen Gesichtswinkeln und aus den alten beschränkten Interessenskreisen immer wieder herausreißt, einen Gottesauftrag an uns ausrichtet. Lebendige Jünger und Jüngerinnen sind niemals Menschen mit engen, kleinen Gedanken und engen, selbstsüchtigen Herzen, mit einem nur an sich selbst und allenfalls noch an dem nächsten Familienanhang orientierten Glauben und Lieben und Hoffen. Der Glaube hebt die Seelen der Jünger auf eine Höhe, die weiten und hellen Ausblick gibt, und der Liebe seiner Jünger hat Jesus ein für alle Mal die Sonne des himmlischen Vaters zum Vorbild hingestellt, die ihre Strahlen scheinen läßt auf Gute und Böse. Wer die drei ersten Bitten des Anservaters mit Verstand betet, der atmet, indem er das tut, eine Höhenluft, wie er sie so rein, so weitsichtig und so klar-sichtig in der Welt nirgendswo mehr findet.

Und eben in dieser Höhenwelt uns unsere innere Heimat zu geben, in uns ein Denken und Empfinden, ein Sehnen und Wollen ein Urteilen und Entscheiden zu schaffen, das aus der Gesinnung



des Unservaters fließt, uns aus dem engen Gefängnis unserer Selbstsucht und Sünde zu erlösen und in die lichte Freiheit der Gotteskindschaft zu bringen, das ist das Werk Jesu an uns, das ist — wie das berühmte feine Büchlein aus der Reformation in seiner Ueberschrift es nennt — „die Wohlthat Christi“ an uns. Unsere Tergeschichte läßt uns diese Wohlthat an einem Aermsten der Armen miterleben. Er war in die unheimliche Nacht des Wahns verloren. Mit tiefer Schwermut wechselten wilde Tobsuchtsanfälle. Vergeblich hatten die Angehörigen und Nachbarn den Unglücklichen mit Stricken und mit Ketten zu binden und zu bändigen versucht; in übermenschlicher Kraft zerriß er alle ihre Fesseln. Schließlich hatten sie den armen Menschen aus dem Bereiche ihrer Wohnstätten weggejagt. Nun hauste er in der wenig bewohnten Gegend gegenüber dem galiläischen Seeufer, bald in leeren Grabstätten sich verbergend, bald unter lautem Geschrei sich selbst mit Steinen zerschlagend, bald vorübergehende Wanderer erschreckend und bedrohend. Und diesen Unglücklichen hatte Jesus jetzt gesund gemacht. Die erstaunt herbeieilende Bevölkerung sah ihn zu Jesu Füßen sitzen, belleidet und vernünftig, ein Zeugnis der wunderbaren Erlösungsmacht Jesu, welche dem Leiden, dem Wahne, der Sünde, der Schuld ihre Beute entreißt und verlorene, aufgegebene Menschen noch für Gott rettet.

Daß davon etwas auch an uns und mit uns geschehe, das ist und bleibt bis ans Ende der Tage Kern und Stern des Evangeliums. Die Wohlthat Christi erfahren haben und aus dieser Erfahrung heraus dann leben, das heißt Christ sein. Was immer man sonst für Christsein halten und ausgeben mag, wenn die eigene, persönliche Erfahrung der Wohlthat Christi nicht dahintersteht, so ist alles nur Selbsttäuschung und Täuschung anderer. „Verkündige ihnen, wie große Wohlthat der Herr dir getan und sich deiner erbarmt hat“, befiehlt Jesus dem Geheilten. Und das, nichts anderes sonst, ist Christentum, ist Jüngerschaft und Nachfolge Jesu: Verkündigen, durch Wesen, Wort und Wandel davon Zeugnis ablegen, daß man die Wohlthat Christi erlebt hat und in ihr dem Erbarmen Gottes begegnet ist. Die Wohlthat Christi aber besteht

stets in Erlösung und Errettung, in Heilung und Erneuerung. In unsre Nacht, in die Nacht unsrer Gebundenheit, unsrer Sünde tritt er als unser Befreier, bringt uns die Vergebung, das Erbarmen, das Heil Gottes, bringt uns Gott und läßt uns ihn als unsern Vater erleben, welcher uns zu seinen Kindern geschaffen und uns darum in unserm Verlorensein gesucht und nun gefunden und aufgehoben und heimgebracht hat. Das wird sich bei jedem Menschen je nach seinen Umständen und seiner Art, je nach seinem Bedürfnis und Verstehen wieder anders gestalten, wie ja auch das Leben selbst bei jedem sein besonderes, so sich nie mehr wiederholendes Leben ist. Das Wesentliche und Entscheidende aber ist stets das, daß ein Mensch die Wohlthat Christi erfährt und in ihr vom Erbarmen Gottes berührt wird.

Ist das bei uns der Fall? Wenn nicht, ach dann ist es doch wohl sehr töricht, wenn wir uns am Reden über Christentum und Christsein beteiligen oder wenn wir uns gar einbilden, wir könnten etwas Ersprießliches zur Ausbreitung der Sache Gottes auf den Schauplätzen der Welt beitragen. Dann wird doch unsre erste Sorge die Frage sein müssen: Warum habe ich von der Wohlthat Christi noch nichts erfahren? Wo liegt der Fehler? Habe ich sie vielleicht noch gar nicht für mich selbst begehrt? Stellte ich mich vielleicht, wo ihre Sonne aufging, absichtlich in den Schatten, um mich ihrer Bestrahlung zu entziehen? Habe ich vielleicht die bloße Kenntnis christlicher Wahrheiten und Grundsätze, den Gebrauch christlicher Worte, die Befolgung christlicher Sitten mit der Erfahrung der Wohlthat Christi verwechselt? Sollte ich nicht, bevor ich in dieser Sache noch irgend einen weiteren Ton von mir gebe, darnach trachten, daß ich selbst zuerst etwas von ihr in mir habe?

Ist das aber der Fall, dann wollen wir uns das Wort Jesu mit ganzem Ernst gesagt sein lassen: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat der Herr dir getan und sich deiner erbarmt hat!“ Denn seht, gerade an dieser Stelle liegt eine der größten und traurigsten Unwahrheiten unsres Christenlebens. Wir behaupten, wir seien Christen, hätten

also etwas von der Wohltat Christi erlebt. Wir hätten, wie die Sprache der Frömmigkeit es gerne nennt, den Anstoß zur ewigen Bewegung empfangen. Und in der That, wir bewegen uns, bewegen uns auf die kleinen und größeren Schauplätze der Welt hinaus, fühlen uns berufen, zu predigen und zu lehren, zu werben und zu sammeln, gemeinnützig und kirchlich zu arbeiten, den Menschen, dem Gemeinwesen, dem Vaterlande, dem Reiche Gottes zu dienen, und spielen eine Rolle in Werken und Vereinen. Und daheim? Daheim haben unsre Allernächsten keine blasse Ahnung davon, daß mit uns so Großes und Wichtiges vorgegangen ist, daß wir die Wohltat Christi erfahren haben, keine Ahnung davon, daß wir gesund und vernünftig geworden sind. Meint ihr nicht, wenn Jesus in unsre Vereine und Werke, in unsre Versammlungen, ach auch in unsre Gottesdienste hereinträte und hörte uns hier so große, schöne, fromme Worte machen und sähe uns hier für die Verbesserung der Menschen, des Vaterlandes, der Kirche, der Welt „wirken“, er würde uns auf die Seite nehmen und uns sagen: „Ach, lieber Bruder, ach, liebe Schwester, gehe doch zuerst heim in dein Haus und zu den Deinen! Sieh, sie warten mit Schmerzen auf dich. Du hast ihnen schon so viel zu tragen, zu leiden gegeben. Nun sagst du, du habest meine Wohltat erfahren. O dann säume nicht, dann eile heim! Dann bring diese frohe Botschaft den Deinen, bring ihnen dich selbst, dich selbst als einen anders gewordenen, gesund gewordenen, vernünftig gewordenen Menschen! Wahrlich dann wird auch von deinem Hause gelten: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!“

Wir wollen offen reden. Es lebt in manchem von uns ein Geist, spricht aus uns und handelt aus uns, der unsern Allernächsten das Leben erschwert und verdirbt. Wird Jesus wirklich unser Wohltäter, dann wird er vor allem diesen Geist uns austreiben und einen andern Geist uns schenken, seinen guten Geist. Es sind so viele Wohnungen, Familien, Ehen, Eltern, Geschwisterkreise auch unter uns, denen nichts Ersehnteres und Schöneres zuteil werden könnte, als wenn eines Tages der Vater, die Mutter, der Mann, die Frau, der Sohn, die Tochter heimkehrte und Gesicht,

Augen, Wesen, Verhalten verkündigten dies Eine: „Ich habe die Wohltat Christi erlebt. Gott hat sich meiner erbarmt; ich bin befreit, befreit aus den Banden schlimmer Gewohnheit und Sünde, befreit aus verhängnisvollen Beziehungen, befreit von dem Geist und Leben, die mich euch entfremdet und gegen euch gleichgültig und kalt gemacht haben. Da habt ihr mich nun wieder, und jetzt gesund und vernünftig.“

Wenn uns Gott dann für weitere Dinge brauchen will, wenn er einen besonderen Ruf für uns hat, wenn es uns dann wirklich gilt: „Geht hinaus in die Welt und verkündigt das Evangelium allen Völkern“, dann heißt das doch nicht: „Geht an eurem Hause vorbei und an den Euren vorüber.“ Es wird kein wahrer Gottessegens auf unserm Wirken in Werken und Vereinen, auf öffentlichem Gebiet, in der Reichsgottesarbeit liegen, solange wir unsern Allernächsten statt Segen Sorge, statt Freude Kummer, statt heller, froher Schein Verdüsterung und Verbitterung ihres Lebens sind. Ja wenn Haus und Familie die Wohltat Christi an uns unmöglich machen, wenn ihre Bande uns gefangen nehmen und Gott und seiner Sache entfremden wollen, dann allerdings gilt das strenge Wort des Herrn: „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebet denn mich, der ist meiner nicht wert.“ Aber laßt uns mit dieser hohen, heiligen Sache kein Spiel treiben! Laßt uns nicht sagen: „Ich muß Gott gehorchen“, wenn uns in Wahrheit Dinge und Menschen, Leidenschaften und Liebhabereien gefangen genommen haben! In Wirklichkeit versetzt der Anstoß zur ewigen Bewegung den Menschen zunächst einmal in die Bewegung zu seinen Allernächsten hin und gibt ihm da seine Aufgabe, die Aufgabe, sein Haus, seinen nächsten natürlichen Kreis einmal zu einer Stätte des Erbarmens und des Friedens zu gestalten. Ich denke, wenn uns Gott zu Leuchtern macht, so will er, daß zu allererst unsere eigenen Hausgenossen das freudige Erlebnis haben sollen: „Nun ist die Nacht vergangen und der Tag herbeigekommen.“ Wenn uns Gott zu Quellen des Lebens macht, so will er, daß die nach Liebe und Lindigkeit, nach Frische und Freude durstigen Gefilde rings um uns her zunächst einmal von uns getränkt werden.



Ich weiß nicht, wie vielen von uns der Befehl des Herrn gilt: „Gehet hin in alle Welt!“ Aber das weiß ich, daß uns allen das Wort gesagt ist: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat der Herr dir getan und sich deiner erbarmt hat.“ Ich weiß nicht, wie viele von uns berufen und befähigt sind, zur Verbesserung der Welt und der Menschheit einen wesentlichen und unmittelbaren Beitrag zu liefern. Aber ich bin gewiß, daß wir den gesegneten mittelbaren Beitrag, welcher uns allen möglich ist, dazu liefern, wenn wir jeder in seinem Hause und Kreise drin unsere Pflicht erfüllen als Menschen, denen der Herr große Wohlthat getan hat. Amen.

---

## Wieder zurechtgebracht.

(Am 28. April 1918.)

Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; ich muß des Guten vergeffen. Ich sprach: Mein Vermögen ist dahin und meine Hoffnung am Herrn. Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Galle getränkt bin. Du wirst ja daran gedenken; denn meine Seele sagt mir's. Das nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch. Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Der Herr ist mein Teil, spricht meine Seele, darum will ich auf ihn hoffen. Denn der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harret, und der Seele, die nach ihm fraget.

Klagelieder Jerem. 3, 17—25.

„Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben.“ Was der Prophet mit diesem Worte als seinen inneren Zustand beschreibt, das ist jetzt auch unsere seelische Verfassung. Wie jeder Einzelne von uns die Ereignisse dieser Zeit sich zurechtlegen und mit was für Befürchtungen oder Hoffnungen er sie auch begleiten mag, darin sind wir ohne Zweifel alle einig, daß sich die gewaltigen Erschütterungen, unter deren Stößen die Erde bebt, auch in unser Inneres herein fortgepflanzt haben und daß auch da alles ins Wanken geriet, sich verschob und verbog, bis nun auch die innere, seelische Welt dasselbe Bild bietet wie die äußere, das Bild der Verheerung und Verwirrung, der unversöhnten Gegensätze und der schmerzvollen Spannungen. Eben wie der Prophet sagt: „Unsere Seele ist aus dem Frieden vertrieben.“

Man verwundert sich unter ernstgesinnten Menschen darüber, daß in dieser schweren Zeit doch nach wie vor, ja fast scheint es mehr als zuvor, der Genußsucht und Vergnügungssucht gefröhnt wird, daß Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit in geradezu erschreckendem Umfang überhandnehmen und man überall besonders auch über die Zunahme der jugendlichen Verbrecher klagen muß. Aber nachdem zwischen den Völkern die Bande der Treue und des Vertrauens zerrissen und die schützenden Schranken des Rechts nieder-

gelegt worden sind und grundsätzliches Mißtrauen, Feindseligkeiten jeder Art, brutalste Ausnützung der Macht ihren Platz eingenommen haben, so ist es eigentlich seltsam, sich nun zu verwundern, wenn die Autorität der sittlichen Forderungen auch im persönlichen Leben für Unzählige ins Wanken gerät und zusammenstürzt und die Menschen auch ihr inneres Gleichgewicht verlieren.

Die Geschichte vergangener Zeiten hätte es uns zwar längst sagen können, daß solche traurigen Dinge stets die Begleiterscheinungen der Kriege gewesen sind. Aber unser Geschlecht bildete sich ein, daß es auf seiner kulturellen Höhe selbst in einem Kriege niemals die Verwahrlosung und Verwilderung von ehemals erleben werde. Es laufen jetzt noch Leute unter uns herum, welche klagen und sorgen, wie verrohend und abstumpfend der Krieg wohl auf die Männer wirken werde, die draußen als Soldaten das Leben ihrer Feinde vernichten und ihr eigenes täglich der Vernichtung aussetzen müssen. Aber denselben Leuten scheint es zu entgehen, wie überall daheim, auch bei uns im kriegverschonten Schweizerlande, der sittliche Niedergang bereits in erschreckendster Weise eingesetzt hat. Wir haben wahrhaftig bei uns selber Anlaß mehr als genug zu Klagen und Entrüstungen. Und lieber noch zum Nachdenken und Fragen: Woher kommt das alles? Woher diese unglaubliche Oberflächlichkeit statt der erhofften Vertiefung und Verinnerlichung, diese trostlose Abstumpfung statt der so notwendigen Aufrüttelung? Woher die immer neuen und immer zahlreicheren sittlichen Entgleisungen und religiösen Zusammenbrüche statt allgemeiner Umkehr und Buße? Woher die entsetzliche Frivolität statt ernster Gesinnung? Ach in dem allem ist nur ausgereift und ans Licht des Tages hervorgekommen, was schon lange vorhanden war, was wir nur nicht merken wollten, dies nämlich: Wir waren keine innerlich gewissen und harmonischen Menschen mehr; wir hatten in uns selber längst schon viel zu wenig Grund und Tiefe. Und darum ist jetzt unsere Lage die, die unser Textwort schildert: „Unsere Seele ist aus dem Frieden vertrieben; unser Vermögen ist dahin.“

Aber der Prophet, welcher uns in unsern Textversen sein Herz

ausgeschüttet und uns bekennt, daß es mit ihm beinahe gar aus gewesen wäre, hat sich doch noch zurechtgefunden, ja wieder zu neuer Zuversicht erhoben, so daß seine Worte, die mit verzweifelter Klage beginnen, mit dem Bekenntnis getrosteten Glaubens schließen. Die Weise, wie er sich zurecht fand oder vielmehr wieder zurechtgebracht wurde, ist die einzige, die jetzt auch uns wirklich helfen wird. Wir stoßen hier auf den entscheidenden Unterschied zwischen den Glaubenden und den Glaubenslosen. Dieser Unterschied besteht nicht etwa darin, daß in schwerer Heimsuchung die Glaubenslosen alsbald alle Fassung verlören und jämmerlich zu Boden geworfen würden, während die Glaubenden unerschüttert als Helden allen Anstürmen tapfer standzuhalten vermöchten. Wer hierin den Unterschied suchte, den haben die Erfahrungen der Kriegszeit bitter enttäuscht. Die Bekenner und Vertreter des christlichen Glaubens haben in allen Ländern zum größten Teil versagt. Auch sie ließen sich vom Taumel der Leidenschaften hinreißen. Auch sie haben Urteile gefällt, Beschuldigungen erhoben, Maßnahmen befürwortet, Gewalttaten gutgeheißen oder doch entschuldigt, die vor dem christlichen Gewissen nicht zu verantworten sind und deren sich hinterher die ruhige Ueberlegung nur aufs tiefste schämen muß. Und wir? Sprach aus uns stets die Stimme unbestechlicher Gerechtigkeit? Hielt sich unser Urteilen und Verhalten allezeit auf der Höhe einer wahrhaft christlichen Gesinnung? Maßen wir stets alle und alles, zuerst immer uns selbst, am göttlichen Maßstab des Evangeliums? Waren in uns der Jüngerglaube und die Jüngerliebe lebendig, welche nicht richten, sondern retten, nicht aufgeben, sondern aufheben wollten, welche dem Bösen gläubig Gutes entgegenstellten und, wo alle verzweifelten und alle verdammten, immer noch geduldig hofften und fröhlich glaubten? Wenn ja, dann gehörten wir allerdings zu dem kleinen Häuflein der Seltenen, die sich in dieser außerordentlichen Prüfungszeit auch herrlich bewährt haben. Wenn aber auch wir versagt haben, die wir doch nicht wie die Christen anderer Länder mit in der großen Notwehr ihrer Völker drinstanden, die wir von neutralem Boden aus beobachten und urteilen konnten, dann haben wir wahrhaftig keine Ursache, mit den



Splittern in fremden Augen uns zu befaßen; dann müssen erst wir selber die rechte Höhe gewinnen und die wahre Jüngergerinnung haben.

Das ist möglich. Der Unterschied zwischen den Glaubenden und den Glaubenslosen besteht nämlich bisweilen, so in der gegenwärtigen großen Unsechungszeit, nur noch darin, daß diese sich der Leidenschaft, dem Haß, der Verblendung überlassen, bis die bösen Mächte sich ausgewirkt haben, daß dagegen in jenen das schlechte Gewissen sich regt, daß sie allmählich wieder zur Ernüchterung und Vernunft erwachen, ihre innere Freiheit wieder finden und sich Licht und Kraft für eine bessere Zukunft schenken lassen. Wie geschieht das?

Davon weiß uns unser Textabschnitt zu sagen. Die Rettung beginnt nicht mit der Initiative des zu rettenden Menschen, sondern mit der Initiative des Retters. Nicht er bringt sich selber wieder zurecht, sondern er wird wieder zurechtgebracht. Der Prophet jammert zwar: „Mein Vermögen ist dahin und meine Hoffnung am Herrn.“ Er kommt aber dennoch nicht los vom Herrn. Nicht deshalb, weil er den Herrn nicht losläßt, sondern deshalb, weil der Herr ihn nicht losläßt. Er kann gar nicht anders, als in demselben Augenblick, wo er bekennt: „Meine Hoffnung am Herrn ist dahin“, sich doch an den Herrn zu wenden und ihm zu klagen: „Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Galle getränkt bin.“ Das ist der Zug, welchen Gott den Menschenherzen eingepflanzt hat und womit er sie immer wieder zu sich zieht, der Zug, welcher zum menschlichen Wesen gehört und überall dann auf einmal wieder verspürt wird, wenn die Not groß und Menschenhilfe fern oder vergeblich ist. Dann erhebt der Mensch seine Seele zur höchsten Instanz empor, ob er sie nun bloß dunkel ahnt oder mit heller Erkenntnis erfährt, ob er sie sich nun in verzerrten, trüben Bildern oder in reinen, edlen Vorstellungen zu vergegenwärtigen sucht. Mit welchen Namen er auch ihn nennt, das Geschöpf sucht den Schöpfer, das Kind den Vater, der Elende und der Sünder den Retter und Versöhner.

Seit Jahrhunderten hat die Menschheit das nicht mehr in dem

Umfang geschehen sehen wie jetzt. In der großen, unentrinnbaren Not dieser Zeit, vor allem in der Gefahr des Todes haben Millionen Männer sich plötzlich wieder daran erinnert, daß der Mensch beten darf, und haben leise oder laut, bewußt oder fast unbewußt zu dem, der ihnen ein Vergessener, ja ein Unbekannter, ein Angezweifelter, ein Geleugneter geworden war, Seele und Bitte erhoben: „Gedenke du meiner!“ Auch in der Heimat und auch bei uns geschah das. Der innere Zug war auf einmal wieder da und zog die Menschen. Sie meinten, Gott ferne, ganz ferne zu sein, und auf einmal war er wieder da, ganz nahe da und sie mußten ihn ansprechen und ihre Not ihm sagen. Man hat freilich über dieses Notgebet und diesen Angstschrei hart geurteilt. Man hat gesagt, das sei nichts Christliches, so handle auch der Heide. Gewiß, das ist nicht christlich; es ist auch nicht jüdisch und nicht heidnisch. Aber es ist menschlich und verdient wie alles wahrhaft Menschliche nicht Spott und Hohn, sondern Ehrfurcht und Verständnis. Gibt es denn etwas Rührenderes und zugleich Erschütternderes, als wenn der Mensch in seiner Angst oder in seiner Sehnsucht an den Grenzen seiner Macht, am Rande seines Horizontes anlangt und nun in völliger Hilflosigkeit seine Blicke erhebt und nichts mehr sieht? Was soll er noch tun? Wieder umkehren in seine Ohnmacht, in seinen engen Kreis, in seine Nacht? Oder den Schrei wagen über alle seine Grenzen hinaus? Und wenn er den Schrei wagt, wird ihm aus dem leeren Raume nur das Echo seiner eigenen Stimme als höhnische Antwort zurückschallen? Oder ist jemand da, der über ihn und über alle Welt erhaben ist und dem er sich dennoch verwandt wissen darf, der ihn nicht höhnt, sondern versteht und zu sich zieht und mit Erbarmen umgibt und ihm hilft? Gott, der Geist, der alles dachte und alles schuf, der Vater, dem er als Kind seine friedlose, geängstete Seele ausschütten darf? Seht, es ist im Grunde das große entscheidende Entweder-Oder, vor welches Not und Angst den Menschen treiben und vor welchem er wählen muß, im Sinn des Glaubens oder im Sinn des Unglaubens, das Entweder-Oder, ob er sich über sich selbst hinaus sehnen und strecken, ob er hoffen und glauben darf oder

ob seine Sehnsucht ihn narrt und sein innerer Zug ihn belügt, ob er an sich selbst gebunden bleibt und in seinen engen armen Horizont gefangen ist.

Der Prophet, von seiner Not und Anfechtung an diese Grenze hinausgetrieben, erhebt seine Seele zu der Bitte: „Gedenke doch meiner“, und alsbald fügt er schon hinzu: „Du wirst meiner gedenken, denn meine Seele sagt mir's.“ In seiner Seele findet er etwas, was ihn über sich selbst hinausweist, und er erkennt darin den Zug Gottes, der ihn nicht losläßt. Wir erleben das auch. Wir erleben es jetzt in all dem Druck und all der inneren Not dieser Zeit mit elementarer Gewalt. Tragen wir denn nicht alle jetzt quälende Fragen in uns, Fragen des Verstandes, Fragen des Gewissens, Fragen des Herzens? Tragen wir sie in uns, um uns selbst damit zu höhnen? Sind wir Narren, wenn wir auf Antwort hoffen? Oder weisen diese Fragen über uns und unseren Horizont hinaus, so daß wir mit dem Propheten sprechen dürfen: „Du wirst meiner gedenken; meine Seele sagt mir's“?

Er hat sich dem Zuge seiner Seele überlassen. Er hat sich trotz aller Not und Dunkelheit um ihn her zu Gott erhoben und seine Anfechtung mit Gott zusammengebracht. Und alsbald beginnt die entscheidende Veränderung. Hieß es vorher: „Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; mein Vermögen ist dahin und meine Hoffnung am Herrn; ich bin elend und verlassen, mit Wermut und Galle getränkt“, so heißt es jetzt: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.“ Das ist immer wieder die erste Konsequenz, welche die Berührung mit Gott nach sich zieht. Sie verändert vielleicht auch die Dinge selbst und ihren Verlauf, indem dieser Angstschrei von Gott mit einer souveränen Tat seiner Hilfe unbeantwortet wird, oft gegen alles, was die Menschen für möglich halten. Das erfahren die Gottesgläubigen überall, auch im Heidentum. Oft aber verändert Gott die Dinge selbst doch nicht. Auch diese Erfahrung bleibt keinem Gottesgläubigen erspart, auch keinem Christen. Eins aber verändert die Berührung mit Gott in jedem Fall: Den Anblick der Dinge. Vorher war's

dem Propheten, er sei mit Vermut und Galle getränkt, und er hielt sich für elend und verlassen. Jetzt geht's ihm wie ein Wunder auf, daß es mit ihm trotz Vermut und Galle doch nicht gar aus ist, daß er all dieses Schwere zu tragen vermocht hat und noch da ist. Ja jetzt sieht er in denselben Ereignissen, in welchen er vorher die Bosheit der Menschen auf sich gerichtet und Gottes Zorn über sich hereingebrochen sah, die Güte und Barmherzigkeit Gottes wirksam, und auf seinen Lippen verwandeln sich Klage und Anklage in Lobpreis und Dank.

Nir kommt vor, das müsse jetzt auch die Betrachtungsweise sein, zu welcher wir als Glaubende, als Christen uns erheben sollen. Alles klagt und klagt jetzt an. Nicht mit Unrecht. Wir haben ja noch niemals Zustände und Geschehnisse erlebt, in denen sich das Böse so hemmungslos auswirkte wie jetzt. Wenn man für den ungeheuren Jammer dieser Zeit, für die wachsende Not auch bei uns menschliche Sünde und Schuld, menschlichen Mangel an Mut und Entschlossenheit, menschliche Schwäche und Kurzsichtigkeit verantwortlich macht, so ist das wahr. Und wenn darüber die allgemeine Anzufriedenheit und Erregung wächst und Erbitterung und Haß sich vieler Herzen bemächtigen, so ist das nicht unbegreiflich. Aber als Christen dürfen wir uns dieser Stimmung und Gesinnung nicht überlassen. Sie vergiftet die Seelen; sie schafft niemals die inneren Bedingungen, unter denen Besseres gedacht und vollends Besseres ins Werk gesetzt werden könnte. Sie bringt uns nicht zurecht. Im Gegenteil. Sie überträgt die Infektion, von welcher die äußere Welt ergriffen ist, auch noch auf die innere Welt und vollendet damit das Verderben, statt es aufzuhalten und zu überwinden.

Wir wollen uns lieber mit dem Propheten darüber wundern, daß es trotz allem mit uns noch nicht gar aus ist. Ich meine, gerade wir in unserm Volk und Vaterland hätten dazu überreichen Anlaß. Wir dürfen tatsächlich wie der Psalmdichter von uns sagen: „Ich bin vor vielen wie ein Wunder.“ Wie Israel in der späteren Königszeit zwischen Aegypten im Südwesten und Assur und Babylon im Nordosten lag, einem Weizenkorn zwischen zwei



mächtigen Mühlsteinen gleich, so befand sich unser kleines Land mitten zwischen den Großmächten, die im größten und entseßlichsten aller Kriege auf Leben und Tod miteinander rangen. Und wir wurden nicht zermalmt. Es flogen von dem ungeheuren Brande zwar ununterbrochen Funken zu uns herüber; es gab Vermessene auch bei uns, die mit dem Feuer spielten, ja Verblendete, die unser eigenes Haus auch in Brand stecken wollten. Und wir blieben trotz allem verschont und kamen leidlich durch. Wahrhaftig, „die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß“.

So zu denken und zu sprechen hat jeder von uns, wenn er nur sehen will, allen Grund. Ich muß so oft, neulich erst recht wieder, wenn ich drüben im Badischen frühere Konfirmanden besuche, die von der Front auf Urlaub an die Grenze kommen dürfen, mich mit tiefer innerer Bewegung darüber verwundern, daß kein Wort der Klage über ihre Lippen geht, daß sie das Schwerste, körperliche Anstrengungen über jedes für möglich gehaltene Maß hinaus, leibliche und geistige Entbehrungen, seelische Vereinsamung und Not, mit einer fast selbstverständlichen Ruhe und Fassung ertragen und daß sie durch alles hindurch ihre Menschlichkeit, ja oft innere Feinheit und Zartheit, treue Gesinnung, tapferes Gottvertrauen, Mut und Zuversicht für eine bessere Zukunft zu retten vermögen. Das gelingt ihnen nur, weil sie ihre Seelen nicht durch das Schwere verbittern und vergiften lassen, sondern mitten in der Hölle der Schlachten in hundert kleinen Bewahrungen und Durchhilfen, in allerlei treuer Kameradschaft, in kurzen hellen Zwischenpausen voll harmloser Freude und voll erquickender Ruhe, in innerer Stärkung die Güte und Barmherzigkeit Gottes sehen und ergreifen und ihr es verdanken, daß sie nicht gar aus sind. Wollen wir durch diese Zeit, wo Mißtrauen und Haß alle menschlichen Beziehungen und Verhältnisse verderben, uns innerlich durchschlagen und unsere innere Freiheit, unsere Menschlichkeit, unsern Glauben an Gerechtigkeit und Liebe, den Frieden unserer Seele, die Kraft zum Guten retten, so müssen wir uns mit ganzer Entschlossenheit

gegen die allgemeine Infektion wehren, nicht mitklagen und mitanklagen, sondern in dem, was an Verschönung, an Hilfe, an Stärkung, an menschlicher Teilnahme jedem von uns auch jetzt noch zuteil wird, dankbar Gottes Güte erkennen und uns durch sie erst recht zu Gott führen und an Gott binden lassen. So innig, daß auch wir bekennen dürfen: „Der Herr ist mein Teil.“

Der Herr, Gott selber, nicht bloß etwas von ihm. Das ist die Höhe, die in unserem Textwort der Prophet, welcher doch erst in der Tiefe der Verzweiflung sich befand, nun erstiegen hat. Indem er Gottes Hilfe und Tröstung erfuhr, ist es ihm aufgegangen, daß ihm geholfen ist, wenn er nur Gott wieder hat, nicht etwas von Gott, sondern Gott selbst, und daß ihm im Grunde alle günstigen Wendungen seines Loses, alle erwünschten Gaben und Hilfen doch nicht wahrhaft hülften, ja ihn nur um den Segen der göttlichen Heimsuchung bringen würden, wenn er Gott nicht hätte. Er hat etwas von dem erlebt, was der Psalmdichter so frohlockend ausspricht: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ Gott haben aber heißt, von der Macht des Guten, Wahren und Reinen berührt sein und in ihr innerlich seine Zuflucht nehmen. Gott haben heißt, trotz Sünde und Schuld in der Vergebung und Gnade Gottes seinen Frieden finden und auf sie sich gründen. Gott haben heißt, dem Willen Gottes sich hingeben in der Gewißheit, daß dieser Wille allein heilig und wahrhaft gut ist und auf die Dauer ihm nichts zu widerstehen vermag. Gott haben heißt endlich, gewiß sein, daß zuletzt alles zum Heil ausfallen wird und auch über uns nichts, gar nichts kommen darf, was nicht schließlich nur zu unserm Besten dienen muß. Wem Gott so sein Teil geworden ist, der hofft dann auch auf Gott. Nicht auf sich und nicht auf die Menschen. Auch nicht auf die Erfüllung seiner eigenen Wünsche — die können erfüllt werden oder können unerfüllt bleiben. Er hofft allein auf Gott, darauf, daß Gottes Plan und Wille mit uns und mit der Welt geschieht.

Das schließt allerdings völlige Hingabe an Gott in sich, die Hingabe auch aller eigenen Wünsche, in dem nie wankenden Vertrauen: „Er weiß, was gut ist, und er tut, was gut ist.“ Wer das

wagt und wer darin verharret, der wird dann auch mit dem Propheten es erleben: „Der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harret, und der Seele, die nach ihm fragt. Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen.“ Und sollten wir's nicht wagen dürfen? Wir haben den, den der Prophet noch nicht kannte: Jesus. Er hat uns den Willen des Vaters geoffenbart, wie er auch einem Jeremia noch nicht offenbar war. In der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit ihm können wir auch jetzt in diesen bösen und dunkeln Zeitläuften des Vaters Barmherzigkeit und Güte so erleben, daß sie uns innerlich zurechtbringen und wir, selber erst zurecht gebracht, auch wieder getrost die großen Verheißungen zu ergreifen vermögen, welche uns verkündigen: Er, der die Welt geschaffen hat, hat den Willen und die Macht, sie auch zu retten und an das ihr gesteckte Ziel zu bringen. Amen.

---

## Werfet euer Vertrauen nicht weg!

(Am 7. Juli 1918.)

Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Geduld aber ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung empfanget. Hebräer 10, 35. 36.

„Gedenket der vorigen Zeiten!“ ermahnt der apostolische Verfasser des Hebräerbriefes ein paar Verse vor unserem Textworte seine Leser. Ihr Rückblick war freilich nicht jener Art, wie ihn Dantes berühmtes Wort meint: „Kein Schmerz ist größer als der, aus einer jammervollen Gegenwart auf eine glückliche Vergangenheit zurückblicken zu müssen.“ Das ist jetzt unsere Lage. Beim Rückblick aus den gegenwärtigen, immer bedrückender, immer fragwürdiger werdenden Verhältnissen stellt sich die Zeit vor dem Kriege selbst denjenigen in einem versöhnten, ja hellen und schönen Lichte dar, welche damals keineswegs das Gefühl hatten, in einer glücklichen Zeit zu leben. Die Leser unseres Briefes dagegen mußten umgekehrt auf eine böse Heimsuchungszeit zurückblicken. Es waren schwere Verfolgungen über sie hereingebrochen. Man hatte sie um ihres Christennamens willen beschimpft und bedrängt. Durch Geldstrafen, Güterkonfiskationen und andere Gewalttaten waren viele von ihnen um Hab und Gut gebracht worden. Dabei waren diese Christen wie auf einer Schaubühne der Neugier des Publikums preisgegeben gewesen, dem es interessant schien zu beobachten, was diese seltsamen Leute sich um ihres Glaubens willen alles gefallen ließen. Die nicht selbst Betroffenen hatten sich mutig als Genossen der Betroffenen bekannt und sich ihrer durch Besuche und Unterstützungen wader angenommen. Sie hatten sich in dieser Verfolgungszeit glänzend bewährt. Sie hätten, rühmt der Apostel ihnen nach, den Raub ihrer Güter sogar mit Freuden erduldet und seien im Dunkel der Trübsal dringestanden als Menschen, welche einen unentreibbaren und unendlich wert-



volleren Besitz im Himmel hatten. Nun freilich war nach der übermenschlichen Anspannung eine besorgniserregende Entspannung und Erschöpfung eingetreten. Die böse Zeit hielt auch gar zu lange an. Die Kraft drohte auszugehen; die Hoffnung fing an zu glimmen einer müden Flamme gleich, der's an Del gebricht. Deshalb spricht der Apostel seinen Lesern zu, die anfängliche Zuversicht jetzt nicht fahren zu lassen. „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“

Wir kamen nicht aus schwerer Zeit her. Im Gegenteil. Hinter uns lag eine so lange Zeit der Verschönerung, des Friedens, der äußerlich ruhigen und glänzenden Entwicklung, wie sie in der menschlichen Geschichte sich nicht allzu oft wiederholt. Wir konnten ohne jede Beeinträchtigung fröhlich unseres Glaubens leben. Das Evangelium von Jesus Christus konnte ungehindert in aller Welt verbreitet werden. Unzählige waren der Meinung, daß überhaupt die Menschheit in einem sicheren und unaufhaltsamen Aufstieg zu immer großartigeren Errungenschaften auf allen Gebieten des Lebens, zu immer edlerem Menschentum begriffen sei.

Was trugen wir aus dieser Zeit davon? Wie traf uns dann der jähe Umschlag in die Trübsal innerlich an? Ist nicht von dem vielen Traurigen das Allertraurigste dies, daß so viele, so unglaublich viele Menschen aus der ganzen langen Friedenszeit innerlich gar keinen Gewinn davongetragen hatten, ganz besonders keine zuverlässige seelische Kraft? Das zeigte sich sogleich, als der Krieg nicht den anfänglich erwarteten schnellen Verlauf nahm, sondern in einen allgemeinen Kriegszustand überging und sich zu einer ungeheuren und anhaltenden, auf alle Lebensverhältnisse übergreifenden, die ganze Menschheit immer schwerer in Mitleidenschaft ziehenden Trübsal auswuchs. Da folgte dem kurzen Aufschwung der Stimmung, der sittlichen und religiösen Hochspannung der Seelen ein bedenklicher Rückschlag, und jetzt beobachten wir schon überall die Anfänge eines unleugbaren moralischen Niedergangs und Zusammenbruchs, welcher die schlimmsten Befürchtungen erweckt und in seinen Folgen gar nicht abzusehen ist. An dieser allgemeinen Tatsache ändert es nichts, daß in tausend

und hunderttausend Einzelfällen auf den Kriegsschauplätzen und in der Heimat von Männern und von Frauen, von Jungen und Alten bewunderungswürdiges sittliches und religiöses Heldentum bewiesen worden ist und noch bewiesen wird. Die Zahl derer, die nicht standhalten, deren innere Kraft zermürbt wird, wächst von Tag zu Tag und bildet die erdrückende Mehrheit. Jammervoll ist es ganz besonders, daß überall auch die Christen versagt haben, daß so viele, die für Erleuchtete, für Fackelträger galten, jetzt mit verlöschten Lichtern im Finstern tappen und sich stoßen. Und wir selber? Wie stehen wir in dieser bösen Zeit drin? Was haben die Menschen, welche uns sehen und hören, an uns für eine Orientierung?

Wir können uns, was den Bekennermut und die Leidensstandhaftigkeit in schwerer Verfolgungszeit anbetrifft, mit den ersten Lesern unseres Textwortes in keiner Weise messen. Diese schwerste Probe ist uns Gott sei Dank bis zur Stunde erspart geblieben. Aber wir sind schon jetzt wie sie in der Gefahr der inneren Erlahmung, in der Gefahr, bei dem Anhalten oder gar noch Zunehmen des Druckes die anfängliche Zuversicht zu verlieren. Deshalb, meine ich, sei der apostolische Zuspruch uns mindestens ebenso nötig wie ihnen: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“

Man wird kaum je sicher berechnen können, was in diesem Kriege alles zugrunde gerichtet worden ist. Was für unermessliche Werte ruhen allein auf dem Grunde der Meere! Und was ist in den Ländern, über welche der Krieg hinweggetobt ist oder in welchen er seit Jahr und Tag unentschieden hin und her wogt, alles verwüstet und vernichtet worden! Und die ungezählten Gräber! Was liegt in ihnen an Glück und Hoffnung, an Tüchtigkeit und Fähigkeit begraben! Aber kein Gut wird durch diesen Krieg in dem Maße verwirrwirtschaftet und vernichtet wie das Vertrauen, diese erste und fundamentalste Voraussetzung alles Zusammenlebens der Völker und der Menschen.

Man steht einfach fassungslos vor den Abgründen des Mißtrauens und Hasses, welche sich jetzt zwischen den Völkern und Menschen aufgetan haben. Und die leitenden Staatsmänner legen

in ihrer Verblendung sich und ihre Völker stets aufs neue auf dieses heillose Prinzip des Mißtrauens, der Verweigerung jeglichen Verständnisses für die andern, des Appells an die Entscheidung durch die brutale Macht fest. Wie giftige Gase erzeugt man unter Ausbietung aller Mittel das politische und nationalistische Mißtrauen und läßt es in unaufhörlichen Riesenwellen auf die arme Menschheit los, in der Absicht, alle zu infizieren, damit auch nicht eine Seele mehr parteilos bleibe, sondern der letzte Mensch, wenn er nicht gegen die Feinde mitanlaufen und mitschießen will, doch gegen sie mitdenken und mitschelten müsse. Blieben wir von dieser Infektion völlig frei? Wir dürfen uns glücklich schätzen, wenn es bei uns wenigstens bei einem kurzen Fieberanfall sein Bewenden hatte und nach einer vorübergehenden Störung Vernunft und Vertrauen sich wieder einstellten. Und neben diesem besonderen Mißtrauen zwischen den Völkern breitet sich jetzt der Seuche gleich, welche durch ganz Europa hin auftritt, ein allgemein menschliches Mißtrauen aus. Der offenkundige moralische Niedergang unseres Geschlechts macht die Vertrauenden stutzig. Zwischen Bevölkerung und Behörden, zwischen Ständen und Klassen, zwischen der älteren und der jüngeren Generation wird mit unheimlicher Geschäftigkeit eine böse Saat des Mißtrauens ausgesät. Alles, was geschieht und nicht geschieht, wird mit Augen des Mißtrauens verfolgt. Selbst hinter der schlichten Pflichterfüllung, hinter der guten Tat, hinter dem Opfer der Liebe erblickt das Mißtrauen niedrige Beweggründe. Aus einer vielleicht allzu vertrauensseligen und oberflächlich optimistischen Zeit sind wir über Nacht in eine entsetzliche Zeit des Mißtrauens hineingeraten und laufen nun Gefahr, alles Vertrauen zu verlieren. Es sind uns gegenwärtig sicherlich hundert, tausend Dinge nötig. Aber nötiger als sie alle ist uns dies: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“

Dem Apostel handelt es sich allerdings um das Vertrauen auf Gott, nicht um das Vertrauen auf Menschen und menschliche Dinge. Ich meine aber, darum handelt es sich im Grunde auch bei uns. Zwischen den Völkern und zwischen den Menschen hätte das Vertrauen nicht so weithin und so rasch zusammenbrechen können, wenn

es auf einem sicheren, keiner irdischen Erschütterung zugänglichen Fundamente geruht hätte, auf dem Vertrauen auf Gott. Das jedoch fehlte. Es fehlte sogar bei denen, welche doch an Gott zu glauben vorgaben. Es gab in der Christenheit von jeher viel vertrauenslosen Gottesglauben, der niemandem half und niemandem Kraft gab. Das ist der bloße Tatsachenglaube, das bloße Fürwahrhalten religiöser Dinge, jene Sorte von Glauben, welche der Jakobusbrief schon bekämpft, wenn er sagt: „Du glaubest, daß ein einiger Gott ist? Du tust wohl daran; die Teufel glauben's auch und zittern.“ Der Glaube aber, der selig macht, der dem Menschenherzen Frieden schenkt, der eine Gotteskraft ist, ist ein unbedingtes, völliges Vertrauen auf Gott.

Die ersten Leser unseres Briefes haben dieses Vertrauen gehabt. Das machte ihre Erleuchtung aus, von welcher in den Versen vorher die Rede ist. Daß man dieses Vertrauen auf Gott hat, darin besteht das Christentum. Und daß ihm dieses Vertrauen fehlt, daß statt dessen Ungewißheit, Furcht, Mißtrauen, Angst die Herzen erfüllen und beunruhigen, das macht die große Not des Heidentums aus. Darum kann der Apostel Paulus den ganzen Gegensatz des vorchristlichen und des christlichen Zustandes mit den einfachen Worten beschreiben: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!“ Und dieses Vertrauen haben jene Christen in der schweren Verfolgungszeit als eine wundersame Kraft und als einen seligen Besitz erlebt. Und nun sollten sie doch noch erlahmen und verzagen? O nein; „werfet euer Vertrauen nicht weg!“

So wollen auch wir uns durch keine Ereignisse dieser Zeit und Welt, auch durch keine Enttäuschungen unseres persönlichen Lebens, auch durch keine verwirrenden Stimmen um uns her, welche uns anderes als nötiger anpreisen, irre machen und dazu verführen lassen, das Vertrauen auf Gott wegzuverwerfen. Von allem, was wir hienieden ergreifen und besitzen können, ist weitaus das größte und beste Gut dieses Vertrauen. In ihm haben wir eine aus-



reichende Gegenkraft gegen alles, was von der Welt und den Menschen her uns angreift, uns stößt, uns bedrückt, uns verlegt. In ihm besitzen wir zum voraus schon einen überreichen Ersatz für alles, was uns genommen werden kann. Denn in ihm haben wir, was wahrhaft wertvoll ist, als unverlierbare Gottesgabe; wir haben es in Gott und wissen es bei Gott. Vor allem können wir allein im felsenfesten, unentwegten Vertrauen auf Gott auch das Vertrauen zur Welt, zur Geschichte auf Erden und zu den einzelnen Menschen festhalten.

Der Blick auf die Welt, wie sie jetzt vor uns liegt, erschüttert unser Vertrauen auf sie und wirft es um. Und die Erfahrungen mit den Menschen, wie sie sich jetzt zeigen, die Erfahrungen, die wir mit unserem eigenen Fleisch und Blut, mit unserem eigenen Verstand und Herzen, mit unserem eigenen Wollen und Können machen, liefern etwa sie uns eine breite und sichere Grundlage, worauf wir ein starkes, großes Welt- und Menschheits- und Menschenvertrauen bauen könnten? Ich glaube nicht. Diejenigen jedenfalls, welche das menschliche Wesen am tiefsten erfasst und doch zugleich den Menschen die hingebendste Liebe bewiesen haben, haben ihr Werk nicht aus einem fröhlichen Allerweltsoptimismus heraus getan. In der Instruktionsrede, welche Jesus an seine Jünger gerichtet hat, als er sie zum erstenmal auf ihre Lehrlingsreise entsandte, lesen wir wohl: „Liebet die Menschen“ und: „Tut Gutes den Menschen“, auch: „Fürchtet euch nicht vor den Menschen“, aber nicht: „Vertrauet den Menschen“, im Gegenteil: „Hütet euch vor den Menschen.“ Und doch ist gerade Jesus mit einem beispiellosen Vertrauen an die Menschen herantreten, hat einem Simon zugetraut, daß er noch ein Felsen werde, worauf sich eine Gemeinde bauen lasse, hat zu Zöllnern und Dirnen das Vertrauen gehabt, daß auch in ihnen noch ein Gottesfunke glimme, hat das Volk am See Genesareth für fähig gehalten, die Botschaft vom Gottreiche zu verstehen und das Leben darnach zu gestalten. Freilich das alles, nicht weil er zu den Menschen, sondern weil er zum himmlischen Vater Vertrauen hatte, ein schrankenloses, völliges Vertrauen. Ihm traute er Macht über alle Menschenherzen und

Gnade für alle Menschenseelen und Liebesgedanken über jedem Menschenlose zu.

Aus dieser Quelle allein kann auch bei uns das Vertrauen fließen, welches wir zu den Menschen und zur Welt haben müssen, um leben zu können; das Vertrauen, welches Wahrheit und nicht Schein ist, welches nicht deshalb den Menschen traut, weil es sie nicht kennt oder nicht kennen will, sondern welches ihnen traut, obgleich es sie kennt, traut, weil es Menschen und Welt in Gottes Händen weiß; das Vertrauen, welches auch jetzt im großen Zusammenbruch nicht mitzusammenbricht, weil es an Gottes Liebesgedanken und an Gottes ewigen Vaterwillen glaubt und deshalb fortfährt, auch jetzt noch für die Welt zu hoffen und an die Menschen und die Menschheit zu glauben. Von diesem Vertrauen gilt: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“ Es werfen jetzt viele vieles weg, Sitte, Ehre, Anschuld, gutes Gewissen, Menschlichkeit, Menschenliebe, auch ihre religiösen Anschauungen. Solcher Zuchtlosigkeit und Haltlosigkeit wollen wir widerstehen. Wir wollen unser Vertrauen auf Gott behalten. Und wenn es uns schwer fällt, so laßet uns auf Jesus blicken, den Anfänger und Vollender des Glaubens, und an der starken, reinen Flamme seines Glaubens unsere kleine Fackel immer wieder entzünden!

Der Apostel sagt: „Es hat eine große Belohnung.“ Es trägt sie in sich. Damit, daß man das Vertrauen hat und behält, ist man belohnt, ist man reich, ist man ein freier, starker und getrofter Mensch mitten unter den unfreien Knechten der Sorge und der Ungewißheit. Es mag mit uns geschehen, was es sei, es ist keine Lage, keine Not, kein Zusammenbruch denkbar, worin wir nicht immer noch hundert- und tausendmal besser dran sind, wenn wir das Vertrauen behalten, als wenn wir es wegwerfen. Die Welt selber spürt das wohl; darum beneidet sie im geheimen diejenigen, die das Vertrauen haben. So laßet uns denn, wenn wir überhaupt je Vertrauen gehabt haben, es nicht wegwerfen! Die gegenwärtige Zeit voll Mißtrauen hat Menschen des Vertrauens nötig. Diese Zeit des allgemeinen Zusammenbruchs, wo immer mehr Menschen äußerlich und innerlich ihren Halt verlieren, bedarf der

Menschen, welche der Welt noch einen Sinn und der menschlichen Geschichte auf Erden noch ein Ziel zutrauen. Das können wir trotz aller Torheit und allem Wahnsinn der Menschen aber nur tun, wenn unser Vertrauen auf Gott gerichtet ist, dessen Herz und Willen wir in Jesus Christus kennen.

Wahres Vertrauen ist jedoch stets auch Geduld und Gehorsam. „Ich vertraue dir“ das heißt: „Ich halte mich an dich; ich folge dir; ich gehe deinen Weg.“ So meint's der Apostel auch. „Werfet euer Vertrauen nicht weg“, sagt er und fügt sogleich hinzu: „Geduld aber ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung empfanget.“ Das Vertrauen festhalten, im Vertrauen geduldig ausharren, das bedeutet zugleich auch, allem zum Trotz unerschüttert bei dem bleiben und an das sich halten, was sich einem als Wille Gottes kundgibt, und es redlich und treu tun. Das ist kein Vertrauen, wenn wir dem Arzte zwar erklären: „Ich habe zu Ihnen volles Vertrauen“, dann aber seine Vorschriften nicht beobachten, ja vielleicht das Gegenteil davon tun. Das ist kein Vertrauen, wenn wir zum Führer sprechen: „Sie flößen mir Vertrauen ein; führen Sie mich“ und dann doch den Weg nicht gehen, den er uns weist. Vertrauen haben heißt, sich an den Rat und Willen dessen halten, dem man vertraut. Gott vertrauen heißt, es einmal ernstlich und ehrlich auf dem Weg des göttlichen Willens probieren.

Dabei handelt es sich um das Ernstmachen mit dem täglichen Gehorsam gegen Gottes Willen in unserem Leben, nicht um Heldenstücklein und Extrakraftproben. Das ist auch eine der vielen Abarten des Glaubens. Es gibt in der Jungfrauengruppe in den Berneralpen einen Gipfel, welcher den Namen Trugberg führt. Man sagt, sein Name rühre daher, weil früher wiederholt Touristen diesen Gipfel im Glauben erstiegen hätten, er sei der Gipfel der Jungfrau; aber sie hatten nur einen der Königin der Berneralpen täuschend vorgelagerten Berg erklimmen; die Jungfrau selbst erhob sich ihnen gegenüber, durch das breite Tal des oberen Jungfraufrins von diesem Trugberg getrennt. Es gibt auch auf dem Gebiet des Glaubens so einen berühmten Trugberg.

Das ist der Glaube an Zeichen und Wunder, an besondere Eingriffe und Extraerlebnisse und als Folge davon an die Berufung und Befähigung der Begnadigten auch zu Extrataten und zu erstaunlichen, gleich die ganze Welt erfassenden Siegen. Wer diesen Glauben hat, meint, den höchsten Punkt im Glaubensgebirge erstiegen zu haben. Aber er befindet sich nur auf dem Trugberg. Den haben einst schon die wunderlüchtigen Pharisäer und Schriftgelehrten erklommen. Und immer wieder stehen auf ihm alle diejenigen, die Gott erst im Ungewöhnlichen und Außerordentlichen, im Ganzandern und im Ganzneuen erblicken können oder erblicken wollen. Ich fürchte, auch jetzt in dieser aufgeregten Zeit, wo der Lauf der Dinge vor unseren Augen so dunkel und verwirrt, so rätselhaft und anfechtungsvoll ist, steigen viele wieder auf den Trugberg und erblicken den wahren Glauben nicht etwa auch darin, daß man in allem, was jetzt geschieht und was jetzt getan werden kann, Gott finde, sondern nur darin, daß man auf eine neue Rundgebung Gottes warte, auf eine neue Geistesausgießung, auf den Hereinbruch des Reiches Gottes und dergleichen. Ich möchte keinen Augenblick in Abrede stellen, daß unserem Gott das alles möglich ist, daß er noch ganz andere Dinge tun kann und tun wird, als sie uns möglich erscheinen. Und ebenso wenig möchte ich bestreiten, daß wir diese Dinge brauchen könnten, daß wir insbesondere nur in dem Maße Besseres, Heilsameres zustande bringen werden, als wir von Gott her auch Größeres empfangen, mehr Geist, mehr Licht, mehr Kraft. Aber in der Erwartung dieser Dinge nun das wahre Wesen, die eigentliche Seele des Glaubens zu sehen, das, scheint mir, heiße, statt den Gipfel der Jungfrau den Trugberg besteigen.

Der wahre, lebendige Glaube ist nichts anderes als das kindliche und völlige Vertrauen auf den Gott und Vater, zu dem uns Jesus Christus bringt, in allen Dingen und unter allen Umständen. Und diesen Glauben hat der, welcher jetzt auch in dem täglichen Getriebe der Welt und der Menschen drin tatsächlich auf Gott vertraut und nicht auf Menschen und Dinge, nicht auf das Geld, nicht auf die Macht, und welcher sich auch dementsprechend verhält, also



3. B. im Vertrauen auf Gott auf Vergeltung verzichtet, nicht verdroffen, unfreudig, sondern willig, überzeugt, erlittenem Bösen Gutes entgegensetzt, seine Trübsal nimmt und trägt nicht als ein Hindernis, sondern als eine Förderung, als seinen Weg zum Ziel. Vor solchem Vertrauen auf Gott hat auch die Welt Respekt.

Wir haben in der Heiligen Schrift große, herrliche Verheißungen. Auf dem ersten Blatt der Bibel steht, daß die Welt Gottes Werk und die Menschen Gottes Bild sind. Durch die ganze Bibel geht der Glaube, daß Gott mit der Welt und den Menschen einen gnädigen, heiligen Plan hat. Im Neuen Testament verkündigt es uns jede Zeile, daß Jesus erschienen ist, gelebt hat, sich in den Tod am Kreuz gegeben hat, um die Menschen und die Welt zu retten und zu beseligen. Das ist alles eine Verheißung. Und wir sollen ihre Erfüllung empfangen. Der Weg dazu aber heißt: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“ Amen.

---

## Letzte Zeit.

(Am 29. September 1918)

Es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.  
Matth. 24, 11—13.

Wie ein Maler, wenn er eine Landschaft malt, den nahen Vordergrund und die weitzurückliegenden Linien des Horizontes auf eine Fläche malen muß, so fließen auch in der großen Rede Jesu über die letzten Dinge das Nächste, der Untergang Jerusalems und die Katastrophe, welche über das Volk Israel hereinbricht, und das Fernere, die Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Erde, das Ende der menschlichen Geschichte und die letzte Vollendung, in eins zusammen, so daß wir in einer Rede hören und auf dem Bilde mit einem Blick umspannen, was in Wirklichkeit durch gewaltige Distanzen von einander getrennt ist. Von jeher hat sich die Aufmerksamkeit vieler Christen besonders gerne darauf gerichtet, aus der Schilderung Jesu die Anzeichen festzustellen, deren Eintritt von den alsdann lebenden Menschen als das unzweifelhafte Signal verstanden werden könnte: „Jetzt bricht das Ende an.“ Man hat, um dafür noch reichlichere und bestimmtere Anhaltspunkte zu gewinnen, zu den zurückhaltenden, auch in dieser Sache vor allem auf das Innere der Menschen abzielenden Worten Jesu dann stets mit Vorliebe noch die geheimnisvollen, von einer gewaltigen Phantasie entworfenen schauerlich-schönen Bilder des Buches Daniel und der Offenbarung des Johannes hinzugenommen. So meinte man ein bestimmt datierbares und den Verlauf zum voraus genau feststellendes Programm für die letzte Zeit auf Erden herausbringen zu können.

So oft aber auch schon der wirkliche Verlauf der Dinge alle derartigen Berechnungen und Deutungen dieser Prophezeiungen auf die Zeitgeschichte zuschanden gemacht hat, die immer wieder

eintretenden Enttäuschungen verhinderten es nicht, daß in Epochen großer geschichtlicher Erschütterungen und Umwälzungen alsbald auch neue Berechnungen und Deutungen unternommen wurden und daß man sofort auch wieder in der eifrigen Beschäftigung damit und im unbedingten Glauben daran den Beweis einer besonders ernstesten und tiefsten Gläubigkeit erblickte. — Die ersten Christen glaubten das Ende der Welt noch zu erleben. Sie meinten hiefür klare Zusagen Jesu zu haben. Sie erwarteten sogar, daß die Apostel mit der Mission nicht einmal in allen Städten Palästinas fertig würden, bis der Herr wiederkomme. Vom Apostel Johannes erhielt sich das Gerücht, er werde am Leben bleiben bis auf den Tag Jesu Christi, und der Apostel Paulus schrieb den Theffalonichern: „Wir werden leben und überbleiben auf die Zukunft des Herrn und ihm in den Wolken entgegengerückt werden.“ — Wie oft seither haben nicht bloß schwärmerisch erregte Kreise, sondern auch gereifte Jünger Jesu die Zeichen der Zeit auf das nahende Endgericht gedeutet! Martin Luther war der Meinung, daß im Papsttum der Greuel der letzten Zeit sich darstelle und der Papst „der rechte, wahrhaftige, letzte Antichrist“ sei. Ernste Christen sahen in Napoleon I. den geweissagten Weltregenten. Im letzten Jahrhundert hat der feine, fromme württembergische Theologe Johann Albrecht Bengel das Jahr 1836 als das Jahr der Wiederkunft Christi und des Beginns des tausendjährigen Reiches bezeichnet. Der Gründer des Adventismus berechnete die Erscheinung des Herrn auf die Zeit zwischen dem 21. März 1843 und dem 21. März 1844. In jenem Winter bemächtigte sich weiter christlicher Kreise in Nordamerika eine ungeheure Erregung. Als aber der Termin ohne die Erfüllung der Prophezeiungen vorüberging, behauptete man, bei der Berechnung Fehler begangen zu haben; aber auch die neu berechneten Termine brachten die letzte Zeit nicht. Großer Verbreitung erfreut sich gegenwärtig in der europäischen Christenheit das Buch „Tagesanbruch“, worin ein amerikanischer Theologe, der Apostel der Bibelforscher, seine Deutungen und Berechnungen des Weltendes niedergelegt hat. Nach ihm befinden wir uns eben jetzt mitten in der Endzeit drin.

Es ist nicht verwunderlich, daß in der gegenwärtigen Zeit, wo so ungeheure und ungeheuerliche Dinge sich häufen, — der Weltkrieg mit seinen Schrecken und blutigen Opfern ohne Zahl, die Seuchen mit ihren Verheerungen, Bürgerkriege und Klassenkämpfe, Revolution und Diktatur, dazu mancherorts auch grausame Verfolgungen glaubenstreuer Christen, — derartige Berechnungen und Deutungen überall auftauchen und überall auch Gläubige finden und sie in große Erregung versetzen. Aber verwunderlich ist, wie ernste Jesusjünger es immer wieder vergessen können, daß in allem solchem Deuten und Berechnen Ungehorsam gegen den klar und unzweideutig ausgesprochenen Willen Gottes steckt. Oder ist das denn nicht eine sehr deutliche, völlig unzweifelhafte Rundgebung des göttlichen Willens, wenn sich Gott durch die ganze Geschichte des Christentums herab bis auf diesen Tag noch niemals zu solchen Berechnungen und Deutungen bekannt hat? Und ist es nicht einfach Ungehorsam, wenn man trotzdem immer wieder zu tun versucht, wozu sich zu bekennen Gott seit zweitausend Jahren sich beharrlich weigert?

Uebrigens hat Jesus selber gerade in unserem Tertkapitel hierüber ein unmißverständliches Wort geredet: „Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein mein Vater.“ Was ist nun aber das, wenn man im Widerspruch zu diesem Jesusworte doch den Vorwitz nicht lassen kann und Gott auf die Uhr sehen will und meint, Gott habe allerdings die Festsetzung von Zeit und Stunde sich selber vorbehalten, zugleich aber deute er sie durch allerlei versteckte Anspielungen und geheimnisvolle Zahlenzeichen doch so an, daß einige Eingeweihte und Erleuchtete auf Erden herauskriegen könnten, was selbst die Engel im Himmel, ja sogar der Sohn nicht wissen? Mir scheint, das ist trotz allem frommem Schein einfach Ungehorsam und ungeduldiger Wunderfiz. Und zu allem stellt Jesus, auch in unserem Tertkapitel, erst noch ausdrücklich fest: „Ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird“ und: „Des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meinet.“ Was ist dann das, wenn trotzdem Menschen, fromme Menschen, doch immer wieder hingehen und sagen: „Ja, ja, wir wissen's schon; da



steht das in der That. Aber wir rechnen's und deuten's doch heraus, zu welcher Stunde oder doch an welchem Tage oder wenigstens in welchem Jahre der Herr erscheint"? Mir scheint, das ist Mangel an Ehrfurcht und Demut Gott gegenüber und sträfliche Ueberhebung der eigenen Erkenntnis.

Darum lehnen wir es rundweg ab, in dieser Sache rechnen und deuten zu wollen oder mit den Berechnungen und Deutungen, die andere unternehmen, uns zu befassen. Und nicht nur das. Wir halten auch alle diese Versuche für eine Verirrung, nicht für Zeichen der Heilsbegier, sondern der Neugier, nicht für Zeugnisse besonderen Glaubenseifers, sondern besonderer Ungeduld und Zudringlichkeit. So deutlich und scharf wir nun aber das aussprechen, so fest sind doch auch wir davon überzeugt, daß es unsere sehr ernste, von Jesus uns mit allem Nachdruck auferlegte Pflicht ist, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Freilich nicht, um erhaschen zu wollen, wo auf Gottes Uhr der Zeiger stehe, sondern um daraus zu entnehmen, daß jedesfalls für uns eine folgenschwere Entscheidungsstunde schlägt.

Eine solche Entscheidungsstunde ist jetzt unleugbar da, ob es nun Gott gefällt, mit der Geschichte auf Erden ein Ende zu machen, oder ob sich nur für unsere abendländische Völkermwelt ein unabwendbarer Niedergang nun anbahnt, oder ob die entsetzlichen Ereignisse dieser Zeit eine neue Periode der Menschheitsgeschichte einleiten. Wer von uns weiß denn, ob nicht für ihn persönlich diese Zeit die letzte ist? Ach wie viele wünschen jetzt, sie möchten es noch erleben, wohinaus das alles führe, was sie in diesen Jahren miterlebt haben, wozu Gott diese Geschehnisse alle brauche! Aber wie viele werden ihre Augen schließen müssen, ohne daß sie davon noch etwas sehen dürfen! Und ist nicht diese Zeit ganz gewiß für die gegenwärtige Generation, die jetzt auf dem verantwortlichen Posten steht, letzte Zeit? Es gibt weder in der Geschichte der Völker noch in der Geschichte der einzelnen Menschen Wiederholungen. Jedes Ereignis ist einmalig; so, unter diesen Umständen, mit dieser Verknüpfung und mit dieser Wirkungsmöglichkeit kehrt es niemals wieder. Darum ist eine solche Zeit auch eine letzte Gelegenheit. Die

Entscheidungen, die jetzt getroffen werden können, können ein anderes Mal nicht mehr so getroffen werden. Deshalb glaube ich: Wir werden die gegenwärtige Zeit sicherlich dann nach dem Willen Jesu nehmen und erleben, wenn wir sie in diesem Sinne als eine letzte Zeit ansehen, als eine Zeit, welche uns vor Fragen stellt, vor deren Beantwortung wir nur zu unserem Unheil ausweichen, welche uns zu Entscheidungen treibt, mit denen wir auch über den Ernst unserer Jüngerschaft, über die Wahrheit unserer Gotteskindschaft entscheiden.

Unser heutiges Textwort hebt nun aus der ganzen Rede Jesu über die letzten Dinge diejenigen Merkmale heraus, welche uns gerade das Wesen unserer gegenwärtigen Zeit verblüffend scharf und klar enthüllen, welche damit aber auch die Gefahr dieser Zeit für uns uns zeigen und uns sagen, was jetzt vor allem unsere Pflicht ist. Nach zwei Seiten hin kennzeichnet Jesus die Entscheidungszeit. Einmal stellt er in Aussicht: „Es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen.“ Sodann: „Die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen.“

Was das Erste anbetrifft, so wird also das ein Merkmal der Entscheidung sein, daß der allgemeinen äußeren Verwirrung und Auflösung auch eine innere der Seelen entspricht und daß das sich besonders innerhalb der Christenheit zeigen wird. Nun, in dieser Richtung liefen die Dinge schon vor dem Kriege. Wir befanden uns damals schon in bezug auf das geistige Leben überhaupt und in bezug auf das religiöse im besondern in einer heillosen Verfahrenheit und Unsicherheit. Es gab kaum eine Frage und eine Angelegenheit mehr, wo nicht ernste Christen die verschiedensten, ja die gegensätzlichsten Standpunkte einnahmen. Man denke nur an die wichtigen, für den Gang der Dinge so unendlich folgenreichen Probleme: An die Stellung der Christen zum Staat, zur Politik, zur sozialen Frage, zum Waffendienst, zum Geld! Wie müssen auf allen diesen Gebieten die Dinge verlaufen, wenn nicht einmal die Christen eine klare Stellung, ein sicheres Ziel haben? Dazu kamen dann alle möglichen religiösen Neuerscheinungen und Neugründungen, die ihre Propaganda entfalteten und die Gemüter

um so mehr verwirrten, je engherziger und selbstgerechter sie den Anspruch erhoben, allein die Wahrheit zu besitzen, allein die Gemeinde der Gläubigen, der Heiligen, der Erleuchteten, der Wiedergeborenen, der Kinder Gottes darzustellen. Das alles ist im Laufe des Krieges noch schlimmer geworden, ja vielfach erst recht verhüllt und ungehemmt ans Licht des Tages gekommen. Der Krieg hat den Glauben weithin überhaupt erschüttert. Unzählige Christen sahen sich jetzt in bezug auf die fundamentalsten Lebensverhältnisse in eine völlige Ratlosigkeit und Ungewißheit versetzt. Sie mußten sich entscheiden, ohne zu wissen, ob ihre Entscheidungen dem Geist und Willen Jesu gemäß waren. Es schien, daß es gerade in den hundert Dingen, in welche man jetzt hineingestoßen wurde, gar keinen Weg gebe, den man mit Gewißheit als den allein christlichen bezeichnen konnte und fröhlich und guten Gewissens gehen durfte. Diese Unsicherheit und Unklarheit aber beginnt allmählich auf den gesamten Bestand der christlichen Anschauungen und Grundsätze überzugreifen und ihn ins Wanken zu bringen.

Das ist um so verhängnisvoller und wird auch von allen redlichen Suchern um so schmerzlicher empfunden, als eben jetzt innere Klarheit und Festigkeit dringend nötig wären. Denn, das ist das andere Merkmal der Entscheidungszeit, welches Jesus nennt: „Die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen.“ „Die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen!“ Klingt dieses bald zweitausend Jahre alte Wort nicht so, als ob es eben jetzt mitten aus den Beobachtungen und Erfahrungen der Gegenwart heraus gesprochen wäre von einem, der mit einem einzigen kurzen Satz unsere Zeit habe kennzeichnen wollen? Im Großen hat's angefangen. Zwischen den großen Staaten wurde das Recht außer Geltung gesetzt und der Machtentscheid angerufen. Was an Völkerrecht von allen anerkannt und gewährleistet worden war, wurde jetzt ebenso von allen skrupellos den eigenen Interessen geopfert, so daß jetzt kaum noch ein Rest von Recht vorhanden ist, im übrigen aber Rechtlosigkeit herrscht und Unrecht auf Unrecht gehäuft wird. Die Ungerechtigkeit im Großen hat dem Unrecht im Kleinen Tür und Tor geöffnet. Es ist ein erschreckender Zustand von Gesetzlosigkeit — so heißt

eigentlich das Wort, welches Luther mit Ungerechtigkeit überseht hat — eingetreten. Wohl erlassen die geplagten Behörden überall Verordnung auf Verordnung. Aber ihre Autorität dringt nicht mehr durch; der Respekt vor dem Gesetz ist verschwunden. Ja es heften sich jetzt an das menschliche Verordnen und Reglementieren, Helfen und Eingreifen nur neues Unrecht und neuer Fluch. Und mit der Zahl der Erlasse nimmt die Zahl der Uebertretungen beängstigend zu. Die Strafen schrecken nicht mehr ab. Der Arm der menschlichen Gerechtigkeit scheint zu kurz und zu langsam zugleich. Wir befinden uns in einem moralischen Niedergang, wie ihn niemand von uns für möglich gehalten hätte.

Nehmt nur einmal die alten zehn Gebote, über die sich der moderne Mensch hoherhaben dünkte, in denen er eine noch sehr primitive Sittlichkeit verkörpert sah, ja für deren Ersatz durch zeitgemähere neue wenig Jahre vor dem Kriege ein Schriftsteller allen Ernstes Vorschläge nicht nur sich erbat, sondern auch zahlreich erhielt! Nehmt diese alten Gebote, die doch wohl die Ur- und Grundpfeiler aller gesunden Sittlichkeit bleiben, und prüft an ihnen unser öffentliches und privates Leben! Ihr werdet zu dem Ergebnis gelangen, daß unser Geschlecht sich weithin von allen zehn Geboten frech dispensiert. „Du sollst keine andern Götter neben mir haben!“ Und die Christenheit gibt Leib und Seele fremden Götzen hin und bringt ihnen Menschenopfer dar mit einem Eifer und in einer Zahl, wie etwas Ähnliches aus der Geschichte des gesamten Heidentums nicht beizubringen wäre. „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen!“ Und in jeder Rede mißbrauchen die großen Sprecher der Völker den heiligen Namen Gottes und die höchsten Begriffe und Ideale der Menschheit aufs neue, um den wahnsinnigen Haß und den Jammer dieses Krieges zu rechtfertigen. „Du sollst nicht töten!“ Und nun beginnen nach dem namenlosen Blutvergießen auf den Schlachtfeldern schon vielerorts Revolution und Bürgerkrieg das noch entsetzlichere Blutvergießen zwischen den Volksgenossen auf dem heimatlichen Boden. „Du sollst nicht ehebrechen!“ Und der Männer, die an den Folgen der Unzucht erkrankt sind, und der ehebrecherischen Weiber gibt es in allen Völkern



ganze Heere. „Du sollst nicht stehlen!“ Und von Tag zu Tag steigt die Zahl der gegen dieses Gebot überhaupt möglichen Verfehlungen. „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten!“ Und wir erleben einen Lügenkrieg in Rede, Schrift und Bild, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat, und eine schmachvolle Infektion auch der Christen, auch der Christen in den neutralen Ländern, durch das teuflische Gift der Verhehung, der Verleumdung und des Hasses.

Wahrhaftig, wenn jemals das Wort Jesu: „Die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen“, seit es gesprochen worden ist, auf eine Zeit zutraf, so auf die gegenwärtige. Ach, jetzt hat die Ungerechtigkeit so überhandgenommen, daß sie uns alle schon mitergriffen hat und wir alle an ihr schon mitschuldig geworden sind. Und alle auch schon in beklagenswertem Maße der Gefahr erlegen sind, welche Jesus als eine Folge davon nennt: „Die Liebe wird in vielen erkalten.“ Am Anfang des Krieges schien gerade das Umgekehrte der Fall zu sein. Der wilde Sturm schien überall das Feuer der Liebe zu Gott und zu den Brüdern, wenigstens zu denen des eigenen Volkes, mächtig anzufachen. Man fragte wieder nach Gott; man betete wieder zu Gott; man las Gottes Wort; man füllte die Kirchen und Kapellen. Und wie öffneten sich allenthalben die Hände und die Herzen für alle erdenklichen Liebeswerke! Es erhoben sich auch noch Stimmen, die der Gerechtigkeit und Menschlichkeit dem Gegner gegenüber das Wort redeten. Und von den Schlachtfeldern vernahm man manche hochherzige Tat der Feindesliebe. Wohin ist das alles geschwunden? Düster, schrecklich düster lodern jetzt in allen Landen die Flammen unversöhnlichen Hasses auf, und — Gott sei's geklagt! — auch christliche Männer und Frauen geben ihre Herzen zu Altären her, auf denen dem Feinde Gottes Tag für Tag das Hassfeuer brennt. Ja hüben und drüben vergessen sogar Boten des Evangeliums, welchen das Amt, das die Versöhnung predigt, anvertraut ist, in sträflicher Weise ihren Beruf und erniedrigen Amt und Kanzel zur Aufhebung der Leidenschaften, zur Verherrlichung des Krieges, zur Rechtfertigung des Hasses und der Gewalttat. Da ist die Liebe nicht bloß erkaltet, da ist sie gestorben.

Und wo es nicht so weit gekommen ist, ach wie sind wir doch alle abgestumpft, kaum mehr flüchtigen Mitleids fähig, geschweige denn anhaltender, herzlicher Liebe! Nach jeder Seite hin ist das Erkalten eingetreten. Man betet, wenn man überhaupt noch betet, ohne Inbrunst und ohne Erhörungsgewißheit. Man steht auch Gott erkältet, mißtrauisch, fragend, klagend, anklagend, zweifelnd gegenüber. Man gibt, wenn man überhaupt gibt, verdrossen und schilt und schimpft auf die Menschen und läßt sich durch ihren Leichtsinn, durch ihr Unrecht, durch ihren Undank in eine verärgerte, verbitterte, hoffnungslose Stimmung hineintreiben, der man beim besten Willen den Namen „Liebe“ nicht mehr geben kann. Und wenn nun die böse Zeit anhält oder gar noch böser wird und die Ungerechtigkeit noch weiter überhandnimmt, was dann?

O laßt uns doch die große Gefahr, in der wir alle jetzt stehen, mit ganzem Ernste ins Auge fassen! Unser heutiges Tertwort ist eine treue Warnung unseres Herrn. Er hat uns die Zeichen genannt, welche die Entscheidungszeit signalisieren. Diese Zeichen sind jetzt in unerhörtem Umfang eingetreten. Laßt uns nicht in Verstockung die Augen davor verschließen! Was immer diese Zeit sein mag, die letzte oder noch nicht die letzte, und was immer Gott im Großen durch sie ausrichten will, für jeden von uns ist dies ganz gewiß: Für uns, für jeden, der ein Christ sein will, ist es eine überaus ernste Prüfungs- und Entscheidungszeit. Soll die Ungerechtigkeit nicht auch uns verderben und soll die Liebe nicht auch in uns schließlich völlig erkalten und sterben, so müssen wir uns rückhaltlos zu Gott stellen und seinem Willen hingeben. „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig!“ fügt Jesus seinem Warnworte verheißungsvoll und ermutigend hinzu. Er erinnert seine Jünger daran, daß das Ende kommt. Wir wollen es Gott überlassen, welches Ende er herbeiführen will, ob das Ende der gegenwärtigen bösen Kriegszeit, ob das Ende unseres persönlichen irdischen Lebens, ob das Ende der menschlichen Geschichte auf Erden überhaupt, ob das Ende nur einer Periode in dieser Geschichte. Genug, ein Ende kommt. Bis dahin laßt uns beharren! „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig!“

Beharren heißt, festhalten, was uns Gott an innerem Leben, an Glauben und Liebe und Hoffnung geschenkt hat. Beharren heißt, jetzt, wo es ein Entweder-Oder gibt, sich ganz und bedingungslos zu Gott stellen. Beharren heißt, allem Augenschein zum Trotz fest und treu im Vertrauen auf den Vater im Himmel bleiben. Er kennt die Stunde; er kennt die Wege. Er hat uns durch Jesus Christus seine Gnade und seine Vergebung geschenkt; er wird uns nicht verlassen. Beharren heißt jetzt aber insbesondere auch, im Gehorsam bleiben und deshalb lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, lieber für einfältig und dumm gelten, als mit Lügen und Listen die Gesetze umgehen, lieber entbehren als schlecht werden und schlecht handeln. Beharren heißt endlich auch, den Menschen gegenüber, so schwer es auch ist, doch in der Hoffnung, in der Geduld und in der Liebe bleiben.

Es gibt für uns in dieser bösen Zeit keinen andern Ausweg und Durchgang als den: Beharren. Damit wir's können, laßt uns immer wieder aufblicken zu dem, der der Anfänger und Vollender des Glaubens ist! Laßt uns denken an Jesu Kreuz! Dort hat er, von allen verlassen, von der Welt verstoßen, in Nacht versenkt, beharrt, allein, ganz allein beharrt, beharrt in seiner Sohneszuversicht und beharrt in seiner Sünderliebe. Durch dieses Beharren hat er sein Werk vollbracht und Erlösung und Versöhnung geschaffen auch für uns. Der Blick auf ihn gibt Kraft, auch zu beharren. Er ist uns nahe. Er hilft. Er gibt dem glimmenden Flämmchen unserer Zuversicht und Liebe Nahrung, daß es durch die Nacht durchhält. Beharren ist jetzt unsere Hauptaufgabe. Beharren wir, so werden wir selig, so werden wir gerettet und helfen andere retten. Gott stehe uns dazu bei! Amen.

## Wir sind gesucht.

Abendmahlsfeier. (Am 22. Oktober 1918.)

Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen,  
was verloren ist. Lut. 19, 10.

Unsere Feier heute Abend soll kein Predigt- sondern ein Abendmahls-gottesdienst sein. Das Abendmahl selber soll zu uns reden. Im Abendmahl hat Jesus ja das Brot und den Wein zu Verkündigern seines Todes geweiht. Er meinte, ihre Sprache sei einfach und unmittelbar verständlich. Jedermann weiß, daß das Brot nährt und der Wein belebt. Eben das wollen die Gotteskräfte auch, die im Tode Jesu wirksam sind. Wir spüren in der gegenwärtigen Feuerungszeit es mehr als je in unserem ganzen Leben, was das Brot für die menschliche Ernährung bedeutet. Ach daß es der Menschheit über dem unsäglichen Jammer dieser Zeit ebenso bewußt würde, daß auch das innere Leben der Nahrung bedarf und was dafür das rechte Brot und der belebende Wein ist.

Wir stehen wohl alle tiefbetroffen und erschrocken vor den Entartungen, Auswüchsen und Zusammenbrüchen, denen das Leben der Menschen und der Menschheit jetzt erlegen ist. Wir hätten nie geglaubt, daß es so wenig gesunde, starke Widerstandsfähigkeit besitzt. Nun ist die falsche innere Ernährung offenbar geworden. Es waren Träger, woraus die Seele Kraft und Leben gewinnen sollte. Das wahrhaftige Brot aber, das vom Himmel gekommen ist, blieb verachtet und verschmäht. So entstand ein bloßes Scheinleben, kein wirkliches Leben. Sollten uns nicht endlich die Augen aufgehen? Und wenn jetzt auch ganze Völker und in allen Völkern unzählige Menschen in ihrer Verblendung noch fortfahren, sich an großen stolzen Worten zu berauschen und sich am Haß stark und unnachgiebig zu machen, wir wollen als Christen unsere Seelen aus dem unseligen Taumel retten und hier am Abendmahlstische uns das zeigen und schenken lassen, was zum ewigen Leben nährt. Wir wollen jetzt für ein kurzes Stündchen den Lärm und Streit der Welt verlassen und uns mit unseren Gedanken in diesen stillen, friedlichen



Kirchenbezirk flüchten. Wir wollen auch alle unsere Kümmernisse, die Angst, welche die eben in diesen Tagen so unheimlich um sich greifende Seuche verursacht, die Sorge um so viele liebe Menschen, die noch in Gefahr und großer Not sind, wir wollen das alles draußen lassen und unsere Gedanken und Empfindungen still und ernst auf das Eine konzentrieren: Auf das, was das Brot und der Wein hier auf dem Abendmahlstische uns zusichern. Die paar Worte aber, die wir sprechen möchten, sollen zu dieser Sammlung mit-helfen, indem sie uns den Gedanken ans Herz legen, in welchen Jesus selber den Sinn seiner ganzen Sendung und Botschaft zusammenfaßt und welcher auch die Bedeutung seines Kreuzestodes kurz und tief uns verkündigt: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.“

In diesem Worte haben wir unsern Heiland und Herrn. So ist er. Er ist gekommen, zu suchen. Wir befinden uns demnach in einem großen und groben Mißverständnis, wenn wir meinen, es sei unsere Bestimmung und Aufgabe, ihn zu suchen, die Wahrheit zu suchen, die Gerechtigkeit zu suchen, das Himmelreich zu suchen, Gott zu suchen. In dieser falschen Auffassung machen sich wohl alle tieferen Menschen einmal im Gefühl ihres Unbefriedigtseins, mit einem inneren Hunger und Durst als Sucher auf und suchen, was ihr Leben erlösen und ihre Seele beseligen könnte, und suchen und suchen und finden doch nicht. Die weitaus größte Zahl der Sucher wird bald müde, gibt das Suchen auf und nötigt die Seele, mit dem vorlieb zu nehmen, was die Welt eben vorsetzt. Die edleren aber halten es dabei nicht aus. Der Ekel übernimmt sie. Die Sehnsucht wacht doch wieder auf. So gehen sie aufs neue auf die Suche und laufen die Welt ab, suchen als Jünglinge, suchen als Männer und suchen noch als Greise, suchen das Paradies, suchen den Frieden, suchen die Erlösung, suchen den lebendigen Gott. Oft meinen sie, gefunden zu haben, was sie suchen. Ihre Seele trinkt in tiefen Zügen aus dem ersehnten Quell und fühlt sich erfrischt und jung. Aber ach, dann kommen andere und spotten ihrer: „Ihr Toren, meint ihr, das sei die Wahrheit, das sei lebendiges Wasser, da seid ihr bei Gott? Wir meinten es auch

und wurden enttäuscht. Es gibt kein Paradies auf Erden; es strömt kein ewiger Quell in dieser Welt der Vergänglichkeit und des Todes." Und dann? Dann geben die einen das Suchen auf und lachen bitter: „Ein Narr, wer sucht, was nie zu finden ist“, und gehen ohne Glauben, ohne Hoffnung ihren Weg bis ans Grab. Und die andern schütteln die Sehnsucht ab und greifen nach dem, was zu haben ist, und bücken sich unter das, was nicht zu ändern ist, und wenn ihre Seele unruhig wird und die alte Sehnsucht sich wieder melden will, so betäuben sie sie in niederer Lust. Und etliche wenige machen sich trotz aller Enttäuschung und allem Spott doch aufs neue auf und suchen und suchen, bis die Füße versagen und dann die Augen und die Gedanken noch weiter suchen, über das Heute hinaus ins Morgen hinein, über das Diesseits hinweg ins Jenseits hinüber.

Sind auch wir Sucher? O höret die herrliche Frohbotschaft: „Nicht wir müssen suchen, sondern wir sind gesucht. Er sucht uns. Die Wahrheit selbst, die Gerechtigkeit selbst, die Liebe selbst, der ewige heilige Gott selbst hat sich aufgemacht und sucht uns.“ Und wir? Wir müssen uns nur finden lassen.

Das ist der süße Kern des Evangeliums: „Wir sind gesucht!“ Da laufen wir herum und plagen uns und sehen uns die Augen aus und sehnen uns die Seele aus und drehen uns und bücken uns und strecken uns und finden nicht! Und derweil geht, was wir suchen, hinter uns her und läuft uns geduldig nach und streckt erbarmend die Hände nach uns aus! O gibt es einen größeren und feligeren Gedanken, den die Menschenseele erfassen kann, als den: „Gott sucht mich; Gott geht mir nach“?

Warum tut er das? Warum sonst als darum, weil er uns vermißt, weil wir ihm fehlen, weil er uns bei sich haben will, weil er uns lieb hat. Das ist das Unerhörte, das Unüberbietbare, das alles Umkehrende am Evangelium Jesu: „Gott kommt zu uns.“ Sonst sind die Religionen auf Erden vor allem ein Kommen der Menschen zu Gott, ein Versuch, mit Opfern und Gebeten, mit Bückungen und Wallfahrten zur Gottheit zu gelangen und ihr zu gefallen. Und überall bleiben die Menschen mit dem allem und trotz dem allem in ihrer Friedlosigkeit und Schuld stecken und finden

statt Antworten nur neue Fragen, statt Lösungen nur neue Rätsel, statt reine Herzen nur neue Befleckung, statt neues Leben nur neue Enttäuschungen, im besten Falle Forderungen und Aufgaben, nicht aber ganze Hilfe, nicht die reine Gottesgabe. Ganz natürlich, gar nicht anders möglich. Oder sagt, wie wollten wir denn zu Tau und Regen kommen, wenn wir sie herunterholen müßten? Wie wollten wir das Licht und die Wärme der Sonne uns verschaffen, wenn nicht sie sie in überschwänglicher Fülle zu uns herabsendete? So ist es mit Gott und seiner Wahrheit, seiner Gnade, seinem Geiste, seinem Heil. Er muß uns suchen und finden. Und er tut es. Das Evangelium ist die frohe Botschaft: „Ihr seid gesucht!“

Ist das nicht unglaublich? Er, der große, ewige, heilige Gott, der Schöpfer aller Welt, sucht uns, die schwachen, sündigen, törichten Menschenkinder! Ist das wirklich wahr? Seht da auf unserm Abendmahlstische das Brot und den Wein! Das sind die heiligen, gnadenreichen Pfänder seines Suchens. In Jesus Christus sind wir gesucht. So ist er, der treue Freund und Bruder, uns nachgegangen. So ist er herabgestiegen in unseren Staub, in unseren Jammer, in unsere Schuld. So hat er seine Hände hereingestreckt in alle Bosheit und Feindschaft der Menschen. So hat sich sein treues Herz hereingestellt in allen Schmerz und in alle Unsechtung des Menschenloses. Wißt ihr, wie tief? So tief, daß Hände und Füße und Herz ihm bluteten. Und die Zeichen seines Todes verkündigen es uns und verbürgen es uns: „Alles, alles tat ich, alles, alles ließ ich, weil ich euch suchte, bis ich euch fand.“

Und wozu? Dazu, daß er uns rette und beselige, denn ohne ihn sind wir verloren und unselig. Wir gehören zu ihm. Es lebt in uns ein Funke seines Wesens. Wir sind für ihn da. Wir sollen Spiegel seines Lichtes sein, Zeugen seiner Liebe, Teilhaber seiner Seligkeit und seines Friedens. Sind wir das? Wir sind es nicht. Und warum sind wir es nicht? Hat etwa Gott uns verloren? Gab er nicht auf uns acht? O nein, wir selbst haben uns verloren. Wir haben unsere eigene Seele vergessen. Wir sind in den Staub hinabgesunken und haben nicht mehr gewußt, daß wir auf die Höhe gehören, ins Licht und in die

klare, reine Luft. Wir haben uns der Selbstsucht und der Bosheit und der Vergänglichkeit hingegeben. Wir sind Kindern gleich, die aus der Wiege geraubt und in ein fremdes Land gebracht worden sind. Es dämmert wohl einmal in unseren Seelen: „Warum bin ich nicht glücklicher? Gehöre ich denn nicht hieher? Bin ich denn anders als die andern?“ Aber dann schlagen wir's uns wieder aus dem Sinn: „Torheit! Wohin sonst sollten wir gehören? Was anderes sollten wir denn sein?“ Und nie und nimmer fänden wir uns zur Heimat und zum Vater, wenn die Heimat und der Vater uns nicht suchten. Ist das ein Gleichnis? O nein, das ist unsere Wirklichkeit. Wir sind solche Kinder, Kinder des Vaters im Himmel, und wissen es nicht. Es lebt in uns so ein Ahnen und Sehnen, und wir verstehen es nicht. Wir könnten die Welt ablaufen und fänden doch nicht, was uns fehlte, wenn es nicht zu uns käme und uns suchte.

Das ist die Liebe Gottes in Jesus Christus. Das ist das Suchen und Werben um uns am Kreuz. Wir sollen aus dem Zustand, für den wir nicht geschaffen sind, in den Zustand gebracht werden, für den wir geschaffen sind. Wollen wir das?

Daran liegt alles. Wenn wir im Staub und Gewirr des Vergänglichen zufrieden sind, zufrieden mit uns, zufrieden mit der Welt, dann ist es eine Störung und eine Widerwärtigkeit, wenn man uns meldet: „Ihr werdet gesucht!“ Freilich, einmal wird's uns dann auch zum Schrecken werden, wenn es heißt: „Gott sucht euch.“ Wenn wir aber merken, daß unser tiefster Schaden in uns selber liegt und unser wahres Unglück unsere Sünde ist, weil in uns eine Seele lebt, die aus höheren Regionen stammt, dann, o dann ist's die Erlösungs- und Freudenbotschaft für uns, wenn man uns verkündigt: „Ihr seid gesucht! Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.“ Freiheit und Frieden, Seligkeit und Leben haben wir allerdings erst, wenn wir uns nun auch finden lassen und zu dem treuen, gnadenreichen Suchen Gottes Ja sagen. Das Ja des Glaubens, das die Heilandshand ergreift. Das Ja des Gehorsams, das die Heilandshand festhält und sich ihrer Führung überläßt. Gott helfe uns zu diesem Ja und präge es uns heute durch das hl. Abendmahl unvergeßlich ins Herz: Ihr seid gesucht! Amen.



## Die Welt vergeht.

Totensonntag. (Am 24. November 1918.)

Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist! So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.  
1. Joh. 2, 15—17.

Nach den aufregenden Ereignissen der vorletzten Woche tut uns innere Sammlung und Klärung dringend not. Nicht, damit wir alsbald uns selbst wieder beruhigen und beschwichtigen, damit wir, gar so unsanft aufgeschreckt, nun wieder sicher weiterschlafen. Was bei uns im Kleinen und doch beängstigend genug geschehen ist und was in der ganzen großen Welt sich jetzt vollzieht, das geht auch die Kirche an, das bedeutet auch für sie eine Anklage und ein Gericht.

Nicht insofern, als ob die Kirche alles das hätte tun oder auch nur anregen und fordern sollen, was in unserm politischen und sozialen Leben versäumt oder verdrossen auf die lange Bank geschoben worden ist. Die Kirche hat nicht den Beruf, politische Lösungen auszugeben oder soziale Probleme theoretisch und praktisch zu lösen. Ihre Schuld besteht nicht darin, daß sie das nicht getan hat; das konnte sie nicht tun. Aber ihre Schuld besteht darin, daß sie nicht gewesen ist, was sie in unserem Volke allezeit hätte sein sollen: Sein Gewissen; daß aus ihrem Munde nicht immer wieder nach oben und nach unten hell, klar, unerschrocken das göttliche „Es ist nicht recht“ und das göttliche „Du sollst“ erschollen sind. Ihre Schuld besteht darin, daß sie nicht die lebendige Brunnstube gewesen ist, aus der immer wieder rein und frisch Ströme der Gottes- und der Bruderliebe auf alle Gebiete unseres öffentlichen Lebens sich ergossen haben.

Nun ist nicht das nötig, daß die Kirche jetzt zu politisieren be-

ginne und für bestimmte soziale Reformen oder Umwälzungen Propaganda entfalte. Die Kirche ist nicht der Staat und nicht das Gemeinwesen, und ihr Mund darf nicht das Sprachrohr irgend einer Partei oder irgend einer Klasse werden. Aber nötig ist, daß sie den uralten Gottesseh, der ihr anvertraut ist, das Evangelium von Jesus Christus, mit ganz anderer Treue verwalte und umsehe, daß sie in ihren Dienern und in ihren Gliedern vor allem selber sich ganz anders von seinen Gotteskräften ergreifen und leiten lasse und daß sie dann furchtlos das Licht der göttlichen Wahrheit auf alle Dinge fallen lasse und von allen, die Christen sein wollen, mit vollem Ernste verlange: „Es darf für euch kein anderer Maßstab gelten als der des Evangeliums, und es kann für euch kein anderer Lebenszweck in Betracht kommen als der: Mit allem, was ihr habt, seid und könnt, der Sache Gottes dienstbar zu sein.“

Dazu soll uns heute auch unser Textwort aus dem ersten Johannesbriebe aufrufen. Es faßt kurz und bündig zusammen, was Gott durch alle die erschütternden, in ihren Folgen noch gar nicht absehbaren Ereignisse der Gegenwart uns sagen will: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.“

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust.“ Daß sich das vor unseren Augen in so ungeheurem Umfang und in so radikalem Zusammenbruch vollziehen werde, wer hätte es gedacht? Wir standen der Welt ungleich vertrauensvoller gegenüber, denn wir waren alleamt ungleich mehr in sie verflochten, an ihr beteiligt, von ihr geblendet und beherrscht, als dies bei den ersten Christen der Welt ihrer Zeit gegenüber der Fall gewesen ist. Sie haben an der Süßigkeit und am Glanz der Welt keinen Anteil gehabt; sie haben ihre Bitterkeit und ihre Grausamkeit schmecken müssen. Sie sind die Opfer der Welt gewesen; sie waren der Welt zuwider, denn sie stürten sie in ihrem Behagen. In ihnen fühlte die Welt einen scharfen Gegensatz sich gegenüber, einen unbeugsamen starken Willen, der sie überwinden wollte. Den Christen der ersten Zeit lag keine Empfindung ferner als die, der wir immer wieder erlagen: Daß uns die Fülle, der Glanz, der Erfindungsreichtum, die Freude und

die Macht der Welt imponierten und daß wir es für eine wundervolle Höhe hielten, auf welcher die Entwicklung der Menschheit jetzt angelangt zu sein schien. Die ersten Christen hatten die Welt auch in einem Zeitpunkt vor sich, wo sie eine gewaltige Höhe erstiegen hatte. Vor den Trümmern jener alten Welt stehen selbst die Menschen von heute mit Staunen. Aber die Christen ließen sich nicht blenden. Ihnen drang aus dieser Welt ein Geruch des Todes und der Verwesung entgegen, der ihnen fast den Atem benahm. Sie erkannten hinter dem Glanz und hinter der Macht der Welt den großen Betrug, und während die Welt noch stolz und sicher vor ihnen stand und ihre brutale Gewalt sie fühlen ließ, raunten sie es schon einander in ihren Winkelversammlungen zu: „Die Welt vergeht mit ihrer Luft.“

In ihren Augen waren es insbesondere drei Dinge, worin ihnen das Wesen und Treiben der Welt so entgegentrat, daß Ekel und Grauen zugleich sie übermannten und sie aus diesen Symptomen auf eine rasch fortschreitende innere Zersetzung schließen mußten. Einmal die Lust des Fleisches. In der üppigen Temperatur der damaligen Welt, namentlich ihrer Großstädte, regte sich die niedrige, triebhafte Sinnlichkeit in einer Weise, die den Menschen tief unter das Tier erniedrigte. Das düstere Bild, welches Paulus in der zweiten Hälfte des ersten Kapitels seines Römerbriefes entwirft, ist nicht zu schwarz gemalt. In Völlerei und Unzucht suchten unzählige Menschen ihre Lust zu büßen. Dann die Lust der Augen. Auf Augenfälligkeit und Augengefälligkeit sah die Welt es ab. Der Luxus und Prunk der Reichen berauschte auch die Phantasie der Massen. Theater und Zirkus mit unerhörten Szenerien, mit verblüffenden Künsten, mit schamlosen Aufführungen und aufregenden Kämpfen und der ganze Vergnügungs- und Unterhaltungsbetrieb, mit dem ein freches Gaukler- und Okkultistentum die Unwissenheit des Volkes ausbeutete, beschäftigten die Neugier und das Geschwätz und täuschten die Menschen über die Leere und Ziellofigkeit ihres Lebens hinweg. Und als Drittes nennt unser Text das hoffärtige Leben, genauer das Großtun mit dem Geld, die Prahlerei der rasch Emporgekommenen, das Einanderübertrumpfenwollen, die ganze

verkehrte Sucht, die in äußerem Aufwand und Schein Größe und Ehre, eigene Befriedigung und fremde Bewunderung suchte. Gewiß, es war nicht alles und es waren nicht alle so. Aber die Christen erkannten in diesen Symptomen doch mit Recht das Wesen der Welt und warnten einander: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; das ist nicht vom Vater“ und trösteten einander in ihrer Vereinsamung und Drangsal: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust.“

Nicht wahr, wir verstehen diese ersten Christen jetzt besser und hören und lesen solche Worte jetzt mit andern Gedanken und Empfindungen als vor dem Kriege und auch noch am Anfang des Krieges? Denn jetzt sind auch wir mit Furcht und Zittern Zeugen davon, daß in der Tat die Welt mit ihrer Lust vergeht. Auch unsere Weltkultur wies je länger desto unverhüllter jene Symptome auf, die unser Text nennt, und auch unter uns gab es ernste Menschen, die behaupteten, daß ein Geruch des Todes und der Fäulnis sich bemerkbar mache. Und nun, als der Scheinglanz erlosch und die äußere Hülle abfiel, hat sich die ganze ungebändigte niedrige Triebnatur der Menschen wie eine wüste, wilde Flut durch einen gebrochenen Damm freien Lauf verschafft und in kürzester Frist alles bedroht und unendlich vieles verheert. Jäh, entsetzlich jäh sind Menschen, die auf höchster Höhe standen, umstrahlt vom Glanz und von der Macht dieser Welt, in die Nacht des Jammers und der Ohnmacht hinabgestürzt und hat sich ein Selbstzersehungsprozess der Welt vollzogen, der ohne Beispiel in der Geschichte ist.

Dabei fällt freilich manches mit und löst manches sich mit auf, was gut und schön war und woran wir mit Ehrfurcht oder mit Liebe hingen. So geht es immer. Der Sturz reißt nicht bloß das Morsche und Brüchige, sondern auch Gesundes und Edles mit, und unter den Schmerzen und Schrecken solcher Zeiten müssen mit den Schuldigen auch die Unschuldigen leiden. Darum, weil beides, das Gesunde und das Kranke, das Unschuldige und das Schuldige, durch unsere ganze Welt hin überall unauflöslich ineinander verschlochten ist, und darum, weil Gott uns alle ausnahmslos in eine allumfassende, unentrinnbare Verhaftung und Solidarität füreinander hineingestellt



hat. Daß wir nun auch alle miteinander uns läutern ließen! Daß wir nun auch alle miteinander zur Besinnung kämen und zu der Erkenntnis, zu der Gott uns jetzt treiben will: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit“!

Man spricht jetzt überall von Neuorientierung und Neuaufbau. Und in diesen Tagen ist weithin ehrlicher guter Wille erwacht, dabei mitzuhelfen. Aber unsere größte Sorge ist nun die: Will man jetzt wirklich anders bauen, aus einem andern Geist heraus?

Wenn die ganze Umgestaltung bloß auf einen Rollenwechsel hinausläuft, darauf, daß nun einmal die andere Partie obenaus schwingt und ~~ih~~ Fleisch und ihre Augen ihre Lust haben und die Reihe des Großtuns mit der Macht und dem Besitz an sie kommt, dann ist das furchtbare Gericht Gottes umsonst gewesen. Ja dann fürchte ich, daß es mit dem ganzen Volke, mit der ganzen Menschheit nur gehen wird, wie Jesus es im Gleichnis vom Besessenen von einem einzelnen Menschen schildert: Es wurde der böse Geist ausgetrieben; aber nach einer Weile kehrte er mit sieben andern Teufeln wieder zurück, und es wurde mit demselbigen Menschen hernach ärger denn zuvor. Wir dürfen es uns nicht verbergen, daß hiezu allerlei bedenkliche Anzeichen vorhanden sind, überall, auch bei uns.

Wir sind hier an der Grenze hüben und drüben durch jahrhundertelanges freundnachbarliches Nebeneinanderwohnen, durch friedlichen Austausch unserer gegenseitigen Gaben und Güter und durch viele Bande persönlicher Bekanntschaft und Freundschaft so enge miteinander verbunden, daß wir jetzt nicht anders können, als erschüttert und von Erbarmen tiefbewegt den jähen und völligen Zusammenbruch unseres deutschen Nachbarvolkes mitzuerleben. Geb's Gott, daß in dieser seiner allerschwersten Schicksalsstunde, wo das System und die Männer, die das deutsche Volk in eine Politik des gewaltsamen Strebens nach immer größerem Anteil an der Welt und ihrem Glanz und ihrer Macht hineingetrieben haben, zerbrochen am Boden liegen und als das Ende ihres Weges unerhörte Not, Hunger, namenlose Demütigung und innere Verwirrung offenbar

geworden sind, geb's Gott, daß jetzt nicht von der entgegengesetzten Seite her, von unten herauf, derselbe Wille sich aufs neue erhebt und die Oberhand gewinnt, der auch nur wieder die Mittel der Macht und des Besitzes in seine Hand zu bringen sucht, um sie dann ebenso rücksichtslos und selbstsüchtig zur Befriedigung seiner Gier auszunützen! Und geb's Gott, daß die Mächtegruppe, welche der Welt laut und feierlich immer wieder verkündigt hat, sie führe den Krieg nur für Freiheit und Gerechtigkeit, für einen Völkerfriedensbund und eine neue, bessere Menschheit, jetzt nicht im Taumel des Sieges diese schönen, hohen Ideale schnöde fahren lasse und, von Haß und Rachsucht übernommen, nun an einem wehrlos gemachten Volke herzlos ihre Uebermacht ausübe und damit vor Gott und vor der Geschichte eines ungeheuren Welt- und Menschheitsbetruges schuldig werde! Wir wollen aber auch in unserm eigenen Volke dieselbe Gefahr nicht übersehen, die Gefahr, daß man alte Ordnungen und altes Regiment über den Haufen wirft und dann an ihre Stelle neue setzt, die doch auch wieder aus dem alten Hunger nach der Welt und nach dem Zauber ihrer Macht herausgeboren sind, die Gefahr, daß man für ein besseres Neues doch mit den alten bösen Waffen sicht und durch den ganzen Sinn und Geist, wie man den Kampf führt, auch schon die eigenen Ziele selber wieder verleugnet und verrät.

Der Fluch, der sich in den Ereignissen der Gegenwart an der ganzen Menschheit auswirkt, rührt nicht daher, daß die Genüsse und Güter, die Lust und die Macht der Welt nicht allen gleichermaßen zugänglich gewesen sind, und die Abhilfe wird nie und nimmer damit geschaffen, daß man nun das Rad solange dreht, bis oben unten und unten oben geworden ist. Der Fluch, den wir jetzt büßen, rührt vielmehr daher, daß wir allesamt Wert und Ziel des Lebens überhaupt in falscher Richtung suchten, in der Richtung der äußeren Güter und Genüsse, die die einen hatten und die andern gerne gehabt hätten, nach denen die einen sich ausstreckten und von denen die andern nicht lassen wollten.

Wir müssen die Richtung unseres Lebens ändern. Wir müssen innerlichere Menschen werden. Wir müssen den Menschen über die

Dinge stellen. Wir müssen in der Menschlichkeit, im wahren Menschentum, in dem, was den Menschen zum Menschen macht, nicht bloß zu einem höheren, bedürfnisreicheren und pfiffigeren Tier, sondern zum Träger des Geistes, zur freien sittlichen Persönlichkeit, zum Bilde Gottes, unsere Bestimmung suchen. Wir müssen es endlich merken, daß keine Befreiungen durch andere uns wirklich frei machen können, solange nicht Gott unsere inneren Fesseln bricht und die Seele in der Gemeinschaft mit ihm die Luft wahrer Freiheit atmet. Wir müssen es endlich merken, daß alle Rechte, die man uns gibt, uns doch nicht recht zu machen vermögen, solange nicht wir selbst in der Nachfolge Jesu den rechten Weg, den Weg des Lebens, unter die Füße nehmen. Wir müssen es endlich merken, daß kein Ding und kein Genuß dieser Erde unser Herz wahrhaftig beseligen kann, solange uns nicht die Liebe des ewigen Vaters aufgegangen ist und wir im Bewußtsein der Gotteskindschaft eine Freude und einen Frieden erleben, wie sie die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann.

Das alles sagen wir nicht, um die äußeren politischen und sozialen, gesellschaftlichen und rechtlichen Reformen in ihrer Bedeutung herabzusetzen oder ihre Notwendigkeit und Dringlichkeit anzufechten. Wir sagen es im Gegenteil einzig und allein in dem Wunsche, daß alles das, was nun in der Welt im Großen und in unserem Volke im Kleinen ohne Aufschub an die Hand genommen werden muß, aus einem andern Geiste heraus geschehen möge. Aus dem Geiste heraus, der den Willen Gottes tun will. Aus dem Geiste heraus, für den die äußeren Verhältnisse und Zustände der Ausdruck der Gerechtigkeit und Liebe und die Grundlage wahrer Freiheit werden sollen. Aus dem Geiste heraus, der nie vergißt, daß der Mensch Leib und Seele hat und darum auch nicht vom Brot allein zu leben vermag. Dieser Geist allein vermag ein besseres Neues zu schaffen. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.“

Freilich die Welt vergeht nicht bloß mit ihrer bösen Lust, mit ihrem falschen Zauber. Auch allem Schönen und Edlen, das die Welt in sich birgt, ist der Stempel der Vergänglichkeit aufgedrückt.

Der heutige Sonntag ist der Totensonntag. Geht heute auf unsere Gottesäcker und seht die Felder voll frischer Gräber und frischer Kränze! Macht Halt vor ihnen und denkt einen Augenblick darüber nach, wie viel schönes junges Glück, wie viel wadere tüchtige Kraft, wie viel verheißungsvolle edle Gabe und Fähigkeit, wie viel treue gute Menschenliebe da begraben liegt! Und denkt daran, was über die ganze Erde hin dieser Krieg und vielerorts nun auch die Revolution an guten Menschen und Dingen vernichtet hat! Wahrlich es gilt im allerumfassendsten Sinn: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust“, und wir müssen in Schmerz und Trauer uns beugen unter das bittere Los der Vergänglichkeit, dem Gott uns unterworfen hat.

Aber es gilt ebenso im allerumfassendsten Sinn: „Wer den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.“ Gott will das Gute. Und wir sind gewiß: Wie in dieser Welt niemals und nirgendwo ein Etwas zu einem Nichts wird, keine Schneeflocke ins Wesenlose zerfließt, kein Sandstäubchen ins Leere zerfliebt, so geht vollends nichts unter, was wahrhaft gut ist, worin Gerechtigkeit und Liebe, Edelsinn und Pflichttreue, Zucht über sich selbst und Opferfähigkeit für andere sich auszuwirken suchten. Denn das ist's, was Gott will; das hat er in Jesus Christus uns vor die Seele gestellt; daran allein sind Sünde und Tod zuschanden geworden.

Hierin liegt unser Trost am Totensonntag. Wie viele Leidtragende trauern jetzt auch in unserem Volke über liebe Entschlafene! Möchten sie Halt und Hoffnung in der Wahrheit finden: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit!“ Das Gute ist ewig, denn es ist göttlich, und wer das Gute tat, und war's auch noch nicht als Meister und vollendeter Reichsgottesbürger, war's auch erst als unsicherer Lehrling und suchender Anfänger, der bleibt in Ewigkeit. Kein guter Gedanke ist umsonst gedacht. Kein rechtschaffenes, wahres und liebes Wort verhallt spurlos. Keine ehrliche Tat des Gehorsams gegen den Willen Gottes ist verloren. Kein Opfer der Treue und der Liebe wird von Gott vergessen. Kein guter Mensch versinkt ins Nichts. Was gut ist, ist ein Baustein zu Gottes ewigem Reiche.



„Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.“

Wenn in Nebel oder Wolken der Himmel über uns sich verbirgt, dann ist unsere Erde düster und trüb, und auch auf ihrem aller schönsten Flecken wird das Leben bedrückt. Aber wenn der Himmel wieder blau über uns sich wölbt und die Sonne ihre goldenen Strahlen wieder auf uns herniederfluten läßt, dann empfängt auch die Erde Glanz und Wonne, und selbst der Elende und der Traurige atmen erleichtert auf und trinken mit Auge und Seele von dem verklärenden, belebenden Licht. Laßt uns im Dunkel und im Kampf dieser Zeit nicht vergessen, daß der Himmel Gottes sich über uns dehnt! Laßt uns, wenn liebe Menschen sterben und wenn langvertraute Dinge schwinden, die Hoffnung einer ewigen Heimat nicht verlieren! Laßt uns, komme, was kommen mag, fest und getrost sein in der Gewißheit: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit“! Amen.

---

## Vor Jesu Gericht.

Jahresschluß. (Am 31. Dezember 1918.)

Aber die Schriftgelehrten und Phariseer brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch ergriffen, und stellten sie ins Mittel dar und sprachen zu ihm: Meister, dies Weib ist ergriffen auf frischer Tat im Ehebruch. Mose aber hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagest du? Das sprachen sie aber, ihn zu versuchen, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten. Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und bückte sich wieder nieder und schrieb auf die Erde. Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überführt, einer nach dem andern, von den Ältesten an bis zu den Geringsten; und Jesus ward gelassen allein, und das Weib im Mittel stehend. Jesus aber richtete sich auf, und da er niemand sah denn das Weib, sprach er zu ihr: Weib, wo sind sie, deine Verkläger? Hat dich niemand verdammt? Sie aber sprach: Herr, niemand. Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.

Joh. 8, 3—11.

Diese Silvesterabendstunde soll für uns eine Stunde ganz persönlicher Sammlung und Einkehr sein. Das scheint mir das Nötigste für uns, zugleich auch das Ersprießlichste. Es möchte freilich diesmal den Prediger besonders stark gelüsten, noch einmal auf die großen Ereignisse dieses Jahres hinzuweisen und mit ein paar kräftigen Strichen ihre göttliche Bedeutung zu zeichnen. Aber man müßte dazu einen Ueberblick und einen Einblick haben, wie ihn nur der von Gott berufene Deuter der Geschichte besitzt, der Prophet. Deshalb wollen wir heute Abend das Weltüberblicken lieber bleiben lassen.

Nur eins drängt es mich im Blick auf unseren Text nach dieser Richtung mir vom Herzen zu reden. Mich dünkt, die gegenwärtige Welt befinde sich ungefähr in der Verfassung, in der sich der Zug der Schriftgelehrten und Phariseer mit der Ehebrecherin befand, bevor sie auf Jesus trafen. Sie stießen scheltend mit allen Gebärden der sittlichen Entrüstung das gefallene Weib vor sich her und taten es der gaffenden Menge lärmend kund, daß sie da eine Verworfenen auf frischer Tat ertappt hätten und jetzt auf dem

Wege seien, die verdiente Strafe an ihr zu vollstrecken. Die verurteilte Sünderin, deren Fall laut aller Welt verkündigt wird und deren Erniedrigung und Strafvollzug jetzt vor den Augen der ganzen Menschheit geschieht, ist das deutsche Volk. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche, den Sittenkodex in der Hand, die Uebeltäterin überführt haben und an ihr vor der breitesten Oeffentlichkeit nun ein schonungsloses Exempel statuieren, sind die Großmächte der Alliierten, allen voran England und Frankreich. Und die gesamte übrige Welt steht als Volk auf der Straße und folgt dem aufregenden Schauspiel. Ich für meinen Teil gestehe zwar, daß ich mir am liebsten die Augen und Ohren zuhalten möchte, um sie erst in dem Augenblick wieder zu öffnen, wo der für alle, für die Beteiligten und die Unbeteiligten, unsäglich beschämende Zug vor Jesus Halt machte.

Aber wird er Jesu begegnen? Wird die Majestät seiner sittlichen Hoheit ihnen erscheinen? Man kann im Blick auf die Weltgeschichte jetzt kaum etwas Besseres wünschen, als daß dem amerikanischen Präsidenten eine Gesinnung und Haltung geschenkt werden möchte, aus welcher etwas von der Macht und Reinheit des sittlichen Ideals zu spüren wäre, das Jesus vertritt. Möchte das erniedrigte, von aller Welt beschuldigte und verurteilte deutsche Volk sich aus seinem Falle geläutert wieder erheben, das heilige Erlebnis in sich: „So verdamme ich dich nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr“! Und möchten dann seine Verkläger und Richter von ihm zurücktreten, nicht bloß in ihrem Gewissen betroffen, sondern auch zur wahren Menschlichkeit und höchsten Gerechtigkeit, zur vergebenden Liebe, bekehrt durch die Wahrheit: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“! — Damit ist ausgesprochen, was heute Abend im Blick auf die große Welt zu sagen mein Herz mich drängte.

Und nun laßt uns für eine Weile die große Welt vergessen und uns für unsere eigene Person im Geiste vor den hinstellen, den Gott auch auf unsere Straße gesandt hat, dem wir schon an so mancher Wendung unseres Lebensweges begegnet sind, der auch schon so oft unerwartet uns entgegengetreten ist und uns

aufgehalten hat und zu dem wir heute Abend selber uns flüchten wollen mit allem, was uns bewegt. Denn seht, das ist die einzige Stelle, wo wir ein untrügliches Gericht erleben, ein Gericht, dem wir innerlich selber bedingungslos Recht geben müssen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß wir uns in großartiger Ueberhebung um der Menschen Urteil überhaupt nicht zu kümmern brauchten. Ihre Vorwürfe, ihr Tadel, ihre Kritik können uns vielmehr zur Selbsterkenntnis sehr wohl behilflich sein. Es liegen übrigens sicherlich bei manchem unter uns die Dinge so, daß er auch Menschen gegenüber noch etwas in Ordnung bringen sollte, wenn er innerlich zurechtkommen will; daß er irgend jemandem noch etwas bekennen oder für etwas Abbitte tun oder noch irgendein gutes, geduldiges, liebereiches, verzeihendes, vertrauendes, hoffendes Wort sagen oder schreiben sollte, wenn er mit versöhntem Herzen von diesem Jahre scheiden will.

Aber in rechter gesegneter Weise können wir das alles doch erst dann tun, sicher und klar bringen wir unser Verhältnis zu den Menschen doch überhaupt erst dann in Ordnung, wenn wir dieses Verhältnis vorher noch in ein helleres, reineres und durchdringenderes Licht hineinstellen. Was immer die Menschen uns auch sagen, wenn sie uns richten, stets sind's Sünder, welche Sünder kritisieren und strafen. Und das löst in uns sofort einen gewissen inneren Widerstand, eine Auflehnung, einen Trotz aus, so daß wir uns, selbst wenn wir uns getroffen fühlen, doch nicht still und demütig unter ihr Gericht beugen mögen. Da liegt auch die Ursache, weshalb unser ganzes Gerichts- und Strafwesen so wenig wirksam ist. Denn bei allem menschlichen Richten und Strafen wiederholt sich etwas von der Szene unseres Textes, wo die Schriftgelehrten und Pharisäer die Ehebrecherin zum Tode führen wollten.

Wir brauchen darum, wenn das Richten und Strafen uns innerlich nicht verbittern und vergiften, sondern uns helfen und uns bessern soll, ein Gericht, gegen welches wir selber uns nicht mehr auflehnen, welches uns innerlich überführt, welches ohne Geschrei und Getue mit einer stillen unentrinnbaren, sozusagen selbstverständlichen Notwendigkeit sich an uns vollzieht, ja welches uns



nötigt, uns selbst zu richten und uns selbst das Urtheil zu sprechen. Ein solches Gericht erleben wir auf Erden stark, tief, unbedingt nur an einer Stelle: Vor Jesus. Es ist doch eigentlich etwas Beispiellooses, wie vor Jesus der lärmende Zug in unserer Tergeschichte still wird; wie in der Atmosphäre, in die sie da auf einmal hereingekommen sind, das Böse plötzlich, über sich selbst beschämt, verstummen muß; wie die Ehebrecherin regungslos im Staube liegen bleibt, von der Last ihrer Schuld zur Erde gedrückt; und wie die vorher so ehrbaren und gerechten Verkläger und Richter einer nach dem andern mit gesenkten Köpfen sich geräuschlos verziehen, weil sie alle, alle sich innerlich überführt und gerichtet sehen.

Ich fürchte, daß wir niemals über uns selbst zur Klarheit und Wahrheit kommen, wenn wir uns nicht auch dem Gerichte aussetzen, das Jesu Wort und Wesen für uns bedeutet. Da werden wir von allem Reklamieren und Kritifizieren, Klagen und Anklagen der Welt, ihren Verhältnissen, ihren Einrichtungen und den Menschen und ihrem Verhalten gegenüber weg und zu uns selbst geführt. Da steht vor uns rein und hell das wahre von Gott gewollte Menschliche, dasselbe, was auch wir sein sollten — und sind es nicht —, das, wovor alles, wofür wir uns ereifern und erhitzen, seinen Glanz und Wert verliert, so daß wir fühlen: Ohne das ist alles Uebrige leer, arm, seelenlos, eine Täuschung, ein Betrug. Und nun wird in uns aller Aerger und Zorn, alle sogenannte gerechte oder gar heilige Entrüstung über Verfehltes an der Welt und ihren Dingen und Menschen stumm, weil es uns als Gericht übernimmt: Du bist ja diesem wahren Wesen selber so fern wie alle andern. Was willst du sie richten? Was hast du für ein inneres Recht, dich mit den andern zu beschäftigen? Wirf deine Steine, wenn du ohne Sünde bist! Aber bist du es? Merkst du nicht, daß in dir selbst das Beste geschändet, mißhandelt, unterdrückt und ausgehungert am Boden liegt? Was sprichst du von Reinheit? Bist du etwa rein? Und wenn dein Wandel zur Not es ist, ist es auch dein Herz und deine Phantasie? Und was sprichst du von Gerechtigkeit? Du, der du für jeden deiner Fehltritte zehn Entschuldigungen bereit hast! Du, der du so Lärm schlägst und nicht mehr schweigen kannst

über jedes Splitterchen in deines Bruders Auge und des Balkens in deinem Auge wirfst du nicht gewahr! — Und so könnten wir noch lange fortfahren und müßten Stück für Stück unsere Rechtfchaffenheit drangeben und verstummen. Mag's genügen, ja mag's sogar Befriedigung und Wohlgefallen über uns selbst in uns hervorrufen, wenn wir, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer in unserer Tergeschichte an der Ehebrecherin, so irgend einem armen gefallenen und verworfenen, rohen und niedriggesinnten Menschen gegenüber des großen sittlichen Abstandes uns bewußt werden, der uns von so einem oder so einer trennt, nicht wahr, das hört doch vollständig auf, wenn wir uns vor Jesus hinstellen? Da ist kein Abstand mehr zwischen ihnen und uns, sondern nur zwischen ihnen samt uns und ihm.

Wir brauchen uns bei dieser Sache nicht in etwas hineinzusteigern, was sonst nicht unsere ehrliche Empfindung wäre. Wir brauchen uns selber nicht schlechter und verfehlter zu machen, als wir sind. Aber das muß uns doch ohne alle Künstelei vor Jesus aufgehen, daß wir auch in unsrem Guten schwächlich, gebrochen, unsicher und unstet sind, daß wir nirgendswo einmal rechten vollen Ernst machen, daß wir wohl Christen sind, aber nur bis zu einem gewissen Grade, innert gewissen Grenzen, mit allerlei Wenn und Aber. Das ist auch am abgelaufenen Jahre das Traurigste. Möglich, daß wir uns nicht geradezu vorwerfen müssen: „Ich habe mir dieses Jahr durch meine Sünde und Torheit verdorben.“ Möglich, daß man uns allerdings nicht so vors Tribunal schleppen könnte, wie in unserer Tergeschichte die auf frischer Tat ertappte Sünderin. Aber wenn wir Leute vom Schlage der Schriftgelehrten und Pharisäer gewesen sind, von ehrbarem Wandel und doch von lieblosem Wesen, von gutem Ruf und doch ohne jede tiefere innerliche Hingabe an die Sache des Guten, von verständiger Pflichterfüllung gegen Staat und Kirche und doch unfähig zu jedem wirklichen Opfer für Gott und für die Mitmenschen, stets beflissen um unser und der Unsern leibliches und geistliches Wohl und doch nie ergriffen, nie umgetrieben, nie voll Trauer und Schmerz um der Not und um der Seelen unserer Brüder willen, ja hat uns

dann nicht gerade das gefehlt, was Jesus in erster Linie bei uns sucht? Das, was dieses Jahr hätte wahrhaft gesegnet machen und aus seiner Saat eine ewige Frucht hätte reifen lassen können? Wir werden dieses Jahr nicht vergessen; es war voll Unruhe, voll Sorge, voll Fragen und voll Enttäuschungen. Es sind manche unter uns, in deren Leben es mit Trübsal und Verlusten unsäglich schmerzvoll eingegriffen hat. Aber wie gingen wir durch das alles hindurch? Wir müssen zugeben, daß alles, alles, was hienieden sich zuträgt, doch ganz andere Wirkungen hinterlassen, ja daß seine Bitterkeit sich in Heil verwandeln muß, wenn man es im Glauben und in der Liebe nimmt und trägt, im Glauben an den Vater im Himmel und in der Liebe zu den Brüdern auf Erden. Nahmen wir es so?

Ehrlicherweise werden wir aber bekennen müssen, daß nicht bloß das Gute in uns zu wenig rein und kraftvoll lebte, sondern daß wir auch dem Bösen selbst, dem Ungehorsam, der Gleichgültigkeit, der Trägheit in unserem Leben immer noch viel Raum und Macht ließen. Wir wollen nur die eine Frage uns vorlegen: Was hattest du am letzten Silvesterabend an dir zu beklagen? Was hast du dir damals vorgenommen? Und wie steht es nun heute? Hast du deine alte Kette abgestreift? Bist du nun endlich frei? War die Zeit nicht ernst genug, um dich endlich zum Ernstmachen zu bewegen? Hast du es endlich gelernt, Gott völlig zu vertrauen? Ist dir die furchtbare Predigt der Vergänglichkeit alles Irdischen, welche der Weltkrieg, der Zusammenbruch so großer Mächte, das erschreckende Sterben, das durch alle Lande ging, uns gehalten haben, zu Herzen gegangen, und hast du deines Lebens Halt und Hoffnung nun auf festen Grund gestellt? Was ist dir Gottes Wort in dieser Zeit gewesen? Ein Licht auf allen deinen Wegen? Viele haben es neu entdeckt. Ist es auch dir wertvoller und lieber geworden? Und das Gebet? Wuchsest und reiftest du auch in deinem Beten? Ach wenn wir uns so fragen und so fragend uns im Geiste vor Jesus hinstellen und uns an ihm messen, so müssen wir allerdings still und stumm werden und können nur das Eine denken: Vergebung, Gnade, Erbarmen!

Das hat Jesus. Das ist das Wunderbare in unserer Tergeschichte: Die Schriftgelehrten und Phariseer, die betroffen und beschämt wegschleichen müssen vor Jesu strengem Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“, die haben die Sünderin mit wahrer Lust gerichtet und verdammt. Er dagegen, der allein Reine, der Heilige, auf dem des Vaters Wohlgefallen ruht, er sieht mit unendlichem Erbarmen auf das gefallene Weib; ihm schneidet's ins Herz, daß ihre von Gott geschaffene Seele so tief in Schmutz und Schande versinken konnte, wie es unsereinem zu Herzen geht, wenn ein armer Mensch in leiblichen Qualen sich windet, ja noch viel mehr. Denn in seiner Gottverbundenheit empfindet er das Entsetzliche der Sünde und ihren Jammer und Schaden so, wie wir es überhaupt nicht nachempfinden können. Sie ist das Einzige, wovor er zurückschritt. Deshalb, weil er weiß und fühlt: „Da ist Gott nicht; Sünde heißt, ohne Gott sein, fern von Gott sein, von Gott los sein.“ Eben deshalb aber treibt es ihn, nicht zu richten, sondern zu retten, nicht zu verdammen, sondern zu vergeben, nicht in den Tod zu stoßen, sondern zum Leben zu erheben. Und deshalb vernimmt die Ehebrecherin, nachdem alle ihre Verkläger sich verzogen haben, von seinen Lippen das unendlich gnadenvolle Wort: „So verdamme ich dich auch nicht.“

Das ist's, was auch uns gewiß wird, wenn wir uns im Geiste vor Jesus hinstellen: Trotz dem Gericht, das er für uns ist, trotz der Selbstanklage unseres Gewissens, vielleicht auch trotz bitteren Vorwürfen und hartem Urteil der Menschen, — er verdammt uns nicht. Bei ihm stehen wir vor der großen Barmherzigkeit Gottes. Aus seinem Wort und Wesen flutet die suchende, bittende, rettende Gottesliebe auf unsere Seelen ein. Wir erleben es, indem er uns richtet, daß er noch an etwas in uns drin glaubt und dieses Etwas sucht, unsere Seele, unsere wahre Menschlichkeit; daß er gerade deshalb in die Welt gekommen ist, um das zerstoßene Rohr nicht zu zerbrechen, sondern zu heilen und aufzurichten und den glimmenden Docht nicht auszulöschen, sondern anzufachen; ja daß er getan hat, was nur denkbar ist, um diesen Retter und Erlöserwillen uns unzweifelhaft zu machen.



Ihn wollen wir heute Abend auch gläubig ergreifen. „Ich verdamme dich nicht“. So gewiß diese Botschaft jetzt unser Ohr erreicht, so gewiß gilt sie einem jeden von uns. Es ist keines da, welches sie nicht herzlich sich aneignen dürfte. Noch atmen wir. Noch können wir den Gedanken denken: „Gott“, „Jesus“. Noch hören wir seinen gnadenreichen Namen nennen. So wahr das ist, so wahr verdammt und verflucht er auch uns nicht, so wahr sucht er auch uns, so wahr wartet er auch auf uns. Nicht etwas an uns will er, nicht etwas von uns, nein, uns selbst, wie wir sind. Und wenn niemand uns sucht und niemand an uns denkt, ihm fehlen wir. Er gibt uns nicht auf; so brauchen auch wir uns nicht aufzugeben. Auf seine große Barmherzigkeit und Gnade hin dürfen wir es wagen, aufzustehen und unsern Weg zu gehen und den morgenden Tag, das neue Jahr zu erwarten.

Aber dann soll in unserer Seele auch sein Wort nachhallen und nicht mehr verhallen: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“ Wir müssen nicht sündigen. Das neue Jahr kann besser werden als das alte. Das Böse kann überwunden, das Gute kann in uns mächtig werden. Nur eins ist dazu nötig: In ihm bleiben, in der Gemeinschaft mit ihm verharren, an ihn glauben und im Glauben seinem Willen uns stets aufs neue hingeben. Lasset uns das tun! Wir tun damit zugleich das Beste auch für die Welt und unsere Mitmenschen. Wir werden damit helle warme reine Stellen in dieser Welt, von denen festes tapferes Gottvertrauen und geduldige, vergebende, versöhnende, hoffende Liebe ins Dunkel hinausleuchten. Daß das geschehe, dazu laßt uns in den letzten Stunden dieses enteilenden Jahres noch das barmherzige Heilandswort als ein Wort auch an uns gerichtet in unseren Seelen bewegen: „So verdamme ich dich nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“ Amen.

---

## Die Stunde der Versuchung.

(Am 19. Januar 1919.)

Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Und er antwortete und sprach: Es steht geschrieben: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es steht geschrieben: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum steht auch geschrieben: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm und dienten ihm. Matth. 4, 1—11.

Wir haben es an dieser Stätte seit Kriegsausbruch wieder und wieder ausgesprochen, daß sich in den gegenwärtigen Welt-ereignissen ein Gericht Gottes vollziehe. Je mehr nun aber in diesem Gericht Altes zusammenbricht und vergeht und sich der Menschen die Empfindung und der Wille bemächtigen, daß ein Neues kommen soll, mit desto bedrückenderem Ernste drängt sich noch ein anderer Gedanke auf, der Gedanke: Der Weg vom Alten in das Neue führt uns durch eine entscheidende Stunde der Versuchung. In dieser Versuchungsstunde wird offenbar, ob die Menschen das göttliche Gericht verstanden und zu Herzen genommen haben und nun entschlossen sind, nicht bloß Anderes zu wollen, sondern anders zu wollen, nicht bloß eine neue Zeit und Welt, sondern sich selber neu zu wollen.

Jedermann ist jetzt von dem Gefühl ergriffen, daß wir an einem Wendepunkt der Zeiten angelangt sind. Das Bewußtsein aber, daß wir an dieser Stelle auch eine Versuchungsstunde von

ungeheurer Folgeschwere durchlaufen, ist nur in sehr wenigen Menschen lebendig. Es sollte jedesfalls in uns Christen lebendig sein. Und sobald das geschieht, sobald auch nur eine Ahnung davon uns aufgeht, so gibt es für uns in der ganzen Welt und in der ganzen Bibel keine zeitgemähere und wichtigere Geschichte als die Geschichte von der Versuchung Jesu. Es kann sich für uns in dieser Stunde selbstverständlich nicht darum handeln, den Reichtum dieser Geschichte irgendwie auszuschöpfen und die Fülle ihrer lebendigen Beziehungen zu unserer gegenwärtigen äußeren und inneren Lage auch nur einigermaßen zur Aussprache zu bringen. Wenn wir nur den Eindruck empfangen, daß uns in dieser Geschichte eine göttliche Hilfe jezt für die Stunde der Versuchung gegeben ist, so hat unsere Betrachtung ihren Zweck erreicht.

Wir erfahren aus unserer Geschichte, daß dem öffentlichen Auftreten Jesu ein entscheidender innerer Kampf und Sieg vorangegangen ist. Jesus trat an sein Werk mit einer Sicherheit und inneren Klarheit, welche ihm alsbald eine unerhörte Gewalt über die Seelen der Menschen verschafften. Alle Versuche, bei Jesus auch noch während der Zeit des öffentlichen Wirkens eine bedeutsame Weiterentwicklung nachzuweisen, scheinen mir verfehlt. Jesus begann sein Wirken nicht als ein Fragender und Suchender, sondern als ein Wissender und Habender. Er ging unter die Menschen mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, ihnen die Antwort zu bringen, welche ihre Sehnsucht stillte und ihre Hoffnung erfüllte, die Antwort, welche ihn beim Blick auf das geringe hilflose verlangende Volk um ihn her mit unaussprechlicher Freude bewegte, ihm ein „Selig find“ ums andere von den Lippen lockte und ihn seine Jünger in den höchsten Tönen preisen ließ: „Selig find eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören. Wahrlich ich sage euch: Viel Propheten und Gerechte haben begehrt zu sehen, das ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret, und haben's nicht gehöret.“ Der durchschlagendste und überzeugendste Beweis aber dafür, daß Jesus seinen Heilandsweg von Anfang an mit völliger innerer Klarheit und Gewißheit gegangen ist, ist die absolute Abwesenheit von jeglicher Ungeduld, Aufgeregt-

heit und nervösen Leidenschaftlichkeit, ist die wunderbar tiefe, ruhige und friedvolle Güte, die aus allen seinen Worten und seinem ganzen Tun und Wesen unwandelbar hervorleuchtet. Aber eben das sagt uns nun unsere Tergeschichte: Diese Seelenverfassung Jesu ist das Ergebnis des entscheidenden inneren Kampfes, welcher seinem öffentlichen Auftreten unmittelbar voranging.

Gleich hier erhebt sich die Frage für uns und unser gegenwärtiges Geschlecht: Wie gehen wir in die Fragen und Aufgaben der neuen Zeit hinein? Erfüllen uns Klarheit und sichere Ruhe? Ist nicht vielmehr gerade das das erschreckende, beunruhigende Merkmal unserer jetzigen Lage, daß im allgemeinen den Menschen nichts so sehr fehlt als eben dies? Der stärkste Beweis hiefür ist nun bei uns im Gegensatz zu Jesus eine ganz unglaubliche, überall bis zum Siedepunkt und darüber hinaus gesteigerte Nervosität und Aufregung, eine beispiellose wilde Leidenschaftlichkeit, von der jetzt alles besessen scheint und die in der großen Welt, zwischen den Völkern, innerhalb jedes einzelnen Volkes, bis herab zum kleinsten Vereins- und Familienkreise die Menschen in Spannung, Mißtrauen, Haß, Feindseligkeit und schroffem Widerstand gegeneinander treibt. Alles will jetzt sofort handeln und fängt tatsächlich zu handeln an. Man handelt jetzt vor allem, indem man, meist rasch, von einer Stunde zur andern, Resolutionen faßt, Programme entwirft, Losungen ausgibt, Versammlungen einberuft, Parteien und Gruppen gründet, Inskriften umherträgt, mit Farben und Fahnen auf der Straße Bekenntnis ablegt und den Kampf um die Macht aufnimmt im Glauben, daß sich dann, wenn man sich nur einmal ihrer bemächtigt habe, alles andere, die ganze neue Zeit und Welt, schon von selbst ergeben werde. Und so unwiderstehlich ist diese Stimmung und Leidenschaft, daß vor allem unsere Jugend es in den Hörsälen und Schulstuben, Kontoren und Werkstätten einfach nicht mehr aushält, sondern hinausstürmt auf die Straßen des Lebens und mittun will, ja mittut, mitläuft, voranläuft und in einer fast bis zur inneren Unerträglichkeit sich steigenden Unruhe und Erregung sich bemerkbar zu machen und sich anzubieten das Bedürfnis hat.

Ist das vom Guten? — Gut an allem dem ist sicherlich das



mächtige, meist auch ehrliche Wollen, welches die Menschen aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufragt und herausreißt und welches jetzt vor allem in unseren Jungen in lodernder Glut brennt. Und doch kommt es mir eher als der Anfang zu neuen Niederlagen denn als der Anfang zu neuen Aufstiegen vor, scheint mir mehr ein „der Versuchung schon erliegen“ als „ihr Stand halten“ und „sie unter sich zwingen“, wenn die Menschen zu handeln beginnen, bevor sie zu innerer Klarheit und Sicherheit durchgedrungen sind, wenn sie sich in die öffentlichen Kämpfe hineinstürzen, bevor sie den notwendigen inneren Kampf erledigt und durch den Sieg klarer sicherer innerer Entscheidungen abgeschlossen haben. Menschlich ist das freilich, menschlich begreiflich und auch menschlich ergreifend. Aber göttlich ist es ganz gewiß nicht. Göttlich ist der Weg, den Jesus ging. Gottes Geist reißt die, die er ergreift, niemals alsbald auf die Straßen hinaus, in die Menge hinein, zu Taten hin; Gottes Geist führt sie zuerst in die Stille, ins eigene Herz zurück, vor den Vater im Himmel. Das tut er allerdings nicht, damit sie den Taten ausweichen, sondern damit sie für die Taten innerlich reifen; nicht, weil er sie nicht an die Welt heran- und in die Welt hineinführen, sondern weil er sie erst von der Welt lösen und über die Welt erheben will.

So lesen wir auch am Anfang unserer Textgeschichte: „Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt.“ Und was uns diese Geschichte dann von seinem Erlebnis dort erzählt, das ist doch wohl die unvergleichlich anschauliche, die ganze gewaltige seelische Spannung und Erregung, Gärung und Entwirrung auf einige wenige kräftige sichere Striche wundervoll vereinfachende Schilderung, in der Jesus selber später zurückschauend seinen Jüngern den entscheidendsten Seelenkampf seines Lebens beschrieben hat.

Wir haben jetzt vier Jahre lang mit tieferregten Gemütern den Kampf auf den großen Schlachtfeldern im Osten und besonders im Westen verfolgt. Schlachten von solchem Umfang und mit einem solchen Aufgebot von Kämpfern und Kampfmitteln hat die Welt noch nie erlebt; es erfüllt alle Redlichen der Wunsch, daß sie es niemals wieder erleben möge. Jetzt ist der Riesenzweikampf entschieden. Die eine Partei liegt zerschmettert am Boden, und die

andere tritt mit gepanzertem Fuß auf ihren zuckenden Leib. Es scheint, daß der Ausgang dieses Kampfes nun die Zukunft für absehbare Zeit festlegen und bestimmen werde. Wir sind es nach unserer Methode, die Geschichte zu lernen und zu lehren, auch gewohnt, die Schlachtfelder für die Stätten der Entscheidung über die Völker- und Menschheitschicksale zu halten. Es wird auch unmöglich sein, ihre folgenschwere Bedeutung zu leugnen. Und doch sind die folgenschwersten Entscheidungen nicht die, welche auf den Schlachtfeldern getroffen werden, sondern die, welche sich in den Seelen der Menschen vollziehen. Das kann den äußerlich Niederworfenen den rettenden Weg zeigen, und das sollen die äußerlich Obstehenden als ernste Mahnung und Warnung nicht übersehen.

Unsere Tertgeschichte läßt uns einen Kampf miterleben, der an einsamer Stätte in felsiger Bergeinöde stattfand, ohne Waffenlärm, ohne menschliche Zeugen. In einer einzigen Seele ringen die gewaltigsten Mächte, streiten Gedankenheere, vollzieht sich der Entscheidungskampf zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gott und Teufel, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Liebe und Selbstsucht, zwischen Erlösung und Knechtung. C. F. Meyer hat von Luther die prächtigen Verse geschrieben:

Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,  
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.  
In seiner Seele kämpft, was wird und war,  
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.  
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —  
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Das trifft im umfassendsten und gewaltigsten Sinne auf Jesus zu. Und der Ausgang dieses seines innern Kampfes hat über sein ganzes Werk entschieden. Da begann die Erlösung der Menschen, da kam das Gottesreich. Alles, was noch folgte, Jesu Botschaft, Jesu Taten, Jesu Kreuz, war nur die Konsequenz der Entscheidung, die dort in der Wüste fiel, von keinem menschlichen Auge beobachtet, von keinem menschlichen Helfer unterstützt.

Ich kann nicht glauben, daß es jetzt anders geht, daß jetzt nicht mehr die inneren, sondern die äußeren Niederlagen und Siege

über die Menschen- und Menschheitschicksale entscheiden. Vielmehr sind im Grunde unsere äußeren Kämpfe immer schon durch das Ergebnis unserer inneren Kämpfe entschieden. Wie wir uns innerlich zur Welt stellen, zu ihren lockenden Gütern und Genüssen, zu ihrem Glanz und ihrer Ehre, zu ihrer Macht, zu ihren Mitteln und Methoden, das entscheidet über die Ziele, um die es sich für uns handelt, vielleicht nicht in unseren schönen Devisen und in unseren öffentlichen Erklärungen, aber in Tat und Wahrheit, und das entscheidet auch über die Weise, wie wir für unsere Ziele kämpfen.

Jetzt ist wieder eine Stunde da, wo die Welt ihren ganzen Zauber auf die Menschen spielen läßt. Alte Gewalthaber sind gestürzt. Viele Stühle Mächtiger stehen unbesezt. Die Macht der Welt, und was mit ihr erreicht werden kann, ist gleichsam neu zu verteilen. Nun steigt aus der dunklen Niederung eine neue Schicht ans Licht herauf und meldet sich auch und sieht von großen und von kleinen Bergen Stücke Welt in lockendem Glanze vor sich liegen, herrenlos oder im Besitz von Herren, die erschrocken sind und leicht zu stürzen scheinen. Und vor allem steigt jetzt unser junges Geschlecht auf die Berge und hält Ausschau über die Welt und ist dem verführerischen Zauber dieser Stunde und Lage preisgegeben. Vieltausendstimmig, von allen Seiten, schmeichelnd, begeisternd, befehlend, aufreizend, hinreißend flüstert's und redet's auf die Menschen ein: „Nun auf! Hebt die große Verwandlung an! Nicht bloß von ein paar Steinen in Brot oder in Gold, sondern von Armut in Reichtum, von Elend in Herrlichkeit, von Hunger in Ueberfluß, von Abhängigkeit in Macht, von Gebundenheit in Freiheit, von allem Erdenjammer in Paradieseswonne, von Menschheitszerflüstung und -verwirrung in Völkerfrieden und Weltbruderbund!“

Wie sieht's aber in den Seelen all der Unzähligen aus, auf die jetzt dieser Zauber eindringt? Treten sie an die Weltverwandlung, an die Weltverbesserung heran als Menschen, welche die entscheidende innere Verwandlung und Erneuerung hinter sich haben? Stehen sie vor der Welt und ihrer blendenden Fülle und Pracht als solche, welche die innere Distanz von der Welt gefunden haben,

wo ihr Zauberbann bricht und die Freiheit von ihr beginnt, wo nicht mehr sie den Menschen, sondern der Mensch sie hat, wo die Welt aufhört Selbstzweck zu sein und ihren Zweck von Gott empfängt? Hier liegt die erste und wichtigste Entscheidung. Solange wir die nicht getroffen haben, werden wir — ich will nicht sagen, in der Welt nichts ausrichten. O man kann auch ohne sie viel ausrichten, bisweilen möchte man meinen, um so mehr, je besinnungsloser, je verwirrter und verwirrender man dreinfährt. Wir erleben's ja. Man kann schließlich die Welt umkehren, daß oben unten und unten oben wird. Aber sie bleibt stets die alte Welt. Vorher stand sie auf den Füßen; nun steht sie auf dem Kopf. Sie wird vermutlich nicht allzulange in dieser Situation verharren, sondern bald wieder eine Lageveränderung vornehmen, aber stets als die alte Welt.

Soll die Welt selbst anders werden, dann müssen wir, bevor wir sie abbauen oder umbauen oder neubauen, wie's jeder nach seiner Art und Anschauung nennen mag, erst innerlich eine andere Stellung zur Welt gewonnen haben, müssen erst über Gottes Willen mit uns und mit ihr zur Klarheit gekommen sein. Fehlt das, so nimmt uns die Welt alsbald in Beschlag und wir geraten in ihre Gewalt. Sie läßt uns wohl unsere großen schönen Schlagworte; ja sie teilt sie selber aus. In unserer Zeitgeschichte führt ja der Versucher sogar Bibelsprüche ins Feld. Die Bibelsprüche stehen zurzeit nicht sehr hoch im Kurs, um so höher alle die Losungen, welche — freilich im Grunde auch aus keinem andern Material als dem alten der Bibel, des Neuen Testaments — die moderne Zeit geprägt hat und nun selbstbewußt als ihre Erfindungen, als ihre Errungenschaften ausgibt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Menschenwürde! Soziale Gerechtigkeit! Bessere Gesellschaftsordnung! Hilfe allen Schwachen! Kampf allem Unrecht!“ Es spricht aus allen diesen Losungen heller oder verdunkelter auch Gottes Wort, es steckt in ihnen allen auch ein größeres oder kleineres Stück Gotteswille. Aber wo diese Dinge nicht erst im inneren Kampfe mit den dunklen Gewalten, die auf dem Grunde unseres eigenen Herzens schlummern, mit unserer eigenen Sinnlichkeit und unserer eigenen Selbstsucht, mit unserem eigenen Ehrgeiz und unserem eigenen



Machthunger, mit unserem eigenen selbstherrlichen und selbstgerechten Ich, den entscheidenden Sieg davongetragen haben und nun unser eigenes Wesen und Leben beherrschen, werden sie nur zum Spuk und Betrug des Teufels, der unter Bibelsprüchen verdeckt, unter Menschheitsdevisen verborgen sein altes unheilvolles Handwerkzeug und fluchbeladenes Waffengerät den Geblendeten in die Hände schmuggelt: Mirakel, die die Menge verblüffen, Reklame, die die Menge verführt, Versprechungen, die der Menge das Wasser im Munde zusammenziehen, oder auch brutale Gewalt, die der Menge imponiert und sie zu Paaren treibt, damit sie sich's aufs neue gefallen läßt, daß wieder ein paar Wenige die Macht an sich reißen und über ein kleineres oder größeres Stück Welt nach ihrem Gutdünken schalten und walten.

Es kommt immer wieder darauf hinaus: Der Zweck soll die Mittel heiligen. Man behauptet, ein Höheres, Besseres, Reineres zu wollen, aber man will es auf die alte niedere, unreine, sündhafte Weise. Das ist wohl in der gegenwärtigen Stunde der Versuchung die große Gefahr. Es kann kein Zweifel bestehen, daß überall schon Hunderttausende ihr erlegen sind. Auch in unserem Volke. Es sollte aber auch kein Zweifel bestehen, daß ein Christ dieser Gefahr nicht erliegen darf. Es ist nicht wahr, daß der Zweck die Mittel heilige. Der Zweck bestimmt die Mittel; sie müssen ihm entsprechend, zweckmäßig gewählt werden, so, daß der Zweck erreicht, nicht aber so, daß er verdorben oder völlig vereitelt wird. Unheilige Mittel schänden den heiligen Zweck. Unsaubere Methoden befudeln und zerstören die reine Sache. Niedrige Motive, gemeine Gefinnungen, rohe Gewalt, brutaler Zwang schaffen nie und nimmer das Reich Gottes. Sie schaffen wohl eine andere Weltordnung oder Weltunordnung, aber keine Gottesordnung. Soll ein Anderes kommen, als was bis jetzt war, so muß es vor allem anders gewollt werden. Soll Höheres geschehen, so muß es aus höherer Gefinnung heraus gedacht, vorbereitet und errungen werden. Soll das Reich Gottes auf Erden erscheinen, so muß es seine erste Stätte in den Herzen der Menschen finden.

Das müßte, scheint mir, schon die einfache ruhige vernünftige

Ueberlegung uns sagen. Es muß uns aber vollends klar werden, wenn wir in dieser Stunde der Versuchung auf Jesus und seinen Kampf blicken. Er war in die Wüste gewandert, die Seele in tiefster Erregung über seine hohe Berufung: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Eine Welt von Gedanken, Fragen, Erwartungen, Plänen, Bildern stürmte auf ihn ein. Er stellte alles in das Licht des göttlichen Wortes, und in diesem starken hellen reinen Lichte schied sich, was Verführung und Betrug der Finsternis und was Gottes Weg und Weise war. — Er fastete; nun hungerte er, und die seelische Anspannung hatte ihn erschöpft. „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden.“ Durfte er oder sollte er nicht den Himmel in Bewegung setzen, damit er sich sättigen konnte? Was war dann aber sein Fasten, wenn seine Wundertat ihn schadlos hielt? Heuchelei. Und was war sein ganzes Welterlösungswerk, wenn er die ihm geschenkten Gotteskräfte zuerst für sich selbst brauchte? Was alles Werk auf Erden gewesen ist: Menschenwerk, also im besten Falle viel Selbstsucht mit ein bißchen Bruderliebe, aber nicht das Werk der Gottesliebe, nicht das Werk der Heilandsliebe. — Irgendwo und irgendwie mußte er nun anfangen. Wo? Wie? Wär's nicht am wirkungsvollsten in Jerusalem, etwa so, daß er von der höchsten Zinne des Tempels sich rücklings hinabstürzen ließe und mitten unter die entsetzte Volksmenge fiele, heil, aufrecht, er, der Gottessohn, den ja Engel tragen müssen? Wird nicht die Menge stets bestimmt durch den Erfolg und hingerissen vom Effekt? Aber so kommt das Göttliche nicht; so kam es noch nie. Das Göttliche wächst, wie Jesus später in so anschaulichen Vergleichen es immer wieder beschrieben hat, nach der Art der Natur im Stillen und Verborgenen zuerst zu tiefen starken Wurzeln, die dann aus der Tiefe zu gesunden guten Früchten die Säfte des Lebens sammeln und empor schicken. Das ist Gottes Weise. Alles andere, ganz besonders alles Gewaltfame dagegen heißt: Gott versuchen, von Gott erpressen wollen. — Und endlich, was wird Jesu anders übrig bleiben, wenn er die Welt unter seinen Einfluß bringen will, als zum Weltziel auch den Weltweg zu wählen und für den Weltzweck auch die Weltmittel? „Falle

vor mir nieder und bete mich an!" Und dann? Dann hätte Jesus ein Weltreich gegründet, wohl eines, wie es noch keines gab, so groß, so herrlich, doch nicht das Reich Gottes.

Aber Jesus bricht den unheimlichen, verwirrenden Zauber, indem er an Gottes Wort Gottes Weise sich vergegenwärtigt und aus ihm Gottes Willen erkennt. Das Göttliche wird; man macht es nicht, man erzwingt es nicht. Das Reich Gottes besteht nicht vor allem aus neuen Dingen, sondern aus neuen Menschen; es ist nicht eine Sache, sondern es ist Leben. Leben aber, wahres, erlöstes und darum auch seliges Leben, schafft und gibt der himmlische Vater allein. Er gibt es denen, die ihm völlig vertrauen und gehorsam sind, die ihr eigenes Ich unter seine Herrschaft geben. Und das tut Jesus; das ist sein Sieg im Kampfe in der Wüste. Dieser Sieg macht ihn nicht zum Weltregenten, nicht zum Menschheitsreformer, nicht zum Volksbeglücker, nicht zum politischen oder sozialen Genie, aber, was unendlich viel mehr ist, zum Retter der Menschenseelen, zum Heiland der Sünder, zum Bringer und Träger des Gottesreiches. Und jetzt in dieser Stunde unserer Versuchung ist er für uns der Helfer und das Vorbild zugleich, auf den wir blicken müssen, wenn wir bei Gott bleiben und den Weg Gottes finden wollen.

Jesus hat die Bedeutung seines Entscheidungskampfes in der Wüste später für seine Jünger in das Wort zusammengefaßt: „Was nützt es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Das will nicht sagen: „Was geht uns die Weltverbesserung an? Wenn wir nur unsere Seele retten!“ Für den, der so lieblos und selbstsüchtig denkt, ist das strenge Wort gesprochen: „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren.“ Aber das will Jesus uns sagen: Wenn wir unsere Seele an die Welt verlieren, so werden wir untauglich für Gott und Gottes Reich. Wir können nicht zwei Herren dienen; wir können nicht in zwei Welten unsere Heimat haben. Jetzt sind freilich den Menschen ihre Seelen unglaublich billig feil. Den einen für Stücke Welt, von denen sie nicht lassen mögen oder die

sie für sich allein haben oder doch so haben wollen, wie es ihrem Vorteil oder ihrem Gewohntsein paßt. Den andern für Stücke Welt, die sie an sich reißen möchten und von denen sie sich Glück und Freiheit versprechen. Es gibt aber nur Eins, das für unsere Seele groß und gut genug ist: Gott und Gottes Sache. Daran allein dürfen wir unsere Seele verlieren. Und da gilt dann die andere Hälfte des Jesuswortes: „Wer seine Seele verliert, der wird ihr zum Leben helfen.“ Zum Leben braucht der Mensch freilich das Brot auch, ein Stück Welt auch. Und Gott hat den Menschen die Welt als Lehen gegeben, und wen er geboren werden läßt, der hat auch Anrecht auf Platz und Sonne und Freude auf ihr. Aber das wahre Leben kann ihm die Welt nicht geben; es wächst, erhält sich und vollendet sich allein in der gläubigen und gehorsamen Hingabe an Gott. Darum griff Jesus, selbst als er hungrig und erschöpft war, zuerst nach Gottes Wort. Und darum enthüllt er seinen Jüngern später das Geheimnis seines Lebens: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat.“

Daß unsere Seele Gott habe und in der Gemeinschaft mit ihm bleibe, das müssen wir immer wieder zuerst und zuletzt in Beten und innerem Ringen suchen, auch unter Fasten, unter innerlichem Distanznehmen und Ansfreimachen von den Dingen und von den Menschen. Freilich nicht, um es dann für uns allein zu haben und zu brauchen, sondern um es auch den Brüdern zu bringen und aus ihm heraus unsere Arbeit an der Welt zu tun. Entscheiden wir uns in der Stunde der Versuchung so, so müssen die finstern Mächte des Bösen weichen und so steigen Gotteskräfte zu uns nieder, um uns zu erquickten und uns zu dienen. Amen.

---



## Vor den drei Kreuzen.

Passionszeit. (Am 23. März 1919.)

Aber der Uebeltäter einer, die da gehenkt waren, lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns. Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes getan. Und sprach zu Jesus: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Lut. 23, 39—43.

In seinem schönen Gedicht „Die Krypte“ ruft der Dichter C. F. Meyer die jungen Meister zum Bauen auf. Sie sollen aus wahr und tief geschöpfter Erkenntnis der Dinge heraus der neuen Zeit hell und weit ihren Dom bauen. Ueber freudigen Menschen wölbe sich seine lichtdurchflutete heilige Halle.

Wer teilte jetzt nach den wahnsinnigen Verwüstungen des Weltkrieges mitten in den Wirren und Schreden der Revolution nicht die Sehnsucht des Dichters nach dem Aufbau einer versöhnlicheren und glücklicheren neuen Zeit und Welt? Und was könnte Erwünschteres eintreten als dies, daß überall das junge Geschlecht die heilige Berufung in sich fände, seine frischen noch unverbrauchten Kräfte an einen solchen Bau zu setzen, und daß es das täte in einem großen reinen guten Glauben an bessere Mächte, als die gewesen sind, welche die alten Führer der Völker zum Fluch und Verderben der ganzen Menschheit heraufbeschworen und entfesselt haben? Aber auch wir Älteren, die wir nicht mehr über den Schwung und über die Unbefangenheit der Jungen verfügen, dürfen doch nicht mit enttäuschten müden Seelen in die Zukunft hineinwandern. Es gibt hienieden keinen Stillstand, in der Geschichte im Großen nicht, in unserem Leben im Kleinen nicht; wir müssen unaufhaltsam vorwärts. So laßt uns nicht als Rückwärts-gewendete, sondern als Vorwärtsblickende unsern Weg gehen und jetzt zwischen den Zusammenbrüchen und Trümmern einer alten

Zeit uns erinnern, daß das erste Wort, welches die Bibel uns als ein Wort aus dem Munde Gottes nennt, heißt: „Es werde!“ und daß wir als Christen an einen lebendigen, tätigen, schaffenden, die Dinge und die Menschen seinem Willen dienstbar machenden und seinen Zielen entgegenführenden Gott glauben!

Aber der Dichter mahnt in seinem Gedichte die jungen Meister auch:

Vergeß die Krypte nicht! Dort soll sich neigen  
Das heil'ge Haupt, das Dornen scharf umwinden!  
Ich glaube: Ein'ge werden niedersteigen.  
Dort unten werden ein'ge Trost empfinden.  
Wir mögen, wenn die Leiden uns umnachten,  
Nicht Glück noch Ruhm, nur größern Schmerz betrachten.

Der Dichter drückt sich zu zurückhaltend aus. Nicht einige bloß werden niedersteigen, sondern sehr viele und immer wieder neue. Und gerade jetzt, wo in den Ereignissen, in deren Bann wir alle-  
samt äußerlich und innerlich gefangen sind, Schuld und Not sich unentwirrbar verflechten, werden wir sicherlich den Glauben, von welchem gilt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“, nicht erlangen, wenn wir nicht zuvor in die Krypte niedersteigen und im Blick auf das Leiden und Sterben unseres Erlösers erst selber einmal innerlich zurechtkommen. Nicht bloß, weil jetzt im Kirchenjahr die Passionszeit wieder da ist, wollen wir das tun. Jetzt ist ja die ganze Menschheit in das Gericht großer Trübsale hineingegeben. Jetzt liegt ja auf ganzen Völkern und auf Millionen Einzelnen hart und schwer das Kreuz. Nun gibt es aber seit bald zweitausend Jahren für die Menschen in Kreuzeszeiten eine heilsame Zuflucht: Golgatha. Dort sind rettende Kräfte. Dort geschieht Ueberwindung und Erlösung. Dorthin wollen darum auch wir im Geist uns aufmachen und vor die drei Kreuze uns hinstellen und dem dreifachen Sterben beiwohnen. Wir wollen es jedoch nicht tun, indem wir uns zuvor alles aus dem Sinn schlagen, was jetzt Tag für Tag uns erfüllt und bedrückt, sondern indem wir im Gegentheil das alles mitnehmen und aus dem allem heraus auf die drei Kreuze blicken.

Es steht ein schauerliches Kreuz auf Golgatha. Auf dieses

leitet unser Text zuerst den Blick: „Über der Uebeltäter einer, die da gehängt waren, lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns.“ Der beängstigende Eindruck, daß die Menschen ernstlich Gefahr laufen, das Gericht der gegenwärtigen Trübsale in derselben heillosen Weise über sich ergehen zu lassen, wie der arme am Kreuz endende Schächer, hat mir wieder und wieder unsere Textworte vor die Seele gerufen.

Wir haben am Anfang des Krieges an eine mächtig aufweckende, die Menschen innerlich gewaltig zur Umkehr treibende Wirkung der großen Trübsal geglaubt. Und nicht nur geglaubt; wir haben mit ungezählten Tausenden auch tatsächlich etwas von dieser Wirkung erlebt. Unerbittlich, tief aufpflügend schien die eiserne Pflugschar ins hartgetretene Erdreich einzuschneiden und es aufzuroden. Wir meinten nun im ganz Großen erleben zu dürfen, was unsere eigene Erfahrung und die Erfahrung anderer uns immer wieder gezeigt hatten, daß kein Gottesbote so viele Menschen aus der Fremde heimholt wie der Bote des Leids, den wir darum mit dem wunderbaren Namen „Heimsuchung“ nennen. Das geschieht in so wirksamer und heilsamer Weise, daß ernste Menschen beim Rückblick auf ihre Tage nichts so dankbar segnen wie die Trübsale ihres Lebens. Da kamen sie zurecht. Da fanden sie den Vater im Himmel wieder und damit auch sich selber wieder. Und das ist keine Täuschung. Das zweite Kreuz auf Golgatha verkündigt uns ja diese Wahrheit als sieghafte Tatsache. Aber das ist eine Täuschung, daß die Trübsal in jedem Fall rette und bessere.

Haben wir uns dieser Täuschung am Anfang des Krieges nicht allzu sehr und allzu leichtgläubig hingegeben? Mit eine Folge davon ist die niederschmetternde Enttäuschung darüber, daß jetzt am Ende des Krieges statt Umkehr und Besserung ein allgemeiner moralischer Niedergang eingetreten ist, ja ein Zustand, welcher weithin an die berühmten Verse Schillers erinnert:

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen  
Sich alle Bande frommer Scheu;  
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,  
Und alle Laster walten frei.

Wie vielen ist unter der Wucht dieser Enttäuschung aller Glaube an die Menschen und an die Menschheit und alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft rettungslos zusammengebrochen! Und doch hätte vor solcher Täuschung und Enttäuschung allein schon das erste Kreuz auf Golgatha uns bewahren sollen.

An ihm sehen wir einen Bösewicht sterben. Er ist kein Unmensch, sondern auch ein Mensch, unser Bruder, ein Wesen von Fleisch und Blut, wie unser Fleisch und Blut ist, denselben Gesetzen ausgeliefert, die auch über unserem Leben und Schicksal walten. Wir kennen freilich nur das Sterben dieses Armen, nicht sein Leben. Aber wir wissen so gewiß, als hienieden überhaupt etwas gewußt werden kann, daß auch in seinem Leben fremde Schuld und eigene Schuld sich unlösbar verflochten, daß auch die Geschichte seines Schicksals eine Kette war, geschmiedet aus den Ringen, die wir im Leben jedes Unglücklichen feststellen, welchen die Menschheit zuletzt selbstgerecht als einen Verdammten aus ihrer Mitte hinausstößt: Verhängnisvolles böses Erbstück in Blut und Anlage, Sünden und Torheiten der Erziehung, versuchungsreiche Umgebung und Lage, frühe Verführung, das Fehlen von geduldiger helfender Liebe, das Fehlen insbesondere auch von wahrer Vergebung, und vor allem der fürchterliche Fluch: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“ Eine unselige Kette! Wer von uns spürt sie nicht auch an seinen Füßen? Aber diese Kette kann zerbrochen werden; man kann ihr entinnen und in die Freiheit eines erlösten Lebens fliehen. Freilich, sie ist nur an den Stellen zerbrechlich, wo die Ringe „eigene Schuld“, „eigenes Versäumnis“ dazwischen gefügt sind. Und darum bleibt gefangen und verloren, wer auch seine eigene Schuld für fremde Schuld hält und auch seine eigenen Versäumnisse für Verhängnis erklärt. Hier liegt die Ursache, weshalb wir mit Grauen und mit tiefem Erbarmen vor dem ersten Kreuz stehen. An ihm stirbt ein Mensch, ohne daß er Gott und ohne daß er sich selbst wieder gefunden hat. Das grausame Strafgericht, das ihn ereilte, vermochte ihn doch nicht zu sich selbst zu bringen. Er wünschte wohl seiner Strafe, nicht aber seiner Sünde zu entfliehen. Hart neben ihm litt der Erlöser der Welt; aber er



verlangte von ihm nicht Erlösung, sondern nur Loslösung von seiner Qual.

Und das ist's, meine ich, was an der gegenwärtigen Lage und Stimmung der Menschen das Allerverzweifeltste ist: Alles und alle verlangen nur vom Kreuz herab, aus der Qual heraus, von den jammervollen Folgen los. Wer aber ruft nach Erlösung von sich selbst, von dem eigenen bösen selbstsüchtigen Wesen? Allenthalben und mit wachsender Ungeduld erhebt sich der Schrei nach äußerer Hilfe. In hunderttausendfachen, millionenfachen Variationen, ach weithin auch unter rohem Spott und Hohn und lästernd und fluchend, erschallt es jetzt: „Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns!“ — Und wenn er's täte, wenn er alle, auch den letzten Leidenden, von allen Nägeln und Fesseln, von allen äußeren Hemmungen und Gebundenheiten, aus allem Mangel und Jammer löste, was wäre erreicht? Trügen wir nicht sogar ins Paradies hinein in unseren unerlösten, unbekehrten Herzen den alten Fluch, der alles wieder entweihte und alles wieder verdürbe? Gewiß, unser Gott will uns nicht in Not und Jammer stecken lassen. Seine Gerichte und Trübsale sind nicht sein Ziel, bloß sein Weg. Aber sie sind gesandt, an uns den Willen Gottes auszurichten. Und ausgerichtet haben sie ihn dann, wenn wir in der Trübsal Gott und uns selber wieder finden. Das geschieht, wenn uns im Gericht der Heimsuchung unsere schlimmste Gefangenschaft bewußt wird, die Gefangenschaft unserer Seele, und wir dann nach der Erlösung schreien, ohne welche jede andere Erlösung nur eine Täuschung ist, nach der Erlösung von uns selbst zur Freiheit in Gott.

Das ist's, was das zweite Kreuz uns erleben läßt: „Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind.“ Hier ist die Kette entzwei; hier ist das Gefängnis aufgetan; hier ist eine arme Seele, eben in der letzten Stunde noch, aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen und frei und froh geworden. Der Weg dazu, der einzige und letzte für sie noch mögliche Weg, war der, daß sie unter das Gericht Gottes sich

willig beugte, daß sie ihr entsetzliches Los und Verhängnis als Gottes gerechte Tat nahm und trug, daß sie alle Ringe der unseligen Kette vergaß, an der sie gefangen war und die sie ans Verbrecherkreuz geschleppt hatte, alle die Ringe, welche die Sünde der andern eingefügt hatte, und die Kette da in die Hände nahm, wo sie selbst die Ringe geschmiedet, und sprach: „Es ist meine Schuld.“

Glaubt jemand von uns, daß unser Geschlecht seine Kette an irgend einer andern Stelle werde brechen können? Seht doch nur, wie es jetzt bei den Befreiungen und Erlösungen über die ganze Erde hin zugeht! Alle Welt führt jetzt die hehren Lösungen im Munde, und überall ist man an der Arbeit, zu befreien und zu erlösen. Ach der weitaus größte Teil von dem allem läuft im Geleise des ersten Schächers: „Hilf uns vom Kreuz herab.“ Nur selten irgendwo fängt das Kettenbrechen und Freiwerden an der Stelle an, wo der zweite Schächer es angriff und wo sich ihm die Tür zur Rettung und zur Freiheit aufschloß. Ich gebe zu, — wer müßte es nicht zugeben? — es wird nachgerade allerhöchste Zeit, daß die Menschheit aus den entsetzlichen Folgen dieses Weltkrieges herauskomme. Er hat sie hart an den Rand der Welt Hungersnot und der Selbstvernichtung gebracht. Aber kann irgend jemand, der mit seinem Blick nicht bloß an der Oberfläche haften bleibt, der etwas von den menschlichen Dingen und dem menschlichen Wesen weiß, Hoffnung für die Zukunft haben, an die Möglichkeit eines hellen schönen neuen Heiligtums glauben, wenn nicht unser Geschlecht zuerst an seine eigene Brust schlägt, wenn nicht jeder mit seiner Klage und Anklage bei sich selbst beginnt und mit dem zweiten Schächer ehrlich und offen es zugibt: „Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind“?

Meint jemand: Das sei übertrieben? Wir seien doch keine Räuber und Schächer, des Kreuzes wert? Nun, am Kreuze leiden wir ja auch nicht. Aber ist es nicht ein Jammer und Elend, eine Qual und Angst, ein Leiden und Sterben ohnegleichen durch alle Länder hin, worinnen jetzt unser Geschlecht ist? Ist es unbillig darinnen? Ließe Gott solches zu, wenn er nicht der Meinung

wäre: Die Menschen, wie sie waren und wie sie's trieben, hätten diese Dinge verdient? Ernten sie denn in allem dem etwas anderes als die Frucht ihrer eigenen Saat? Wirkt sich nicht in dem ganzen entsetzlichen und ungeheuren Zusammenbruch und Wirrwarr einfach mit unerbittlicher Strenge das göttliche Gesetz aus: „Was der Mensch sät, das muß er ernten“? Wird es bei diesem Sachverhalte möglich sein, irgend etwas wahrhaft gutes Neues zu schaffen, irgend eine wirkliche Erlösung und Freiheit zu erreichen, bevor die Menschen sich durch das Gericht dieser großen Trübsal zur Einklehr bei sich selbst führen lassen? Können denn Unfreie befreien? Können denn Unerlöste erlösen? Können denn Unversöhnte wahren Frieden schaffen?

Und sollten nun nicht wir, die wir Christen sein wollen, zuallererst mit dieser Einklehr bei uns selbst anfangen? Sollten nicht wir es aufgeben, beim Anblick all der Zusammenbrüche, all der Not, all der bedrückenden Fragen und Aufgaben ringsumher erst noch lange nach den Verantwortlichen und Schuldigen zu suchen? Sollten nicht wir die Ehrlichkeit und den Mut finden zu dem Bekenntnis: „Wir sind die Verantwortlichen und Schuldigen; wir sind billig darinnen; wir empfangen, was unsere Taten wert sind“? Ja unsere Taten! Denkt, was wurde in unserer Christenheit vor dem Krieg und während des Krieges alles getan! Was für ein ununterbrochenes, geschäftiges, fleißiges, begieriges, alle Kräfte des Leibes und Geistes aufbietendes und anspannendes Tun allenthalben! Wer aber wagt es zu leugnen, daß überall, daß auch unter uns, auch von uns unendlich mehr Taten der Selbstsucht geschahen als Taten der Liebe, Taten der Bedrückung als Taten der Befreiung, Taten der Macht- und Besitzausnützung für sich selbst als Taten der Macht- und Besitzbenützung für andere, Taten wider Gott oder doch Taten ohne Gott als Taten für Gott? Und will sich jemand ausreden: „Ich habe überhaupt nichts aufzuweisen, was man Taten heißen könnte“? Ja dann liegt der Fluch gerade darin, daß wir in einer Welt, wo es bitter nötig war, im Glauben an einen Gott, der uns doch unzweifelhaft dazu aufruft, Taten zu tun, es dennoch zu keinen rechtschaffenen tapferen guten Taten des Glau-

bens und der Liebe gebracht haben. Wissen wir nicht, daß vor Gott auch die Unterlassungen Sünde sind? Wird nicht am Bösen mitschuldig, wer das Böse gewähren läßt?

Aber all diese Fragen helfen nichts. Die Selbsterkenntnis kommt nicht so zustande, daß man uns mit Fragen in die Enge treibt. Wir können einander nicht zur Selbsterkenntnis überreden. Wahr und lebendig wird das alles nur, wenn von uns und in uns etwas geschieht. Es muß etwas übermächtig über uns kommen. Eine höhere Gewalt muß uns zu uns selbst bringen und in ihr Gericht nehmen. Das aber ist die Wirkung des dritten Kreuzes, an dem der Erlöser leidet und stirbt.

Seine Ruhe, seine Hoheit mitten in der namenlosen Schmach, seine Reinheit zwischen all den schmutzigen Händen und befleckten Seelen, seine göttliche Geduld und Güte zwischen den Mächten der Sünde und ihren Werkzeugen und Opfern, das weckte in dem armen Schächer, kurz noch bevor er starb, die vergessene, gefangene Seele auf. Wo aber die eigene Seele sich wieder meldet und ihren Jammer offenbart, da treten die Welt und die Menschen und alle ihre Bosheiten und Gewalttaten zurück und ist nur die eine Frage da: „Warum hast du deine eigene Seele mißhandelt und verstoßen? Wäre nicht der Welt und ihrer Macht und den Menschen und ihren Verführungen zum Troß doch alles bei dir anders gewesen, anders geworden, wenn du an deine Seele gedacht hättest, wenn du nicht vergessen hättest, daß auch du einen Gottesfunken in dir trägst und des Allerhöchsten Bild und Kind bist?“ So kommt der Mensch zu sich selbst. Und wenn er zu sich selbst kommt, so kommt er zu seiner Schuld und Torheit. Dann aber mag er nicht über andere klagen und anklagen; dann hat er mit sich selbst zu tun und wird stille. Nun weiß er: „Wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes getan.“

„Dieser aber hat nichts Ungeschicktes getan!“ Nicht wahr, das ist doch eigentlich erst ein recht armseliger und völlig unzureichender Eindruck von Jesu Person und von Jesu Kreuz? In der That. Es sind viele unter uns, die in dieser Sache ganz andere hohe Worte



und tieffinnige Bekenntnisse auszusprechen wüßten. Aber eins hat der Schächer voraus: Sein armseliger Eindruck ist wenigstens sein Eindruck, sein Erlebnis und darum trotz aller Armseligkeit und Unbeholfenheit doch ein Band, welches seine Seele an den Erlöser gebunden hat. So fest und innig, daß seiner — soll ich sagen, schüchternen? soll ich sagen, verzweifelten? — Bitte: „Herr, gedenke an mich, wenn du mit deinem Reiche kommst!“ überschwenglich reich und gütig die Zusage entgegenkommt: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Es kommt nicht darauf an, daß wir in alle Tiefen des Geheimnisses des Kreuzes Jesu eindringen. Wir dringen in viel geringere Geheimnisse nicht ein. Wir würden, wenn wir nur nicht in so blindem törichtem Wissenswahn herumlaufen, uns Schritt für Schritt von Geheimnissen des Lebens und des Sterbens, des Leidens und des Opfers umgeben sehen, welche unser kurzer Blick nicht zu ergründen vermöchte. Am Kreuz Jesu stehen wir vor dem Geheimnis der Geheimnisse. Hier versagen unsere Worte. Hier reichen unsere Begriffe nicht mehr aus. Hier bleiben alle unsere Analogien auf der Oberfläche. Hinein in das Geheimnis führt nur eins: Das Erleben. Gerade das aber können wir nicht selber machen und können andere uns nicht antun. Das muß das Kreuz Jesu selber in uns bewirken. Und es tut es auch. Die Predigt vom Gekreuzigten beweist es seit den Tagen des Apostels Paulus bis auf diesen Tag. Es geht eine Kraft der Versöhnung und der Erlösung, der Gnade und des Friedens vom Kreuz Jesu aus. Der Schächer war der erste, der sie erfuhr. Die sie seither erfuhren, durch alle Jahrhunderte herab, in allen Nationen und Klassen, sind eine unübersehbare Schar. Die Kraft ist auch von uns erfahrbar. Dann, wenn wir uns vor das Kreuz Jesu hinstellen, nicht mit grübelnden Seelen, aber mit einfältigen gläubigen Herzen. Mit Herzen, die Jesum lieb haben. Mit Herzen, die von dem, was in Jesus sie berührte, ergriffen sind, ergriffen zu Vertrauen und Verlangen. Die spüren's vor dem Kreuz: Auch das geschieht für Gott und für die Sünder; ja da vollendet sich, was Jesus tut und gibt. Er trägt das Gericht und den Fluch der Sünde für die Welt. Ach und so

völlig ist er unser Menschenbruder geworden, daß er den ärmsten schimpflichsten Menschentod auf sich nimmt, unsertwegen. Und doch in allem und durch alles ist er der Fürst des Lebens, der am Kreuz noch königlich Gnade und Vergebung spendet; der Sohn des Vaters, der in der dunkelsten Stunde seines Lebens nur die eine Angst und Sorge kennt, daß er vom Vater nicht getrennt sei; der Heiland der Sünder, der alles, alles läßt, nur seine Liebe zu ihnen nicht, der sterbend mit seiner wunderbaren Liebe sie noch alle umfaßt, die Mutter und die Schächer, den Lieblingsjünger und die rohen Henker, alle, alles, auch dich und mich.

Da in der trostlosesten Finsternis dieser Welt leuchtet darum das Licht auf, das den Tag verheißt, das den Tag beginnt. Dem müssen wir uns aufschließen und überlassen. Es muß mit seiner hellen Gnade uns durchfluten und mit seiner reinen Kraft uns erneuern. Es muß uns so in der Tiefe unserer Seele treffen, daß es fortan mit uns geht und wir davon nicht mehr loskommen: „Das tat ich für dich; was tust du für mich?“ Dann beginnt unsere Erlösung. Und dann werden wir auch geschickt, an den Erlösungen und Befreiungen der Menschen mitzuhelfen. Freilich, dann erwarten wir auch alles Entscheidende und Durchschlagende vom Lichte selbst her und hoffen in der Dämmerung auf den vollen großen Tagesanbruch. Amen.

---

## Omne vivum ex vivo.

Ostern. (Am 20. April 1919.)

Was wollen wir nun hiezu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben steht: „Am deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.“ Aber in dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Röm. 8, 31—39.

Eine Legende erzählt: Als Abel erschlagen in seinem Blute lag, stand Adam, von Schmerz übermannt, an seiner Leiche und weinte. Da trat der Cherub des Paradieses zum Vater des Menschengeschlechts und stellte sich stumm neben ihn. Adam unterbrach endlich das Schweigen und fragte den Engel: „Ist das, was da vor mir liegt, nun ein Bild des Geschlechts, welches von mir abstammt? Und wird je wieder Bruderblut, von Bruders Hand vergossen, die Erde beflecken?“ Der Cherub sprach: „Du sagst's.“ „Ach mit welchem Namen wird man die schreckliche Tat benennen?“ fragte Adam weiter. Mit einer Träne im Auge erwiderte der Engel: „Krieg.“ Da schauderte der Vater des Menschengeschlechts und bat den Cherub: „Ach warum mußte der Gerechte durch die Hand des Ungerechten fallen?“ Aber er erhielt keine Antwort. Da brach Adam in verzweifelte Klagen aus und rief hilflos: „Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde?“ Da ergriff tiefes Erbarmen das Herz des Engels; er sprach mit liebreicher Stimme: „Der Blick nach oben“ und verschwand.

Wie der Vater des Menschengeschlechts, so steht jetzt, aber nicht in der Legende, sondern in der entsetzlichen Wirklichkeit, das

Menschengeschlecht selber da und sieht, was in der Legende an einem geschah, an Millionen und Abermillionen geschehen und noch geschehend, sieht erst die Nationen widereinander in blutigem Hader und nun in den erschöpften Völkern auch noch die Parteien und Klassen, von Neid und Haß vergiftet, sich gegenseitig bedrohend und gewalttätig vernichtend. Wer aber seine Seele von der allgemeinen Besessenheit noch freizuhalten vermochte, steht schmerz-erschüttert und hilflos da wie in der Legende Adam vor der Leiche des ersten Opfers des menschlichen Hasses und klagt: „Was bleibt uns in unserem Jammer auf der armen Erde?“ Aber seht, wie damals der Cherub zu Adam, so tritt jetzt Ostern zu uns und gibt uns in unsere Not und Anfechtung herein die Antwort: „Der Blick nach oben.“

Für uns Christen ist der Blick nach oben immer der Blick auf Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen und nun Ewiglebendigen. Der Blick auf Jesus aber ist für uns niemals der Blick auf die leibliche Erscheinung des Herrn gewesen. Jesus stand keinem von uns je sichtbar vor Augen. Nie sahen wir sein Angesicht. Nie hörten wir den Klang seiner Stimme. Nie lag unsere Hand in seiner Hand. Die Beziehungen zwischen ihm und uns sind stets Beziehungen geistiger Art gewesen. Deshalb ist auch die Gefahr, die unserm Verhältnis zu ihm droht, nicht dieselbe, die dem Verhältnis der ersten Jünger zu ihm drohte. Aber für ihre wie für unsere Gefahr bringt uns die Osterbotschaft die Hilfe.

Den ersten Jüngern Christi, welche mit ihm in irdischer Gemeinschaft so innig verbunden gewesen waren, drohte mit seiner leiblichen Erscheinung er selbst zu verschwinden. Sein Kreuzestod erschien ihnen als Untergang seiner Person und seiner Sache zugleich. Beide waren nun gerichtet, von Gott und Menschen preisgegeben. „Wir hofften, er würde Israel erlösen“, klagten die Emmauswanderer; sie hofften es nicht mehr; ihre Hoffnung lag zer- schlagen am Boden. Ohne das Erlebnis der Auferstehung Jesu hätten sie nimmermehr den Mut gefunden, für ihn in die Welt hinauszuziehen und unter den Völkern Mission zu treiben. Erst



nachdem die Erscheinungen des Auferstandenen sie zur Gewißheit gebracht hatten, daß er lebe, und zwar nun in einer Gestalt und in einem Leben, welche den Mächten der Vernichtung und der Vergänglichkeit für immer unzugänglich waren, öffneten sie ihren Mund zum freudigen Zeugnis von ihrem Erlöser und Herrn, dem Gekreuzigten, nun aber Auferstandenen und Ewiglebenden, und setzten unerschrocken fortan ihr Leben für ihn ein und ließen aus ihrem ganzen Wesen und Verhalten die Menschen die umgestaltende und beseligende Macht des Unsichtbaren erkennen, welcher ihnen doch kein Unbekannter, vielmehr der Inniggeliebte war, der Herr, dem sie dienten, der erstgeborene Bruder, mit dem sie sich verbunden wußten.

Die Gefahr, die unserm Verhältnis zu Jesus droht, ist eine andere. Sie besteht im Grunde darin, daß wir es überhaupt zu keinem Verhältnis zu ihm bringen, daß uns ein Verhältnis zu ihm unmöglich, unwirklich erscheint, daß sich für uns alles, was Jesus anbetrifft, in bloße blasser Erinnerungen oder in leere unlebendige Begriffe auflöst. Ist es so, dann allerdings treiben wir auf den Wellen der Zeit weiter, unaufhaltsam immer weiter ab vom Gestade, auf welchem weit hinter uns irgendwo in der Vergangenheit Jesus steht. Wäre es dann nicht ehrlicher und tapferer, wir lösten uns endlich einmal entschlossen von diesem Jesus los und richteten Blick und Willen, statt immer wieder zurück, vorwärts, einem neuen Strande entgegen?

Das tun zurzeit nun freilich Unzählige. Sie sind der Meinung, das Alte habe versagt und offenkundig sich selbst ins Unrecht gesetzt. Mit dem Alten auch Christus. Wenn jemals so sei jetzt der Beweis erbracht, daß auch er zu den Toten, zu den Gewesenen, zu denen gehöre, die vom Schauplatze abgetreten seien und deren Stück ausgespielt sei. So erwarte man von ihm auch keine Hilfe, keine Lebenswirkung mehr. Wir wollen uns nicht täuschen; diese Stimmung ist stärker, als wir glauben. Sie greift allem Anschein nach mit ansteckender Kraft und Schnelligkeit um sich. Ueberall träumen und reden die Menschen davon, daß ein neuer Frühling erblühen, daß eine bessere Zeit kommen müsse. Nach dem langen Sommer

des Krieges und in dem trostlosen wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch, worin er geendet hat, ist die ungeduldige Erwartung und Spannung überall bis zum Siedepunkt gestiegen. Die Massen sind bereit, der Auferstehung, wenn sie sich nicht einstellen will, auf ihre Weise nachzuhelfen, sie selber zu inszenieren und gewaltsam zu erzwingen. Freilich mir ist, es werde zugleich auch von Tag zu Tag deutlicher, daß diese Art der Auferweckung einer neuen Zeit und Welt mit der entsetzlichsten Enttäuschung enden muß. Was da unter Zuckungen und Nöten, unter Drohung und Gewalttat aufgerichtet und von der verblendeten Menge als die ersehnte neue Zeit und Welt mit höchsten Erwartungen begrüßt wird, muß sich bald genug als dieselbe alte Welt und Menschheit offenbaren, der man wohl neue Kleider anzuziehen imstande war, deren Wesen und Leben zu beeinflussen und zu erneuern man aber völlig unfähig ist.

Man ist versucht, in der ganzen Geschichte, welche sich jetzt auf unserem Planeten abspielt, eine Darstellung dessen zu erblicken, was Jesus einmal mit dem Worte bezeichnet hat: „Laß die Toten ihre Toten begraben!“ Ich möchte wahrhaftig nicht in Abrede stellen, daß jetzt in der Tat vieles zusammenbrach und zusammenbricht, was bloß noch den Schein des Lebens vortäuschte, in Wahrheit aber den Tod und die Zersetzung schon in sich trug. Ja ich fürchte, wir haben uns alle in dieser Beziehung unverantwortlichen Täuschungen hingegeben und müssen nun mit Schmerz und Schrecken erkennen, in wie weitem Umfang wir statt des Lebens schon den Tod unter uns hatten. Aber sollten wir uns jetzt nicht wenigstens davor hüten, aufs neue wieder den gleichen Täuschungen zum Opfer zu fallen? Die ungeheuerlichste Täuschung ist die, welcher jetzt die Welt zu erliegen droht: Es könne aus Totem Leben entstehen.

In der Welt, in der wir leben, gilt als ein Grundgesetz alles Seins und alles Geschehens: „Omne vivum ex vivo.“ „Alles, was lebt, stammt von Lebendigem.“ An keiner einzigen Stelle der gesamten uns bekannten Welt entsteht Leben anders als so, daß es von Lebendigem erzeugt wird. So ist es in der Natur.

So ist es in der Geschichte. Wo sind nun die Lebendigen, welche unserer Welt und der armen Menschheit ein neues, besseres, gesunderes, ein immunes und vollkommenes Leben einzupflanzen in der Lage wären? Wo sind die, die dieses Leben in sich selber in solcher Kraft und Fülle haben, daß sie Lebenskeime freigiebig ringsum austreuen, ja daß sie mit ihrer Lebensmacht und ihrem Lebensreichtum Sterbendes und schon Totes erfassen und wieder zum Leben bringen könnten? Ach überall sehen wir nur Tote, die zwar Totes und Tote begraben, aber nicht beleben können. Und wenn's nicht Tote sind, so sind's doch tödlich Erkrankte, selber der Erlösung, selber der Genesung, selber der Erneuerung Bedürftige.

Seht, das ist die Stelle, wo sich für uns genau so wie für die ersten Christen die Tatsachen zu einer unentrinnbaren Kette von Ursache und Folge zusammenfügen, die uns gefangen nimmt: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich; so ist auch euer Glaube eitel; so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren; so sind wir, die wir auf Christum hoffen, die elendesten unter allen Menschen.“ Also der Apostel Paulus, welcher in den zu Anfang gelesenen Worten aus dem Römerbrief einer so wunderbaren Kraft und Freude und Ueberfülle befreiten, versöhnten Lebens Ausdruck gibt, daß seine jubelnde Gewißheit auch uns mitreißt oder doch in uns die Sehnsucht weckt, auch aus seiner Lebensquelle einen Trunk tun zu können, er hat sich getäuscht? Es ist alles nur Illusion? Und alle die Menschen seither, die in Not und Zusammenbruch, in Schuld und Verzweiflung von Jesus her irgendeine Lebenswirkung, Trost, Hilfe, Vergebung, Erlösung, Versöhnung, Frieden, Seligkeit, empfangen zu haben bezeugen, sie sind alle Opfer der Täuschung gewesen und haben von Schein gelebt?

Wir halten es mit der Regel, die Jesus uns empfiehlt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, und glauben, daß das Leben in seinem wahren Wesen da vorhanden ist, wo seine Wirkungen uns frisch und reich, rein und gütig, versöhnt und friedvoll, heilend und belebend entgegenfluten, und nicht da, wo gebundene Menschen nach Befreiung verlangen und doch sich selber nur in

immer neue Fesseln schlagen, nicht da, wo friedlose Menschen sich und andern das Leben zu einer Qual machen, nicht da, wo in Bier und Selbstsucht die Menschlichkeit zugrunde geht und in Bitterkeit, Zweifel und Verzweiflung der Glaube an Gott und Menschen erstirbt. Wir können nicht das Dunkel für Helligkeit und die Helligkeit für Dunkel halten. Und wo wir auf Helligkeit treffen, wo uns Anfänge des Lebens begegnen, die unserer Seele wohlthun, wo uns Menschen entgegentreten, die in uns den Wunsch auslösen: „So möchte ich auch sein“, da stellt sich's, wenn wir ihrem Wesen nachgehen, jedesmal heraus, daß ein Abglanz der Lebenssonne Jesus Christus vor uns aufgeleuchtet ist, daß da durch ein Menschendasein der Auferstandene, der Lebensfürst geschritten ist und das Tote zum Leben gebracht hat. Denn alles Leben stammt von Lebendigem.

Ich bin überzeugt, das und das allein erklärt es, was bis auf den heutigen Tag trotz hundert und tausend trennenden, auseinanderstrebenden Verschiedenheiten und Gegensätzen doch immer noch und immer wieder so viele Menschen als christliche Kirche, als Gemeinde Jesu beisammen hält. Wir erwarten irgend etwas von Christus her, darum finden wir uns hier ein. Ja wir haben etwas von ihm und an ihm. Wie wir es auch nennen, es ist ein warmer Lebensstrahl, der uns ins Herz scheint; es ist ein frischer Lebenstrunk, an dem sich unsere Seele erquickt. Wäre das durch bald zwei Jahrtausende herab von Menschen erlebt worden und könnte es auch jetzt, wo Tod und Sünde als die beiden wahren Großmächte das Regiment der Welt scheinen in die Hände genommen zu haben, noch erlebt werden, wenn auch Jesus der Vergangenheit angehörte wie die andern alle, wenn nicht vielmehr von ihm gälte: „Er lebt; er ist auferstanden“?

In dieser Zuversicht soll der heutige Tag uns stärken. Wir sind jetzt arm dran, wenn wir Halt und Klarheit und Ziel unseres Lebens aus den Dingen und den Menschen um uns her gewinnen müssen. Wohl uns aber, wenn wir sie, davon unabhängig, in uns selber haben! Wir haben sie dann in uns selbst, wenn Jesus sie uns gibt. Leben kommt allein vom Lebendigen.



Daß Jesus Christus in seine Welt hereintrat, das ist das Zentralerlebnis des Apostels Paulus gewesen; das gab seinem Leben den entscheidenden Stoß und Umschwung. Jesus ist schon in Jerusalem im Gesichtskreis des jungen Phariséers Saulus erschienen. Aber Saulus hielt ihn damals für eine Truggestalt. Er suchte mit allen Mitteln seine Seele der Gewalt dieses Trugbildes zu entziehen. Darüber wurde er ein Führer der Christenhasser und besleckte in seinem wilden Widerstande gegen Jesus seine Hände mit dem unschuldigen Blute der Jünger und Jüngerinnen der ersten Gemeinde. Aber er brachte Jesus, den er doch für einen Toten hielt, nicht mehr aus seiner inneren Welt hinaus. Und eines Tages kam die Stunde, wo Jesus ihm übermächtig den Weg vertrat und ihn zur entscheidenden Auseinandersetzung zwang. Darin brach alles, worauf der junge Schriftgelehrte sein bisheriges Leben gestellt hatte, rettungslos zusammen. Saulus erhob sich als Paulus; der Jude war Christ, der Rabbiner Apostel, der fanatische Pharisäer Heidenmissionar geworden. Und von dem neuen Leben, welches in diesem Großen und Starken der Größere und Stärkere bewirkt hat, rauscht und flutet es nun so wunderbar in unseren Textworten. Was kann diesem Mann noch geschehen? Wer kann ihn beschuldigen und verdammen? Wer kriegt ihn noch unter sich? Niemand; denn sein Leben entspringt aus Jesus, der für ihn starb und nun für ihn in der ewigen Welt des Vaters steht und wirkt. In Jesus aber umfängt und trägt ihn die ewige Liebe des himmlischen Vaters.

Auch in unsere Welt ist Jesus hereingetreten. Irgendwie. Die Vermittlungen sind zwar nicht gleichgültig. Sie können erhellen oder verdunkeln, fördern oder hemmen. Aber sie sind doch bloß Weg. Alles liegt an dem, der auf den Wegen schreitet, an Jesus, dem Auferstandenen und Ewiclebendigen. Er übt nie Gewalt. Man kann sich ihm entziehen. Man kann ihn für ein Phantom erklären. Man kann ihn für eine historische Größe halten, die mit dem Strom der Zeit dahinfließt. Man kann ihn als ein Problem behandeln, über welches sich streiten läßt. Mit allem dem wird man ihn aber nicht los. Auf einmal steht er doch

wieder in der Welt unserer Seele drin. Man fühlt's aber ganz deutlich, daß er nicht neben andern dastehen will, sondern Ansprüche erhebt. Er beansprucht unser Herz, unser Leben. Er will Auseinandersetzung und Entscheidung ihm gegenüber. Und erst da, wo freie freudige vertrauende Hingabe stattfindet, fangen seine Lebenskräfte zu strömen an und heben unsern innersten Lebensgrund aus dem alten Todeswesen heraus und lassen ein Neues entstehen: Ein versöhntes Herz, einen erlösten Menschen, ein von innen heraus genesenes Leben. Alles Leben stammt von Lebendigem. Und von ihm, an dessen Leben Sünde und Tod zu Schanden geworden sind, stammt unvergängliches, unzerstörbares Leben.

So hat, was vergangen scheint, die Macht des Gegenwärtigen. Es sind keine alten Geschichten bloß, die wir lesen und hören. Es trifft in ihnen ein ewiges Geschehen unser Gewissen und unser Herz. Das Kreuz Jesu stellt sich auch in unsere eigene Welt herein. Was dort geschah, erfährt in seiner Wirkung auch uns. Auch wir haben in Not und Unsechtung und Schuld am Kreuz eine Freistatt. „Der auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ Nicht was wir sind, macht uns Mut. Wenn wir das ansehen, entsinkt uns vielmehr der Mut. Aber daß er auch in unsere Welt hereingekommen ist und auch uns erwählt hat, das hilft uns über unsere eigene Vergangenheit mit ihren Fehlritten, ihren Versäumnissen, ihrer Schwachheit und ihrer Dürftigkeit hinweg. „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Wer will verdammen? Gott ist hie, der gerecht macht. Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.“

Und das ist und bleibt die herrliche Kraft und Freiheit, in welche uns der Glaube an Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen versetzt, daß wir bleibend nicht mehr auf uns selbst gestellt sind und nicht an dem, was wir sind und was wir haben und was wir können und was wir meinen, unsern Frieden, unsern Halt, unser Lebensrecht suchen und finden müssen. Wer sie da sucht und hat, der ist immer wieder allen Schwankungen seines eigenen

Tuns und Lassens ausgeliefert und von aller Unruhe und Ungewißheit des Strebens und Geschehens in der Welt abhängig. Wo soll er einen festen Grund und einen gewissen Weg und ein klares überragendes Ziel finden? Nun sind wir aber auf die Liebe gestellt, welche in Jesus in dieser Welt erschienen ist und welche keine Macht mehr aus dieser Welt herausgebracht hat. Wer auf ihr steht, hat das Leben. Sie ist das Leben.

Paulus schrieb die triumphierenden Worte unseres Textes als ein Mensch, der in sich und an sich die Hemmungen dieser Welt besonders schmerzlich erfuhr. Er spricht von Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Fährlichkeit und Schwert. Es gab in dieser Kriegszeit und gibt jetzt in dieser traurigen „Friedenszeit“ Brüder und Schwestern auf Erden genug, welche dem allem auch ausgesetzt waren oder sind. Auch wir stehen noch nicht am Ende der bösen Zeit. Gott hat uns ja bisher gnädig vor dem Schlimmsten bewahrt. Wir dürfen ihn bitten, er möge es ferner tun. Aber vor allem wollen wir ihn bitten, er möge uns doch, was immer noch kommen mag, in der Gewißheit seiner Liebe in Jesus Christus stark und überwindungsfähig machen. Und überwinden sollen wir jetzt schon, Sorge und Angst durch tapferes Gottvertrauen, Hemmungen, Verlust, Opfer durch die Gewißheit, daß uns nichts zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, und alles Böse durch gläubiges Ergreifen der göttlichen Gnade und tägliche Hingabe an den, der das Leben hat und das Leben gibt. Er ist der Anfänger und das Haupt der neuen Menschheit. Von ihm her wächst eine neue Welt. Amen.

---

## Wahrer Friede.

Waldgottesdienst. (Am 25. Mai 1919.)

Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu! Phil. 4, 7.

Die Wanderung durch den grünen Wald an diesem schönen Sonntagmorgen hat uns alle erquickt. Vielleicht hat einige von uns unterwegs die Frage beschäftigt, ob wohl deshalb die Natur auf uns so versöhnend und wohltuend wirke, weil sie besitze, was wir in der Menschheit jetzt so schmerzlich vermissen, den Frieden?

In der Tat, es waltet hier rings um uns her ein tiefer süßer Friede. Was macht diesen Frieden aus? Die Stille und Ruhe? Sie sind bei Nacht noch größer. Aber wenn wir des Nachts in die Natur hinaustreten und über der stillgewordenen Erde die Sterne am Himmel funkeln sehen, so übernimmt uns vor allem Ehrfurcht vor der feierlichen Erhabenheit der Natur. Gottfried Keller schildert das wundervoll in seinem Gedicht „Unter den Sternen“:

Heilig ist die Sternenzzeit,  
Deffnet alle Grüfte;  
Strahlende Unsterblichkeit  
Wandelt durch die Lüfte.  
Mag die Sonne nun bislang  
Andern Zonen scheinen,  
Hier fühl' ich Zusammenhang  
Mit dem All' und Einen!  
Hohe Luft, im dunkeln Tal,  
Selber ungesehen,  
Durch den majestät'schen Saal  
Atemd mitzugehen!

Aber jetzt ist die Natur erwacht. Alles regt sich, badet sich in Luft und Licht und freut sich des Lebens, als wär's neu geschenkt. Und eben jetzt empfinden wir es tief und stark: Wie eine höhere Weihe liegt der Friede auf der Natur.



Worin besteht dieser Friede? Darin, daß jeder Mißklang fehlt. Darin, daß kein Auseinander und kein Widereinander da ist. Darin, daß eine Einheit alles umfaßt und allem Bezug aufeinander und Bestimmung für einander gibt und daß jedes Ding und Wesen im Zusammenhang des Ganzen seinen Sinn und sein Ziel hat. Eine farbige bewegte lebendige Fülle und Abwechslung umgibt uns; aber sie regt nicht auf, sondern beruhigt; sie zerstreut nicht, sondern sammelt; sie verstimmt nicht, sondern versöhnt und beglückt. In ihrer Harmonie und lebendigen Einheit liegt ihr Friede.

In wem lebt jetzt nicht mit elementarer Macht die Sehnsucht: O daß ein solcher Friede auch die Menschenwelt erfüllte? Auch vom Frieden in der Natur gilt das apostolische Wort: „Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft.“ Oder meint ihr, es waltete in ihr ein Friede, wie er uns heute morgen entgegentritt, wenn wir Menschen mit unserer Vernunft ihn ersinnen und herstellen müßten? Ach selbst aus der Natur flieht ja der Friede oft genug, wenn der Mensch mit seinem Widerstreit entgegengesetzter Interessen erscheint, wenn er überall seine Sonderziele aufstellt und den natürlichen Zusammenhang verwirrt und die Einheit auseinanderreißt.

Aber er bleibt trotz allem ihren Gesetzen unterworfen. Er kann wohl als Störefried in ihren friedvollen Bezirk hereinsbrechen und in ihr Aufruhr und Verwirrung stiften. Doch die Natur schreitet über ihn zur Tagesordnung. Ihre Harmonie versöhnt seinen Einbruch, und in ihrer Einheit verlieren sich die Spuren seiner Selbstsucht. Ihre Einheit aber ist der eine allmächtige Schöpferwille, der ihr Leben schafft und regiert.

Die Natur zeigt uns, wohin wir uns mit unserer Sehnsucht nach Frieden für die Menschenwelt wenden müssen. Die Blicke aller Völker sind immer noch gespannt auf die Friedenskonferenz in Paris gerichtet. Ich glaube aber nicht, daß irgendwoher auch noch treuherziges Vertrauen sich dorthin richtet. Was in Paris endlich mühsam aus Haß und Neid, aus verborgenem, das Licht des Tages scheuendem Ränkespiel und schmähhlichem Schacher mit Ländern und Völkern zum Vorschein kommt, ist nicht bloß kein

Friede, der höher ist als alle Vernunft, sondern ein Friede, der wider alle Vernunft ist. Wer die Ueberwindung des Krieges durch einen wahren bleibenden Frieden, wer die Ablösung der Staatenkonflikte, der nationalistischen Spannungen und der macht- und besitzungsrigen Imperialismen durch einen Bruderbund der Völker von Menschen erwartet hat, von der gesamten Pariserkonferenz oder doch vom amerikanischen Präsidenten, der ist um eine schöne edle Illusion ärmer geworden. Möge er dafür wenigstens um eine heilsame Erkenntnis reicher werden, um die: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich; der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft.

Dann ist aber der erste und beste Beitrag, den wir zur Pazifizierung der Welt leisten können, der, daß wir selber einmal für uns den Frieden Gottes erlangen. Leo Tolstoi zitiert in seinem Lebensbuch „Für alle Tage“ den Ausspruch Herzens: „Wollten die Menschen, statt die Welt zu retten, sich selber retten; statt die Menschheit zu befreien, sich selber befreien, — wieviel würden sie da zur Rettung der Welt und zur Befreiung der Menschheit beitragen!“ Man könnte fortfahren: Und wollten sie, statt um den Weltfrieden sich zu sorgen, sich um den Frieden ihres eigenen Herzens und Lebens bemühen, wie Großes würden sie für die Lösung der Weltfriedensfrage leisten!

Den Frieden des Herzens und des Lebens aber — dazu sei uns nun der Friede in der Natur Gleichnis und Hinweis — werden wir nicht anders erlangen als so, daß wir mit unserer Zerrissenheit und Friedlosigkeit hineinflüchten in einen höheren Zusammenhang, in die alle und alles umfassende und ewigen Zielen dienstbar machende Einheit, in die Harmonie, die zu unseren leidvollen, schmerzvollen, schuldvollen Untertönen die rechten verfühnenden, vergebenden Obertöne hat. Ich weiß aber nur eine Einheit, die das vermag. Ich kenne überhaupt nur eine Einheit in der Welt und in der Geschichte und im eigenen Lebenslose. Ohne sie und außer ihr weiß ich nur von Vielheit und Verschiedenheit und von Widerstreit und Gegensatz. Das ist die Einheit des heilsamen allmächtigen heiligen Gotteswillens.

Und zum Frieden kommt unser Herz nur, wenn es über all sein Versagen und Verschulden hinweg in Reue und völliger Hingabe Frieden mit Gott macht. Der Welt mag das „verkehrt“ vorkommen; Gott nennt es „bekehrt“, ihm zugekehrt und nimmt den, der sich ihm zuwendet, auf in den Frieden der Versöhnung und Gemeinschaft mit ihm. „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“ Von Gott los sein heißt, aus dem Lebenszusammenhang herausgeraten sein, seiner Bestimmung nicht entsprechen, am falschen Orte stehen und in verkehrter Richtung sich bewegen. Der Fisch muß ins Wasser, dann wird ihm wohl; der Adler in die Luft, dann ist er in seinem Element; das Menschenherz in die Gemeinschaft mit Gott, dann hat es Frieden. Wie es Augustinus in dem berühmten Worte sagt: „Du hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig in uns, bis daß es Ruhe findet in dir.“

Den Frieden Gottes aber vermittelt und gibt uns Jesus Christus. In ihm als ihrem Brennpunkt leuchtet die Einheit auf, welche die Welt trägt und regiert: Der heilige, gute Gotteswille. In ihm bricht sie hervor, flutet sie herein in diese Welt. Gläubig sich ihm hingeben heißt, in den ewigen Zusammenhang wieder eingefügt, an die Quelle des Lebens wieder angeschlossen sein. „Er ist unser Friede.“ „So haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum.“ Die Jesum Christum kennen und lieben, „wissen den Weg des Friedens“.

Die Friedlosigkeit der Welt ist jetzt so offenbar geworden, daß man überall von Frieden spricht und nach Frieden verlangt. Aber nun wird auch die Friedensunfähigkeit der Menschen offenbar. Die Friedensverhandlungen scheinen Verhandlungen gewesen zu sein, um den Bund der Sieger über dem Teilen der Beute und der Ausnützung der Besiegten nach außen noch leidlich beisammen zu halten. Es wäre kein größerer Hohn denkbar, als wenn man an die Wand des Konferenzsaales den Spruch hängte: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen!“ Wir werden wohl einem Zustand entgegengehen, den man vielleicht fälschlich „Friede“ heißen wird. Mißtrauisch bleiben die Sieger, und knirschend fügen sich die Unterlegenen. Es fehlen

Vergebung und Versöhnung; wie kann dann Friede sein? So warten ernste schwere Zeiten und große schwierige Aufgaben in der nächsten Zukunft auf uns alle. Wohl denen, die in sie hineingehen mit dem Frieden Gottes in ihren Seelen! Wie sollte andern zum Frieden helfen können, wer selbst den Frieden nicht hat?

Es ist aber not, daß der Friede Gottes unser Herz und unsere Sinne bewahre in Christo Jesu. Unser Herz, daß es im Frieden verharre, daß die Unruhe und der Zwiespalt um uns her nicht mehr in seine tiefste Tiefe hereinzudringen vermögen, daß da allen Anstürmen der Sorge und der Angst, der Anfechtung und des Zweifels das völlige Vertrauen auf den Vater im Himmel entgegentrete. Und unsere Sinne, unsere Gedanken, daß wir aus diesem Vertrauen heraus denken und zu den Dingen und Menschen uns stellen, dem Klagen mit gläubigem Warten, dem Anklagen und Richten mit Erbarmen, dem Vergelten mit Vergeben und allem Bösen mit der Liebe und Geduld des Guten begegnen. Dann wird unser Friede nicht nur bei uns bleiben, sondern auch auf andere übergehen. Und wenn alle, die den Namen Jesu lieb haben, sich den Frieden Gottes also schenken lassen, muß es sich dann nicht doch einmal erfüllen: „Siehe, ich breite aus den Frieden wie einen Strom“? Amen.

---



## Ein Hindernis des Geistes.

(Am 15. Juni 1919.)

Ich sage euch auch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahre vertrauen? Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer wird euch geben, das euer ist? Kein Knecht kann zweien Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen.

Luk. 16, 9—13.

Seit Pfingsten geht mir wieder die Frage nach: „Warum gibt uns denn Gott seinen Geist nicht in frischer, reicher Fülle?“ Pfingsten ist für uns ein wehmütiges Fest. Fast dünkt es mich seltsam, daß wir's immer wieder feiern. Wir gleichen dabei einem arm und gering gewordenen Geschlecht, welches das merkwürdige Bedürfnis hat, alljährlich die Erinnerung an Vorfahren, denen einst Glanz und Reichtum eigen waren, festlich zu feiern. Uns wäre jedoch bitter not, Pfingsten zu erleben, nicht, Pfingsten zu feiern.

Wir empfinden das tiefer und deutlicher als je in unserer gegenwärtigen Lage, wo der unselige Weltkrieg uns Aufgaben hinterläßt, die sich bergehoch rings um uns aufstürmen und vor denen die menschliche Rat- und Hilfslosigkeit von Tag zu Tag allgemeiner und größer wird. Wohl fordern und beraten und streiten die Menschen beständig, daß die geeigneten Maßnahmen getroffen werden sollten. Wohl ist man auch auf allen Gebieten unaufhörlich damit beschäftigt, solche Maßnahmen einzuleiten und durchzuführen. Aber man hat gleichzeitig den Eindruck, daß selbst über das, was man schon ins Werk zu setzen beginnt, noch völlige Unklarheit und Unsicherheit besteht. Wir sind viel zu viel zwischen die Dinge hinein und unter die Dinge hinunter geraten. Wir sollten über sie emporkommen. Alles Neuorganisieren ist solange hoffnungslos,

solange den Menschen nicht eine neue tiefere und sicherere Erkenntnis darüber zuteil wird, wozu die Dinge uns gegeben sind. Mit einem Wort: Wir brauchen Gottes Geist, sonst bringen wir mit all unseren Bemühungen, mit allen Reformationen und Revolutionen im Großen und im Kleinen immer nur das zustande, was die Bibel mit ihrer tapferen Offenherzigkeit „Werke des Fleisches“ nennt und wovon sie uns das wenig erfreuliche Ergebnis in Aussicht stellt: „Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch das Verderben ernten.“ Alle Redlichen sehnen sich aber nach etwas anderem als nach einer neuen Wiederholung des alten Stücks. Wir sehnen uns nach einem besseren Zeitalter, nach einem edleren, nach einem menschlicheren Menschentum. Das jedoch kann nach der Bibel allein die Frucht des Geistes sein. Und mir scheint, es wird uns von Tag zu Tag gewisser, daß die Bibel Recht hat.

Dann aber legt sich uns die Frage bedrückend schwer auf die Seele, welche uns jetzt seit Pfingsten wieder wie ein gespenstischer Schatten nachschleicht: Ja weiß Gott denn das alles nicht unendlich viel besser als wir? Warum gibt er uns denn seinen Geist nicht? Er sieht doch unsere Ohnmacht und Bedürftigkeit. Warum erbarmt er sich unser denn nicht? Er hat es doch zugelassen, daß dieser Weltkrieg unserem Geschlechte Fragen und Aufgaben von einer Menge und einer Schwere hinterläßt, wie sie noch keinem früheren Geschlechte gestellt gewesen sind. Warum gibt er nun nicht unverzüglich die Erleuchtung und die innere Kraft, welche zu ihrer Bewältigung nötig sind? Man spricht ja in Kreisen ernster Christen schon lange davon, daß eine neue Geistesausgießung stattfinden müsse. Warum kommt denn keine?

Darauf ist zunächst einmal, ob es uns zusagt oder nicht zu sagt, zu antworten: Wir haben kein Recht, Gott zur Rechenschaft zu ziehen. Er ist der souveräne Herr der Welt und der Geschichte. Man hat auf Erden weithin mit den Majestäten aufgeräumt. Durch die ganze Menschheit hin regt sich leidenschaftlich das Bestreben, die Dinge auf demokratischer Grundlage neu zu ordnen. Aber damit werden nur die Beziehungen der Menschen zueinander, jedoch nicht die Menschen selbst geändert, und auch diese Beziehungen

bloß äußerlich, nicht wesentlich. Tiefer dringen die Wirkungen nicht. Schon das Reich der Natur läßt sich nicht demokratisieren. Und im Reiche des Geistes beginnt vollends die Welt, wo es mit dem Anordnen und Befehlen bald zu Ende ist. Da waltet Gottes Majestät und Souveränität. An ihr beschneiden und ändern die Menschen nichts. Ihre schöpferische Freiheit spottet aller menschlichen Regeln und Künste. Sie zieht sich zurück; dann haben die Menschen ihre Kanäle ohne Wasser und ihre Drähte ohne Strom. Sie gießt ihr Leben aus; dann sprießt und grünt, leuchtet und wärmt es selbst da, wo die Menschen nichts erwarteten, ja es nicht für möglich hielten.

Darum gehört zum Glauben an Gott vor allem auch die Ehrfurcht vor seiner Majestät und Souveränität, die Ehrfurcht, welche sich nicht herausnimmt, mit Gott zu hadern; welche zum vorneherein weiß, daß Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken und unsere Wege nicht Gottes Wege sind; welche sich bewußt bleibt, daß uns selbst unbegreiflichem Walten und Geschehenlassen gegenüber ziemt, in völligem Vertrauen auf Gott zu verharren. Denn unbegreiflich ist uns das göttliche Walten und Geschehenlassen immer nur aus einem Grunde: Deshalb, weil Gottes Weisheit und Güte sich unermesslich hoch über alles menschliche Weise- und Gütig- und Gutsein erhebt. In unserer Ehrfurchtslosigkeit jedoch gebärden wir uns manchmal so, als ob sie besorgniserregend dahinter zurückbliebe. Es ist ein wahrhaft frommes Wort, welches Lessing einst schrieb: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“

Das haben wir nun auch in der Frage zu bedenken, die uns heute beschäftigt, in der Frage: Wenn wir denn ohne neue Erleuchtung und Kraft nicht zurechtkommen, warum gibt Gott uns dann nicht ohne Zaudern seinen heiligen Geist? Warum läßt er unser Geschlecht nicht gleich jetzt schon ein neues großes herrliches Pfingstfest mit Windesbrausen und Feuerzungen erleben? Wir

kennen wohl unsere Bedürftigkeit, das Lechzen der armen, dürren Flur nach Tau und Regen von oben. Aber wir kennen den Hintergrund der göttlichen Erwägungen und Gründe nicht, die sein Versagen oder Gewähren bestimmen. Wir erfahren aus der Bibel zwar, daß die Zeiten erfüllt sein müssen; aber wir erfahren nicht, worin dieses Erfülltsein besteht. Ich denke mir, das wird uns deshalb nicht gesagt, weil es uns nicht gesagt werden kann, weil unser endlicher Verstand nicht in der Lage ist, die göttlichen Gründe zu überschauen und zu erfassen. Das wird wohl auch der Sinn der Aeußerung sein, die Jesus selber hierüber getan hat: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“

Indessen nennt gerade er uns in unserem Textwort nun doch einen von den Gründen Gottes, und ich meine, einen höchst wichtigen, ja was die Voraussetzungen auf unserer Seite anbelangt, entscheidenden Grund, der das Gewähren oder Versagen der Geistesgabe mitbestimmt. Es ist verwunderlich, daß man nicht gerade in den Kreisen, wo die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Geistesgabe für uns besonders lebendig ist, mit ganz anderer Eindringlichkeit und Beharrlichkeit auf diesen Grund hinweist. Jesus sagt nämlich: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige vertrauen? Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben, das euer ist?“

An diesem Worte ist zuerst einmal zu beachten, mit welcher Bestimmtheit und mit welchem ungeheuren Ernste Jesus hier die innere Stellung seiner Jünger zu den irdischen Dingen, Verhältnissen, Geschäften, Gütern, vor allem zum Gelde festlegt. Er nennt das alles das Geringe, sogar das Geringste und das Fremde. Offenbar ist diese innere Stellung die wesentliche Bedingung dafür, daß den Jüngern die Gabe des Großen und Wahrhaftigen, das, was ihnen als ihr rechtmäßiges Eigentum eigentlich zukommt, ausgehändigt werden kann. Und offenbar ist das Fehlen dieser Stel-



lung, ist die Einnahme einer andern, also einer falschen Stellung ein Haupthindernis für das Kommen des heiligen Geistes.

Wenn die Sache so liegt, dann ist es allerdings nicht zum Verwundern, daß kein neues Pfingsten anbricht, daß Gott uns seinen Geist nicht in überströmender Fülle gibt, daß trotz allen gewaltigen Erschütterungen der Welt Gottes Reich doch noch nirgendswo in Macht und Herrlichkeit erscheint. Denn wo sind die Menschen, für welche die irdischen Dinge, zumal das Geld das Geringe oder gar das Geringste wären? Wo sind die Christen, für welche sie es sind? Es ist ihnen im Gegenteil durchwegs nichts wichtiger und begehrenswerter als das. Und das Fremde! Was kennen sie denn besser als das? Womit befassen sie sich mit mehr Hingabe und Sachkenntnis und Erfahrung und Geduld und Ausdauer als eben damit? Man spricht immer noch hochmütig vom dunklen Mittelalter. Aber im Mittelalter pflegten gewaltige Heimsuchungen auch das Innerste der Menschen tief aufzupflügen. Die Katastrophen lösten Zeiten der Erweckung, der Buße, der religiösen Erneuerung aus. Die Menschen wandten sich vom Aeußerlichen, Vergänglichen und Irdischen ab und dem Innerlichen, Ewigen und Göttlichen zu. Unzählige verließen Reichtum, angesehene Stellung, Geschäft, Familie und Heimat, um ausschließlich dem Heil der Seele und dem Dienste Gottes zu leben. Die inneren Kräfte wachten mächtig auf, und schwache sündige Menschen wurden Heilige und Helden.

Und jetzt? Wir haben im Weltkrieg eine Katastrophe erlebt, wie kaum je eine auf unserer Erde sich abgespielt hat. Und was seither geschah, — die Teuerung, die allgemeine Not, die so viele Opfer fordernden Seuchen, dann die ununterbrochenen sozialen Kämpfe mit den immer wieder eintretenden Unterbrechungen und Lahmlegungen der Arbeit und des Verkehrs, die Unsicherheit aller Lebensverhältnisse — ist fast noch schlimmer. Und was zeigt sich nun als Wirkung hievon? Ach die irdischen Dinge nehmen mehr als je die Seelen der Menschen in Beschlag. Aller Gedanken und Gespräche, Wünsche und Bestrebungen drehen sich sozusagen ausschließlich um sie. Die ganze Welt ist erfüllt vom wilden wüsten

Gezänk um das „Geringste“ und „Fremde“. In Paris schwächern die Staatsmänner der siegreichen Großmächte, nachdem sie sich alle die Jahre hindurch vor den Ohren der ganzen Menschheit unaufhörlich als die Träger der höchsten Humanitätsideale bekannt haben, nun in schändlicher Verleugnung dieser Ideale um Völker und Länder wie um Waren und Vieh. Das „Große“ und „Wahrhaftige“ aber wird von ihnen nur noch gebraucht, um den schmachlichen Handel zu verdecken. Für wessen Augen wohl noch? Und in den unterlegenen Ländern, wo alle Redlichen und Guten zur Rettung ihres armen betrogenen Volkes versöhnt und brüderlich zusammenstehen müßten, tobt vielfach ein wahnsinniger Bruderkrieg, und unter der Last der Sorge um die irdischen Dinge verwildert und stirbt in Hunderttausenden alles tiefere innere Leben. Und bei uns? Man horche auf die Gespräche auf den Gassen, in der Straßenbahn, in den Vereinsitzungen, in den Ratsfälen, in den Volksversammlungen! Die materiellen Interessen und Fragen drängen alle geistigen und sittlichen Ideale in den Hintergrund. Wie ein heißer Samum fährt's jetzt durch die Welt und trocknet die Seelen trostlos aus und legt auf alles den brennenden Flugsand.

Aber die Christen? Ach die sind von der allgemeinen Strömung auch mitgerissen und schwimmen meist mit im Strom der Zeit, ohne ernsthaften Widerstand die einen, mit Unbehagen und schlechtem Gewissen die andern. Und wir, die wir jetzt hier versammelt sind? Wir, die wir von der Notwendigkeit der Geistesgabe überzeugt sind und Gott bitten: „Gib uns deinen Geist; laß dein Reich kommen“? Ach wie soll es jemals besser werden, wenn die nicht besser sind, die doch von etwas Besserem wissen?

Auf uns Christen liegt darum jetzt die größte Verantwortung. Wir dürfen unmöglich fortfahren, die irdischen Dinge so wichtig zu nehmen, wie wir es bisher taten, und ihnen das Maß von Zeit und Interesse, von Seele und Leben hinzugeben, welches wir bis jetzt daran wandten. Wir sind doch innerlich in Jesus von etwas ganz anderem ergriffen worden. In ihm ist uns ein Wesen und Leben aufgegangen, vor welchem die Anziehungskraft und der Glückszauber der irdischen Dinge versagen müssen. Oder ist denn

alles, was wir in dieser Richtung erlebt zu haben meinen, bloß Einbildung gewesen?

Ich kann es nicht glauben. Es ist doch echtes inneres Glück und gibt uns eine reale spürbare Kraft, wenn wir herzlich und kindlich auf Gott unsern Vater vertrauen. Es bringt doch Ver-söhnung und Frieden in unser Herz, wenn wir aus unserer Ver-fehlung und Schuld mit aufrichtiger Reue der göttlichen Gnade uns erschließen, die sich uns in Jesus Christus so freundlich zu-wendet. Es vollzieht sich doch eine Erlösung und Verklärung in unserem armen Leben, wenn wir der Gesinnung uns hingeben, zu der Jesus uns ruft. Es ist doch Freude, Freude, mit der keine andere den Vergleich aushält, wenn Gott uns braucht, um Men-schen zurechtzuhelfen, Menschen zu beglücken, Menschen zu retten. Haben wir nicht alle schon etwas davon erfahren? Wohlan, so laßt uns darin das Wahre und Große erkennen, das, worauf es ankommt, unser Element, in das wir hineingehören und in dem allein wir Freude, Freiheit und Frieden haben werden!

Dazu gehört, daß wir dann aber nicht handkehrum uns doch auch wieder von den irdischen Dingen fangen lassen, sondern daß wir ihrem Zauber widerstehen und in der allgemeinen Trunken-heit nüchtern bleiben. Wir müssen den Mut haben, diese Dinge als das zu werten, was sie sind, als das Geringe und Fremde, als Mittel zum Zweck, nicht als Zweck selbst. Wir müssen damit vor allem auch dem Gelde gegenüber Ernst machen. Wir dürfen nicht nach wie vor ebenso unter dem Banne des Mammons stehen wie alle andern auch. Wir müssen, wo wir mitraten, mitbeschließen, mittaten, die wahren Werte über diese „fremden“ Werte stellen, also den Menschen und seine Seele, seine Freiheit und sein Wohl, das Heil des Ganzen, dessen Glied wir sind, über das Geld und seine Interessen. Wir müssen den zuverlässigen Beweis erbringen, daß in unseren eigenen persönlichen Angelegenheiten die Rücksicht auf Wahrheit, auf Sauberkeit, auf Gerechtigkeit, auf Menschlich-keit für uns entscheidend ist und nicht die Rücksicht auf Gewinn und Besitz. Und wenn jetzt bei der ungeheuren Umgestaltung der äußeren Ordnungen und Verhältnisse der Kampf der Klassen am

heißesten um die Bollwerke des Mammons entbrennt, so darf unsere Angst und Sorge nicht darauf gehen, daß da privilegierte Stellungen fallen möchten, sondern darauf, daß nicht aufs neue, nur jetzt bei denen, die erst haben und besitzen wollen, doch auch wieder die Seelen um der Welt willen oder um eines Stückes Welt willen verloren gehen. Daß aber gerade hinter dem Geld ein dämonischer Zauber steckt, daß vor allem um seinetwillen immer wieder von der großen Menschheitsfamilie weg bis in den kleinsten Geschwisterkreis hinein Neid und Haß, Zank und Gewalttat entstehen und die Völker und die Menschen, die füreinander geschaffen sind, sich in maßloser blinder Eier widereinander heken lassen, das sollte jetzt nach den heillosen Erlebnissen der Kriegs- und der Nachkriegszeit jedem Menschen klar geworden sein, welcher mit seinen Blicken und Gedanken auch nur ein wenig durch die Oberfläche dringt. Dann aber wird es auch zu einer der größten und dringlichsten Aufgaben unserer Zeit, zu suchen und zu versuchen, wie der Zauber und Bann des ungerechten Mammons — Jesus nennt den Mammon überhaupt so — gebrochen und möglichst unschädlich gemacht werden kann; wie der Mammon so verwaltet und gebraucht und seine Macht so gewendet werden kann, daß sie nicht, wie es jetzt ist, die Menschen untereinander zu Neidern und Hassern, Konkurrenten und Feinden macht, welche sich gegenseitig befehden und das Wasser abgraben, sondern, wie Jesus es will, zu Freunden, zu Brüdern, welche einander beistehen und einander aufnehmen.

Ich glaube nicht, daß dies damit erreicht wird, daß wir die irdischen Dinge verachten und wegwerfen, obwohl die Menschen, welche zu irgendeiner Zeit freiwillig die Armut erwählten, um ihre Seele zu retten, ganz gewiß dem Willen Gottes näher kamen, als diejenigen, welche zu allen Zeiten Geld und Gut hatten und behalten wollten, auch wenn es auf Kosten ihrer Seele geschah. Aber Jesus hat das, soviel wir sehen, doch nur in einem bestimmten Einzelfalle verlangt, der freilich kein vereinzelter und unwiederholbarer ist, sondern immer wieder da eintritt, wo Menschen nicht anders als durch völligen Verzicht frei werden können. In unserem Texte jedoch ermahnt Jesus im gleichen Atemzuge, wo



er die irdischen Dinge das Geringste und Fremde nennt, seine Jünger mit allem Nachdruck, in diesem Geringsten und Fremden treu zu sein. Dadurch allein setzen sie sich instand, das Große und Wahrhaftige einst zu empfangen. Freilich handelt es sich ums Treusein im Sinne Jesu, nicht ums Treusein im Sinne der Welt.

Auch die Christen fassen das Treusein meistens im Sinne der Welt auf, daß ich so sage, im geschäftlichen Sinne. In den irdischen Dingen erlitten und erraffen, nach Vorteil und Macht trachten, das nennt die Welt treu sein. Und darin ungeschickt, unvorsichtig, gutmütig, vertrauensfelig zu Werke gehen, einen möglichen Profit sich entschlüpfen lassen, eine günstige Gelegenheit übersehen, eine rationelle Verwertung nicht merken, das hält sie für Haushalteruntreue. Ist das auch Jesu Meinung? O nein! Treu sein im Sinne und nach dem Vorbild Jesu heißt: Dem treu bleiben, was man innerlich von ihm erlebt und empfangen hat; die innere Stellung zu Geld und Gut, zu Macht und Ehre, zu den Genüssen, welche man, von ihm erlöst und erleuchtet, nun gewonnen hat, dann nicht in der Welt und um der Welt willen wieder preisgeben; das bißchen bessere Erkenntnis, das bißchen höheres Wesen, das bißchen Wahrheit und Gerechtigkeit und Liebe und Gottseligkeit, das man erlangt hat, nun im täglichen Getriebe und Betriebe drin behaupten und bewahren; mit den irdischen Dingen so schalten, sie so werten und so brauchen, daß man dabei innerlich beim Vater bleibt und Jesu dient und das erwachte bessere Selbst nicht wieder verleugnet und verhandelt, sondern stärkt und fördert. Treu sein im Sinn Jesu heißt: Nichts anderes die Stelle in unserem Leben einnehmen und die Macht über unsere Seele an sich reißen lassen, die allein Gott gebühren. Treu sein im Sinne Jesu heißt: In jedem Menschen das Gotteskind suchen und nicht durch den eigenen Gebrauch der irdischen Dinge diesem Suchen selber den Weg versperren. Treu sein im Sinne Jesu heißt endlich: Niemals irgendwo mitmachen, wo die Menschen den Dingen geopfert werden, sondern überall sich dazu bekennen und stellen, daß die Dinge um der Menschen willen da sind.

Ein Wort Augustins kam mir dieser Tage vor Augen: „Was

die Seele liebt, dem wird sie gleich.“ Das ist die große Sorge Jesu, wenn er an den blendenden Zauber der Welt, an die unheimliche Macht des Mammons und dann an seine Jünger denkt. Es steckt in diesen Dingen eine dämonische Assimilationskraft. Erst blenden und fesseln sie die Sinne der Menschen; dann entzünden sie in ihnen die ungeduldige ruhelose nimmerfatte Gier; und bald stellt sich das ganze Denken und Wollen, Tun und Lassen auf die Erlangung dieser Dinge ein. So werden die Menschen Knechte, Sklaven, ja Besessene der Welt. Darum warnt Jesus ernst und streng: „Rein Knecht kann zwei Herren dienen: Entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen samt dem Mammon.“ Das müssen wir endlich einmal zu Herzen nehmen. Wir müssen lernen und uns üben und gewöhnen, auch in dieser Sache auf die innere Leitung zu achten, ihr zu folgen und ihr treu zu sein.

Das ist die Voraussetzung des wahren Fortschritts und Wachstums. Wenn wir das tun, so wird auch die Stunde kommen, wo Gott zu größeren Gaben greift. Es ist schon geschehen, daß Gott seinen Geist ausgoß und Menschen und Zeiten mit ungewöhnlichen Gnadengaben beschenkte. Aber es schlug dann oft ins Ungesunde und Schwärmerische aus und trieb üppiges Laubwerk und fast narkotisch duftende Blüten statt gesunde, nahrhafte Früchte. Das geschah deshalb, weil es an der Treue fehlte, weil ungelübte Kräfte der großen Gabe und Aufgabe nicht gewachsen waren und der Geistesbesitz nun hochmütig und eitel machte. Treusein ist eine Grundbedingung im Reiche Gottes. Die Namen der Treuen stehen im Buche des Lebens. Dem Knecht, der über dem Wenigen treu gewesen ist, wird die Türe zur Freude seines Herrn aufgetan. Das Treusein können wir aber nicht gleich im überschwänglichen Geistesbesitz lernen. Wir müssen es vorerst am Geringen und Fremden dieser Welt lernen und üben. Laßt uns Gott um Kraft zur Treue bitten! Amen.

## Heraus aus der Furcht!

(Am 6. Juli 1919.)

Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet.  
1. Joh. 4, 18, 19.

Gottfried Keller, dessen Jahrhundertfeier in diesen Tagen dankbar begangen wird, hat unter seinen Gedichten zwei, von welchen man wünschte, daß sie in der bedeutungsvollen Stunde der Weltgeschichte, die wir jetzt durchlaufen, von allen gekannt sein und innerlich angeeignet werden möchten.

In dem einen gibt der Dichter einer Enttäuschung Ausdruck, die er schon wiederholt erfahren hat und von der er fühlt, daß sie sein innerstes Leben tödlich bedroht. Er bekennet, daß er manchmal irre werde „an der Stunde, an Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit“.

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,  
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?  
Es rollt heran und schleudert, o wie weit!  
Euch rückwärts. — Ihr versinkt im alten Schlunde.

Eben diese selbe Enttäuschung ist es, welche jetzt, wo ein Friede ohne Friedfertigkeit und Versöhnung den entsetzlichen Krieg so trostlos abschließt, überall die Herzen derjenigen mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt, welche auf den Sieg eines bessern Geistes gehofft haben. Gottfried Keller beschreibt, ihm sei zu Mute, als ob unter der Wirkung dieser Enttäuschung wie unter einem bösen Frost sein Innerstes erföre. Ist nicht auch uns jetzt so zu Mute? Und doch mag sich der Dichter dieser Stimmung nicht überlassen, doch will er seine Hoffnung nicht verlieren. Sind auch noch so viele Nächte zu durchwachen, zu durchfrieren,

So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen,  
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,  
Und sieh: Schon bricht es rot aus Wolfensäumen!

Diese allen Enttäuschungen zum Trotz festgehaltene Hoffnung spricht der Dichter dann noch in einem anderen Gedicht mit wahrhaft religiöser Inbrunst aus. Eine schöne Sage, sagt er, wandert wie Veilchenduft und Liebesklage auf Erden um.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden  
Und von der Menschheit letztem Glück,  
Von goldner Zeit, die einst hienieden,  
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten  
Zu einem König, Gott und Hirt:  
Von jenem Tag, wo den Propheten  
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird es, meint der Dichter, nur noch eine Schmach und Sünde geben, „des Eigen-Neides Widerstreben, der es für Traum und Wahnsinn hält“. Denn

Wer jene Hoffnung gab verloren  
Und bösl'ich sie verloren gab,  
Der wäre besser ungeboren:  
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Nicht wahr, das sind schöne und auch fromme Worte, Worte, durch welche der Dichter wie ein Seher uns auf das hinweist, was jetzt für uns vor allem nötig ist, wenn wir den Enttäuschungen und Unsechtungen, die uns aus der gegenwärtigen äußeren und inneren Lage der Welt und der Menschen erwachsen, nicht erliegen wollen. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Die Hoffnung ist für unser inneres Leben, was der Sauerstoff für unser leibliches Leben ist. Aber die Gefahr, die Hoffnung zu verlieren, ist jetzt ungewöhnlich groß. Nehmen wir es nicht an uns und an den Menschen wahr, mit denen wir verkehren, daß die Flamme der Hoffnung immer schwächer, immer müder brennt? Sehen wir nicht sonst starke Geister einem trostlosen Pessimismus verfallen? Besteht nicht der Welt und den Menschen gegenüber der Glaube Unzähliger in ernstesten christlichen Kreisen bloß noch darin, daß sie glauben, das Ende sei nahe, die Welt sei reif zum Untergang und die Menschheit reif für das letzte Gericht? Und wo man sich eines stolzen Glaubens an die Zukunft rühmt und im Namen dieses Glaubens



sich leidenschaftlich daran macht, die Zukunft herbeizuzwingen, zeigt da nicht vielfach dieser Glaube ein so verzerrtes, so von Haß und Rachsucht entstelltes Antlitz, daß vor seinem Anblick wie vor dem Medusenhaupt in der griechischen Sage alles Leben erstickt? Wahrscheinlich, wir haben den Zuspruch des Dichters nötig; wir wollen ihn beherzigen und es uns selbst und unseren Freunden in diesen Tagen wieder und wieder sagen: Nein, nein, die Hoffnung dürfen wir nicht verlieren.

Aber wie bringen wir das fertig? Wie wird unsere Hoffnung unerschütterlich und unüberwindlich? Mir scheint, unsere Textworte geben dem Gedanken des Dichters erst ihre tiefere Begründung, zeigen uns, wo die Ursache der Hoffnungslosigkeit liegt und was allein ihr abzuhelpfen vermag.

Vor allem ist mir ein Wort unseres Textes in diesen schweren trüben Tagen wie eine Offenbarung aufgegangen, so daß mir war, als sähe ich nun auf einmal alles im hellen klaren Tageslichte, das Wort: Furcht! Ja das ist's, was uns alle beherrscht. Die Furcht ist der Dämon, von welchem jetzt die Menschen überall besessen sind. Er war schon längst vor dem Kriege die Seele der Weltpolitik. Er hat zwischen den Großmächten den userlosen Rüstungswetteifer entfacht. Er hat in kritischen Augenblicken, wo alles schon auf dem Spiele stand und höchste Besonnenheit Pflicht war, Unbesonnene mit Schwert und Sporen klirren lassen. Er erzeugte das verhängnisvolle Mißtrauen, das unfähig machte, die Herzen unterworfenener Bevölkerungen zu versöhnen und zu gewinnen. Seine schadenfrohe Eingebung war die Einkreisungspolitik. Er blickte mit durch die Augen der einen, wenn sie den blühenden Handel und den wirtschaftlichen Aufstieg der andern beobachteten. Seine Sendlinge waren die Mörder von Serajewo. Und dann der Krieg! Heißt nicht der Abgrund, welchem all das Gräßliche und Unmenschliche dieser vierundeinviertel Jahre entstiegen ist, Furcht? Furcht vor den Feinden einerseits und der Wunsch, auch in den Feinden Furcht zu erzeugen und die schon vorhandene noch zu steigern, andrerseits rissen die Kriegsführenden unaufhaltsam zu immer schonungsloseren Methoden und Maßnahmen hin, bis zuletzt alle und alles in wahn-

sinnigem Haß dem Vernichtungswerke dienstbar gemacht waren. Und nun dieser Friede! Auch er ist von der Furcht diktiert. Und wenn's nach ihm gehen soll, so werden jetzt ganze große Völker, werden Millionen und Millionen Menschen, die sich sehnten, endlich aus ihren Nöten und Ängsten befreit zu werden, erst recht und für Jahrzehnte einem quälenden und zermürbenden Leben der Furcht ausgeliefert.

Ach es ist innerhalb der einzelnen Völker nicht besser. Furcht ist es, die die Beziehungen zwischen den Klassen und Ständen regelt oder vielmehr aus allen Regeln bringt. Furcht ist's, mit der man insgeheim dem Konkurrenten, dem politischen Gegner, dem Angehörigen der andern Klasse gegenübersteht. Und Furcht ist's, durch deren Erweckung man den andern in Schach zu halten sucht. Unheimlicher, allgegenwärtiger und ansteckender als irgendein Infektionsstoff dringt die Furcht durch alle Rizen und Poren und infiziert jedermann. Einer mißtraut dem andern. Der Mensch fürchtet den Menschen. Man blicke doch hinein in unsere politischen Vereine und Komitees, in die Berufsorganisationen, in die Geschäfte, Werkstätten und Fabriksäle, ja in die Familien! Ist es nicht zum Erschrecken, in welchem Maße überall die Furcht den Mut der Menschen lähmt und die Gemeinschaft der Menschen vergiftet? Die Lage scheint hoffnungslos. Und sie ist es auch, wenn man nur auf die Menschen blicken kann. Man mag tun, was man will, es nützt nichts mehr. Man bringt den Dämon nicht hinaus. Er sitzt allen menschlichen Beschwörungen unzugänglich in den Seelen der Menschen fest. Und gibt es nicht Bösewichte, gibt es nicht Verblendete, welche mit ihm einen unheimlichen Bund geschlossen und ihm ihre Seele und ihr Leben verschrieben haben, damit er ihnen Einfluß und Macht, Güter und Genüsse der Erde verschaffe? Wie ist da zu helfen?

Unser Text weiß es: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus.“ Es gibt nur eine Gegenmacht, welche der Furcht gewachsen ist: Die Liebe. Wenn wir jetzt mit Schmerz und Schrecken sehen, wie die Furcht überall in der Welt und in den Herzen ihre Verheerungen anrichtet und den

Menschen das Leben unsäglich friedlos und freudlos macht, so können wir vernünftigerweise nichts anderes tun als dies: Nun erst recht die Lösung der Liebe erheben und uns selbst unter diese Lösung stellen. „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibet die Furcht aus.“ Sonst nichts. Alles andere vermehrt und verstockt die Furcht nur noch. Alles, was jetzt Gutes und Entgegenkommendes geschieht, weil es von der Furcht abgetrozt wird, verfehlt seinen Zweck, versöhnt und gewinnt nicht, bleibt ungesegnet für die, die es tun, und für die, für die es getan wird. Wir können das wenn je so jetzt erfahren, wo auf allen Gebieten ungeheure, früher von den einen heiß ersehnte und erkämpfte und von den andern für schlechthin unmöglich erklärte Fortschritte sich innert weniger Monate vollzogen haben und vollziehen: Sie befriedigen nicht, sie schaffen die Furcht und das Mißtrauen nicht weg. Warum nicht? Weil sie aus der Furcht und nicht aus der Liebe stammen. Begehren wir wirklich Rettung aus dem unbeschreiblichen Jammer- und Verwirrungszustande, in dem die Welt jetzt liegt, und aus der unsäglich quälenden und lähmenden Verfassung, in der unsere Seelen sich befinden, so gibt's nur einen Weg: Den, auf welchen das Evangelium uns von jeher eingeladen hat; den, auf welchen Jesus uns ruft mit seinem „Folge mir nach“; den, welchen er uns vor Augen stellt, wenn er sagt: „Ich bin der Weg.“ Dieser Weg ist die Liebe.

Wir meinen damit aber nichts anderes, als wenn wir sagen: „Wir müssen Gott finden und haben.“ So meint's auch unser Text. Unmittelbar vorher steht das Wort: „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Es ist beachtenswert, daß der Apostel in unserem Texte mit Absicht den Ausdruck „die Liebe“ ohne jede nähere Bestimmung läßt. Wenn man seine Worte zum erstenmal liest, möchte man fragen: „Was meint er damit? Die Liebe Gottes zu uns? Oder unsere Liebe zu Gott? Oder unsere Liebe untereinander?“ Es ist aber das alles zugleich gemeint, weil das alles im Grunde sich gegenseitig bedingt und trägt und weil, wenn es echt und lebendig ist, keines ohne das andere da ist. Die Wurzel freilich, woraus alles wächst,

oder richtiger die ewige Quelle, woraus alles in frischer Lebendigkeit und Fülle immer neu hervorströmt, ist die Liebe Gottes zu uns. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“, heißt es in unserem Text. Und das Leitmotiv, welches durch den ganzen Johannesbrief und auch durch das ganze Johannesevangelium geht, ist dieses: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.“ Das aber ist nichts anderes als der Kern und Stern des Evangeliums selber.

Enttäuscht das? Ist das wider den Geschmack und Geist der Menschen unserer Tage? Sie wollen freilich anderes; sie wollen etwas Neues. O sie bekommen es auch; sie bekommen davon mehr als genug, so viel, daß sie darin versinken und ersticken. Aber alles, was jetzt zur Verbesserung der Welt und Menschheit vorgeschlagen und versucht wird, mit fieberhafter Tätigkeit insbesondere der Sprech- und Schreibwerkzeuge, in allen möglichen und unmöglichen Experimenten und Gewaltkuren, mit Reformen und Revolutionen, befestigt uns von Tag zu Tag nur noch mehr in der Ueberzeugung: Das Mittel der Rettung, der Hilfe, des Heils ist den Menschen längst gegeben; wenn sie das nicht ergreifen, so finden sie kein anderes. Dieses Mittel ist die Gottesoffenbarung und Gottesstat in Jesus Christus, in seinem ganzen Wesen und Werk, in allem, was er uns sagt und an uns tut und für uns tut, in seinem Leben und in seinem Sterben, in seinem Wort und in seinem Geist, durch die er unter uns wirksam ist und lebt.

Das ist die Stelle der menschlichen Geschichte, wo für die Völker und für die Einzelnen die Entscheidung stattfindet. Wem da der Sinn der Welt und des Lebens nicht aufgeht, wen da dieser Sinn nicht als die souveräne heilige und doch zugleich als die unaussprechlich gütige barmherzige Macht, als die Liebe Gottes erfafßt und überwindet, der mag laufen, wohin er will, und suchen und fragen durch alle fünf Erdteile hin und alle Jahrtausende hin auf und herab, er wird des Sinnes der Welt und seines eigenen Lebens niemals gewiß und froh werden. Wer aber an dieser Stelle in seinem Innersten erfafßt wird, der weiß es — nicht als eine



Lehre, die ihm jemand gesagt hat, nicht als einen Begriff, den er sich in heißem Bemühen endlich zurechtgemacht hat, sondern — als eine lebendige übermächtige Wirklichkeit, auf die er gestoßen ist und die ihn in sich hinein geschlungen hat, daß die Liebe der Sinn aller Dinge und Wesen und Geschehnisse ist, die Liebe Gottes, deren gnadenreicher Abglanz Jesus Christus ist.

Indem aber ein Mensch das erlebt, erlebt er sich selbst und erlebt er die andern Menschen und erlebt er die ganze Welt als von dieser Liebe ins Dasein gerufen und von ihr regiert und als auch zur Liebe geschaffen und berufen und an tausend und abertausend Stellen auch schon zur Liebe erlöst und erneuert. Und wo das geschieht, wo so die Liebe als das Wesen und der Wille der Wirklichkeit, als die eigene Bestimmung, als die eigene Rettung und Seligkeit und als der Weg und das Ziel der Welt und der Menschen erlebt wird, wo bleibt da noch die Furcht? „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus.“

So sollte es sein; so will es sein; so könnte es sein. Aber ist es so? Ach selbst bei denen, die uns auf dem Wege der Nachfolge Jesu schon am weitesten vorangeschritten sind, ist es noch nicht so. Wohl spüren wir ihnen, je völliger sie in der Atmosphäre der Liebe leben, um so mehr auch ab, wie eine wunderbare rettende, erlösende, versöhnende, belebende, beseligende Macht von ihnen ausgeht und es so selbst schwachen und sündigen Menschen gelingen darf, um sich einen Kreis neuen, aus Gott geborenen Lebens zu schaffen, fast ein Stück vollkommene Welt. Aber wie wenige sind's, die sich schon so völlig in die Liebe hingegeben haben! Und wie fern ist doch die große Zahl der Männer und Frauen, welche sich nach Jesus nennen, noch davon! „Wer sich fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.“ Da liegt unsere große Schuld und darum unsere eigentliche Not. Da muß die Wendung eintreten. Wie?

Ich weiß keinen andern Weg als den, daß wir die Liebe Gottes in Jesus Christus einmal wirklich gläubig ergreifen. Sie steht im Strome der menschlichen Geschichte drin als der gewaltige Felsen, woran sich die Wasserläufe scheiden. So muß sie auch im Strome unseres eigenen Lebens drin stehen. Und wir müssen aus dieser

Zentraltatsache der Welt und unseres Lebens dann tapfer die Konsequenzen ziehen, jenen grandiosen Schluß, den Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes gezogen hat: „Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ Das ist nicht bloß ein Denkschluß, das muß ein Lebensschluß werden. Wir müssen uns mit beiden Füßen auf die Tatsache Jesus Christus stellen und dann von ihr aus alles, wirklich alles, nicht bloß die paar erwünschten Süßigkeiten unseres Lebens, sondern unser ganzes Schicksal und die ganze Welt um uns her betrachten und nehmen und genießen oder erleiden als das Geben und das Nehmen, als die Schickung und die Zulassung, als die Gnade und die Prüfung, als die Führung und die Erziehung der göttlichen Liebe. Das heißt völlig in der Liebe sein, und nicht wie es bei uns jetzt ist, immer nur stückweise, immer nur streckenweise, immer nur momentweise, immer nur erlebnisweise, aber nie ganz, nie für immer, nie in allem. Denn dieses ist im Grunde Mißtrauen und Unglaube gegen unseren Gott, und jenes allein heißt an ihn, an den Vater, an die Liebe Gottes glauben, die, wenn sie überhaupt ist, dann immer und überall sein und wirken muß.

So aber können wir nicht in der Liebe sein, ohne daß dann auch unser Wesen selber innerlich von ihr ergriffen und verwandelt wird. Wir müssen selber auch in der Liebe verharren, in der Liebe wachsen, in der Liebe völlig werden. Was heißt das? Nach der Auslegung Jesu heißt in der Liebe sein und in ihr bleiben zuerst einmal: Unter allen Umständen und allem gegenüber im Guten bleiben; niemals Bösem selber Böses gegenübersetzen; den unseligen Wahn endlich einmal fahren lassen, als ob an irgendeiner Stelle der Welt etwas Böses durch ein anderes Böse überwunden und beseitigt werden könnte und als ob irgendwo ein böser Mensch gut gemacht werden könnte dadurch, daß man mit ihm böse ist. Es heißt weiter: Bei allen Dingen und Erlebnissen Gott suchen, auf das Göttliche, das doch irgendwo in ihnen, bei ihnen, hinter ihnen sein muß, gläubig warten. Und es heißt endlich: An die Seele der Menschen glauben, aller Menschen, und die Seele, die sie doch

offenbar irgendwo haben müssen, vielleicht unter vielem und häßlichem Schutt, suchen, bis der arme Gefangene irgendeinen Ton, irgendeinen Seufzer vernehmen läßt; sobald wir bei einem Menschen dann nur diesen Ton wieder vernommen haben, geht alles Weitere leichter; dann kann man wieder hoffen, wieder glauben, dann wird die Liebe völliger.

Das ist ganz gewiß nicht leicht. Die alte Berlenburgerbibel bemerkt darum mit Recht zu unserer Stelle: „Es ist nicht gleich was Liebkosendes dabei“, und ebenso weist sie darauf hin, daß hienieden auch immer noch etwas wie Furcht in uns stecke: „Wenn die knechtische Furcht ausgestoßen ist, wird die kindliche Furcht eingeführt, eine Furcht, die nunmehr mit Liebe temperiert ist.“ Die Hauptsache ist auf alle Fälle, daß der Bann der Furcht über die Seele gebrochen wird, daß etwas in uns ihr entgegenwirkt und die Wage hält. Und übrigens, haben wir's denn nicht schon tatsächlich erfahren dürfen, daß die Liebe die Furcht austreibt? Wir standen doch auch schon in schmerzlichen und rätselvollen Erlebnissen drin, wo kalte Furcht uns an die Seele griff. Aber wenn wir uns dann auf den Felsen Christus stellten und die Position: „Dennoch bleibe ich stets an dir“ bezogen, geschah's dann nicht, daß wirklich die Liebe die Furcht austrieb? Und so erfuhren wir es auch den Menschen gegenüber schon. Wir fürchteten uns vor ihnen und vor unserer Aufgabe an ihnen, vor unserem Gang zu ihnen, vielleicht schon vor unserem Wort an sie. Aber wir nahmen uns zusammen und wollten das Schwere in der Liebe tun, und siehe, die Liebe vertrieb aus uns und aus ihnen alle Furcht! Gibt es Christen, welche das noch nie erlebt haben? Was haben sie dann wohl für eine Art von Christentum? Nicht wahr, wir haben es schon erlebt und tragen deshalb in uns die Gewißheit, daß wir es viel öfter schon hätten erleben können, wenn — wir gewollt hätten, wenn wir in der Liebe völliger gewesen wären?

Unser Fehler ist immer der, daß wir bei solchen Erlebnissen nicht fröhlich, beharrlich, getrost den sich vor uns öffnenden Weg betreten und beschreiten. Warum wohl? Meinen wir, wir ver-  
lören, wenn wir uns völliger in die Liebe hineinbegäben, ein Stück

unserer Freiheit oder unseres Glücks? Es ist doch genau das Gegenteil der Fall: Wir fänden dann erst unsere wahre Freiheit und unsere beste Freude und unseren Frieden. „Die Furcht hat Pein“, sagt unser Text, sie trägt ihre Strafe in sich selbst. Wer sich fürchtet, ist ein armer geschlagener und gerichteter Mensch. „Die Liebe aber treibet die Furcht aus.“ Dasselbe spricht der Apostel Paulus aus in seinem berühmten Worte: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater.“ Dieser kindliche Geist ist der Geist der Liebe, der die Furcht austreibt. Er allein kann unsere arme Menschheit erlösen und retten. Ihm laßt uns unsere Herzen völliger, vor allem gläubiger aufschließen, als wir es bisher getan haben! Von der Liebe laßt uns nicht nur reden und rühmen, wobei man es in der Christenheit weithin so oft bewenden läßt! Aus der Liebe heraus wollen wir vielmehr denken und empfinden und entscheiden und handeln lernen. Wir wollen in der Liebe leben, und sie wird uns Augen und Verstand geben, Weg und Mittel zeigen, damit wir wirklich aus unserer Misere herauskommen und die Liebe an uns schadhafte Menschen und all unserem elenden Stückwerk tun kann, was Gottfried Keller in seinem Gedichte „Gruß der Sonne“ die Sonne tun läßt:

Bringt — ich bin die Sonne —  
 An das Kerkerthor,  
 Was ihr habt gesponnen  
 Winterlang, hervor!  
 Alle finstern Hütten  
 Sollen Mann und Maus  
 Auf die Aue schütten,  
 An mein Licht heraus!  
 Mit all euren Schätzen  
 Lagert euch herum,  
 Wendet eure Fesseln  
 Vor mir um und um!  
 Daß durch jeden Schaden  
 Leuchten ich und dann  
 Mit dem goldnen Faden  
 Ihn verweben kann!

Amen.



## Dem Feuer wehren.

Feldgottesdienst. (Am 13. Juli 1919.)

Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!  
Röm. 12, 21.

Der gegenwärtige Zustand der Welt und der Menschheit ruft mir immer wieder ein Bild wach, welches mir als unverwischbarer Eindruck von der Lektüre der ersten Indianergeschichten in den Knabenjahren im Gedächtnis haften blieb: Das Bild eines Prärienbrandes. Mit klopfendem Herzen las einst der Knabe die Schilderung, wie ein Feuer, absichtlich oder aus Versehen in der Steppe entfacht, nicht mehr zu löschen war und nun einer breiten Flammenfront gleich in rasender Eile über die Prärie daherkam, alles in wahnsinniger Flucht vor sich her treibend, was an lebenden Wesen sich dort aufhielt, Tiere und Menschen. Aber die Indianer, welche in der Steppe lagerten, wußten der Gefahr zu begegnen. Sie rissen rings um ihren Lagerplatz Gras und Strauchwerk aus und legten so einen breiten Gürtel kahlen Bodens um sich her. An seinem äußeren Rande kam das Flammenheer dann zum Stillstand, denn hier fand es keine Nahrung mehr; so sank das Feuer verlöschend in sich selbst zusammen. — Dieses Bild ist mir ein Gleichnis unserer gegenwärtigen Lage und in ihm finde ich auch den Hinweis auf das, was uns allein zu retten vermag.

Daß man den gegenwärtigen Zustand der Welt und der Menschheit mit einer brennenden Prärie vergleichen kann, wird niemand in Abrede stellen. Wir erinnern uns alle noch lebhaft, wie es im August 1914 ging. Raum war in der ersten Kriegserklärung das schon lange mottende Feuer ans Licht hervorgebrochen, so griff es auch mit Windeseile um sich, und in wenigen Tagen stand schon die ganze Welt in Flammen. Künftigen Geschichtsschreibern muß es als wahres Wunder erscheinen, daß genau in der Mitte zwischen den im hellen Brande stehenden Riesengebäuden der Großmächte unser kleines Schweizerhäuschen unver-

sehrst blieb. Wenn jetzt nicht ein Gefühl innigster Dankbarkeit für diese Bewahrung die Herzen aller Volksgenossen bei uns erfüllt, so hat das seinen Grund darin, daß wir zwar wohl von der Kriegsfurie selbst verschont blieben, daß aber das böse Feuer des Hasses und der Lüge, des Geizes und der Gier, des Uebermutes und der Unzufriedenheit, des Stolzes und der Verachtung durch keine Grenzbefestigung von uns abgehalten werden konnte, sondern auch zu uns herüberschlug und allenthalben die Seelen erfaßte und zu schlimmen Leidenschaften entzündete.

Wir sehen denn auch dieses Feuer jetzt, wo der „Friede“ den Krieg zwar beendet hat, dennoch überall weiter brennen. Wir atmen in einer schwülen Föhnluft; jeder Windstoß entfacht neue Brände. Es fehlt auch nicht an Verblendeten und Unbesonnenen, welche noch frevelhaft mit dem Feuer spielen. Was ist da zu tun? Muß es wirklich in der ganzen Welt so gehen, wie es in den kriegsführenden Ländern gegangen ist, wo man jetzt in zu später Reue den ungeheuren Schaden bezieht, die unermesslichen Opfer zählt und kaum mehr die Kräfte, den Mut und die innere Einigkeit aufzubringen vermag, um über den Trümmern ein besseres Neues aufzubauen? Sollte nicht jeder, der vernünftig, der menschlich denkt, wünschen, es möchte rechtzeitig der gefährliche Brand gelöscht werden?

Ist das aber möglich? Und wie? Wir haben uns jetzt hier nicht versammelt, um uns miteinander darüber zu unterhalten, was andere, was z. B. die Behörden und Regierungen, alles tun sollten und könnten. Ohne Zweifel sehr vieles. Ich möchte mir indessen doch die Frage erlauben, ob wohl an einem brennenden Gebäude erspriessliche Reparaturen oder gar umfassende Umbauten vorgenommen werden können? Es scheint mir, das erste und gemeinsame Interesse sämtlicher Insassen müßte darin bestehen, daß vor allem der Brand unverzüglich gelöscht werde, daß man alsdann die Ursachen desselben feststelle und der Wiederholung vorbeuge und hernach sicher, besonnen und gründlich die Schäden repariere und den erwünschten Aus- und Umbau vornehme. Im übrigen bekenne ich es frei und offen, daß ich, so notwendig und pflichtmäßig mir auch die politische und soziale Arbeit erscheint, doch eine wirk-

liche Ueberwindung des Bösen in der Welt nur an einer Stelle erwarte: In den Herzen der einzelnen Menschen. An dieser Stelle vollziehen sich die entscheidenden Niederlagen der Menschheit; an dieser Stelle müssen ihre entscheidenden Siege erfochten werden. Alle Reformen und alle Umwälzungen bringen uns nicht wirklich vorwärts, solange immer wieder das böse Feuer des Hasses, des Neides, der Eifersucht, der Rachsucht, der Vergeltungswut, der Gier nach Macht und Reichtum, der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei die einzelnen Menschen ergreift und durch sie das Erreichte stets aufs neue wieder mißbraucht und schändet.

Ihr tragt das Wehrkleid; wir alle meinen wehrhaft und wehrfähig zu sein. Wohlan, so laßt es uns beweisen und bewähren indem wir endlich mutig und entschlossen dem allgemeinen Brande uns entgegenwerfen! Wer von uns trüge nicht in allen guten Stunden die Sehnsucht nach etwas Besserem als dem, was jetzt um uns her ist, in seiner Seele? Wer wünschte nicht, daß die Menschheit endlich aus ihrer Misere sich herausfinde und zu einem menschenwürdigen Zustande sich erhebe? Der „Friede“ hat uns nun wenigstens das Ende des Blutvergießens gebracht. Das ist das Einzige, wofür wir ihm trotz aller Enttäuschung doch aufrichtig danken. Aber das Ende des Hasses und der Feindschaft hat er nicht gebracht. Wir schämen uns für die Menschheit, daß man fünf Jahre lang unablässig und laut die hohen heiligen Worte „wahrer Friede, Gerechtigkeit, Freiheit, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Bruderbund aller Nationen“ im Munde führte und daß man jetzt in der großen Entscheidungsstunde Taten vollbrachte oder geschehen ließ, welche diesen Worten schmähsch ins Gesicht schlugen. Brennt da nicht in den Herzen aller Redlichen die Frage: Muß es immer so bleiben? Werden diese Dinge immer nur Worte sein, nie Wahrheit, nie Wirklichkeit werden? Sind sie schön zum Schmuck der Reden, geeignet als lockende Vorpiegelungen, aber unbrauchbar für die Verwirklichung, keine Sache, die man ernst nehmen darf und für die man sich einsetzen soll?

Laßt uns an das Bild vom Prärienbrande denken! Laßt uns, mögen die andern diese Frage beantworten, wie sie wollen,

jedesfalls an unserm Teil und Ort unser Mögliches tun, damit das böse Feuer bei uns keine Nahrung finde und an unseren Grenzen verlösche! Damit handeln und verhalten wir uns, wie es Menschen ziemt, die sich nach Christus nennen. Der Apostel Paulus fordert eben dies in seinem schönen kurzen Worte: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“ Nicht anders gemeint sind die berühmten, so oft ver-lachten Jesuworte in der Bergpredigt: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nötiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen!“

Diese Worte Jesu scheinen auf den ersten Blick nicht nur Un-mögliches, sondern Unvernünftiges zu verlangen. Je mehr man sich jedoch in die Absicht vertieft, die Jesus hat, desto einleuchtender geht einem die Wahrheit und sieghafte Kraft dieser Forderung auf und desto mehr muß man gestehen: Wenn es überhaupt ein sicheres Mittel zur Ueberwindung des Bösen gibt, so muß es dieses sein. Mit dem Vergelten des Bösen mit Bösem hat man es die fünf letzten Jahre hindurch wieder einmal zur Genüge versucht. Wir erfahren nun, wohin wir es damit bringen: Bis hart an den Rand des allgemeinen Untergangs. Wenn wir Böses mit Bösem vergelten, so begeben wir uns selber auf das Niveau dessen hinab, was wir bekämpfen und beseitigen möchten. Die Methode „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ ist die Methode der allgemeinen In-fektion; so bringt man's fertig, daß schließlich alle und alles an-gesteckt sind. In diesem Kriege haben wir das in einem Maß und Umfang erlebt, wie es noch nie erhört war. Im täglichen Leben zeigen uns hundert und tausend Beispiele dasselbe. Ich möchte euch bitten, einmal über den Erfolg unseres ganzen Gerichts-



und Strafwesens nachzudenken; ihr werdet erstaunen, in was für einem kläglichen Mißverhältnis der ungeheure Aufwand von Mitteln und Kosten aller Kulturvölker in dieser Sache zu dem Erfolge steht, der dabei wirklich herauskommt.

So wird mir immer gewisser und klarer, daß der einzig erfolgreiche und vernünftige Weg zur Ueberwindung des Bösen in der Welt der ist, sich selber unter keinen Umständen vom Bösen überwinden zu lassen, also niemals Böses mit Bösem zu vergelten, vielmehr, wenn's nicht anders geht, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun. Und sodann, wenn und wie immer möglich dem Bösen und den Bösen Gutes gegenüberzustellen.

Das erste ist nichts anderes als die Uebertragung einer Methode, welche wir im Leiblichen schon lange und mit wachsendem Erfolge anwenden, auf das geistige und sittliche Gebiet. Um ansteckenden Krankheiten widerstehen zu können, lassen wir uns von den Ärzten immun machen. Es ist erstaunlich, in welchem Umfang und mit welchen großartigen Erfolgen diese Methode im Weltkriege angewandt worden ist. Daß die Bekämpfung der Seuchen in der Weise gelang, wie es der Fall war, wird zu den größten Ruhmestiteln der Medizin unserer Tage gezählt werden. Nun, so müssen wir uns auch gegen die Ansteckung des Bösen immunisieren lassen. Die Immunität auf diesem Gebiet besteht in einer inneren Ueberlegenheit, in der sicheren Kraft, unter allen Umständen, auch bösen Erlebnissen und bösen Menschen gegenüber, unentwegt und treu im Guten zu verharren. Also in einer Atmosphäre des Hasses nicht mitzuhassen; wo alles lügt und heuchelt, wahrhaftig zu bleiben; wo andere in Bier und Geilheit brennen, sich sauber zu halten; wo man mit Unmäßigkeit wie mit einem Heldentum prahlt, nüchtern und solid zu sein; wo das Geld der angebetete Göze ist, Gott allein zu dienen; wo Gunst und Ungunst der Menschen das Handeln bestimmen, in der Pflichterfüllung seines Lebens Würde und Wert zu suchen; wo man um der Welt, ach um eines Stückes Welt, um was für eines Stückes Welt willen die Seele verliert, seine Seele frei und rein zu bewahren; wo andere einem trostlosen Pessimismus verfallen oder an dem Sinn der Welt und

des Lebens verzweifeln oder in bitterem Spott sich gegen das Leben verhärten, Glauben und Hoffnung nicht zu verlieren.

Ist das menschenmöglich? O ja, es sind, seit Jesus auf Erden wandelte, immer wieder durch alle Jahrhunderte herab Männer und Frauen ihm nachgefolgt, welche auf diese Weise dem Bösen gegenüber ihre innere Freiheit und Reinheit und Güte behielten und so den Adel ihrer Seele bewahrten. Sie vermochten das, weil in ihrer Seele ein Stärkeres, ein Ueberlegenes, ein Unanfechtbares Fuß gefaßt hatte: Jesus Christus. In ihm berührt uns ein Leben von absoluter Immunität. Es atmete in derselben Luft wie wir. Es wohnte in gleichem Fleisch und Blut wie wir. Aber es blieb gesund und rein, gut und heilig. Seine Unbeflecktheit reizte und steigerte das Böse zur äußersten Wut. Es streckte tausend unreine Hände nach ihm aus, um es zu besudeln. Es stieß alle giftigen Häuche des Hasses, der Lüge und der Bosheit gegen dieses Leben. Vergeblich. Jesus blieb rein und stark. Von seinem Leben müssen wir haben. Seine gesunde Kraft muß uns eingepflanzt werden. Wie geht das zu? Wir müssen unsere Seele ihm gläubig öffnen, seinem Worte, seinem Geiste. Wir müssen seinen treuen Liebeswillen mit festem Vertrauen ergreifen als auch auf uns gerichtet und dann in diesem Vertrauen beharren. Wer das tut, der ist in eine Verbindung hineingetreten, welche höherer Ordnung ist, der ist in einen andern Zusammenhang verflochten, woher ihm göttliche Lebenskräfte zufließen, so daß von ihm in irgendeinem Maße gilt: „Christus lebt in mir“ und „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“.

Und dann wird auch das Weitere möglich: „Ueberwinde das Böse mit Gutem; liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen!“ Wenn es überhaupt einen Sieg über das Böse gibt, so muß er nun da erfochten sein, wo dem Bösen seine Nahrung ausgegangen ist und gleichzeitig frisch und kräftig auf dem ihm entzogenen Boden das Gute seine schönen Früchte trägt. Nun erscheinen in der brennenden Prärie doch unversehrte Stellen, wo Menschen leben und lagern, die dem Feuer widerstehen. Das gibt Hoffnung auch für die Welt und für die Menschheit. Amen.

## Wie kommt das Reich Gottes?

(Am 27. Juli 1919.)

Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich; und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Matth. 5, 1—10.

Wie immer man es auch nennen mag, eine böhere oder eine bessere Zeit, einen radikalen Umsturz oder einen erlösenden Aufbau, das Endgericht oder den Anfang neuer Entwicklungen, die Herrschaft des Antichristes oder den Anbruch des Gottesreiches, auf alle Fälle erwarten die Menschen etwas Großes und Entscheidendes von der allernächsten Zukunft. Mit einer Erregung und Spannung, die viele geradezu erschöpft, stehen sie vor dem verschlossenen Tore und harren, in banger Furcht die einen, mit ausschweifenden Hoffnungen die andern, des Augenblicks, wo es sich öffnen und wo aus der unsichtbaren Welt der Möglichkeiten das Erwartete auf der Schwelle der Wirklichkeit erscheinen und dann spürbar, sichtbar in aller Leben eingreifen wird.

Es wiederholt sich hierin nur, was die Menschheit an den Wendepunkten ihrer Geschichte, in großen Uebergangszeiten von jeher zu erleben pflegte, diesmal allerdings in Dimensionen, die alles Frühere weit hinter sich lassen. Den Zeitgenossen erscheint als absolut und unerhört neu, was sich dem spätern Rückblick und Urteil darstellt als durch tausend unzerreißbare Bande, sei es der geraden Folge, sei es des unvermeidlichen Gegendrucks, an das schon vorher Dagewesene geknüpft. Den Zeitgenossen kam es vor, als ob es aus dem Reiche des Unbekannten durch das Tor der

Zukunft zu ihnen getreten sei; in Wahrheit aber ist es aus den Bedingungen und Gefinnungen ihrer eigenen Vergangenheit und Gegenwart emporgewachsen, vielleicht, da in solchen Zeiten die Temperatur oft ins Tropische gesteigert ist, über Nacht emporgeschossen.

So wird es auch jetzt gehen. Was die Menschen herbeiführen oder herbeizwingen können, ist niemals ein im Wesen Neues, sondern stets bloß die Folge dessen, worin sie schon stehen, mit ihrem Denken und mit ihrem Handeln, mit ihrer Auflehnung so gut wie mit ihrer Sehnsucht. Deshalb läuft das mit höchstgespannten Hoffnungen erwartete und mit schwärmerischem Jubel begrüßte Stück trotz allem Rollen- und Szenenwechsel bald genug wieder auf das alte Schauspiel der menschlichen Not und Schuld hinaus. Ich bin gewiß, das wird auch diesmal zuletzt das schmerzliche, ja bitter enttäuschende Ergebnis all der Gärungen und Umwälzungen sein, sofern nicht von oben her, von Gott her ein wirklich Anderes, ein wesentlich Neues, ein göttlich Schöpferisches uns zuteil wird. Dieses aber, wenn es kommt, kommt nicht so, wie die Menschen es meinen, nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern als innere Erlösung und Umwandlung. Es kommt so und als das, wie es Jesus einst in den Seligpreisungen ausgesprochen hat. Mir ist, noch nie in unserem Leben seien diese wunderbaren Worte Jesu so zeitgemäß gewesen wie jetzt.

Die Menschen, die damals am See Genesareth um Jesus herumsaßen, waren auch von höchsten Erwartungen umgetrieben. Sie kannten schon von Kind auf die schönen Verheißungen der Propheten. In den Synagogen malten am Sabbath die Rabbiner ihren Zuhörern mit allen Farben morgenländischer Phantasie die Ereignisse vor die Seele, durch welche das Bestehende dereinst zusammenbrechen und das paradiesische Gottesreich herbeigeführt würde. Täglich beteten die Frommen um das baldige Kommen dieser Zeit. Der schwere und demütigende politische und soziale Druck, welchen die heidnische Fremdherrschaft für das Volk Israel bedeutete, der Verlauf der Zeitgeschichte in der ganzen Welt, besonders auch die müde Stimmung des Ueberdresses und der



Unbefriedigtheit, welche Unzählige übernahm, das alles steigerte die Erwartungen zu leidenschaftlicher Erregung und Ungeduld. Und dann war erst noch am Jordan der Täufer aufgetreten und hatte mit seinem erschütternden Bußruf den Anbruch des Gottesreiches als unmittelbar bevorstehend angekündigt.

Und nun? Ging die geheimnisvolle verschlossene Thüre jetzt auf? — Da saßen sie am Ufer des Sees Genesareth, und vor ihnen stand Jesus, und sie vernahmen seine Seligpreisungen, und in diesen Seligpreisungen berührten die ersten goldenen Sonnenstrahlen des neuen Gottestages ihre Seelen wunderbar. Ja wirklich, das Thor der Zukunft hatte sich aufgetan. Doch niemand hatte es bemerkt. Die Heilige Schrift erzählt, daß bloß die himmlische Welt darüber in freudigen Aufruhr geraten sei. In der sichtbaren Welt dagegen nahm niemand von den in Aussicht gestellten Dingen etwas wahr. Sonne und Mond verfinsterten sich nicht. Kein Stern fiel brennend vom Himmel. Auch auf Erden geschahen keine Zeichen und Wunder. Irgendwo hatte ein armes Kindelein das Licht der Welt erblickt. Aus diesem Kindelein war in den dreißig Jahren seither ein Mann herangewachsen. Und dieser Mann, ein Sohn ihres Volkes und ihrer Zeit, stand jetzt da auf einem Hügel am See vor einer Schar einfacher Fischer und Landleute und tat seinen Mund auf und pries die Erstaunten selig, weil ihnen, wahrhaftig gerade ihnen und eben jetzt, das Himmelreich zuteil werde, wenn sie's nur haben wollten.

Eines vor allem geht aus diesen Seligpreisungen unzweifelhaft hervor: Das Reich Gottes wird gegeben, von Gott den Menschen gegeben. Sie machen es nicht. Sie richten es nicht auf. Sie ziehen es nicht herbei. Ein schöner Spruch sagt vom Glück:

Weiß doch keiner, was ihm frommt  
Hier auf dunklem Pfade;  
Keiner zwingt das Glück, es kommt  
Unverhofft als Gnade.

Das gilt im denkbar höchsten Sinne vom Reiche Gottes. Es ist immer zuerst erlebte Gnade. Darum muß es einem zuteil werden. Es kann nicht als Forderung kommen.

Die Leute, welche am See Genesareth um Jesus herumsaßen, wußten von den Forderungen genug. Jeden Sabbath legten ihnen die Schriftgelehrten die schwere Bürde der Forderungen des Gesetzes und der vielen Satzungen, welche sie noch dazufügten, auf die Gewissen. Und tagtäglich mußten sie es hören: „Ihr seid schuld, daß das Gottesreich noch nicht da ist. Wenn ihr die Forderungen des Gesetzes endlich einmal hieltet, so wären die Bedingungen für den Anbruch der Verheißungszeit geschaffen. Ja wenn das Volk auch nur einmal einen Tag lang das Gesetz Gottes vollkommen erfüllte, so wäre das Reich Gottes da.“ Und auch der Täufer am Jordan hatte für sie lauter Forderungen gebracht: Buße, Abkehr, Umkehr, Neugeburt. Unter den Zuhörern Jesu saßen viele, die sich willig auch unter die harte Bußforderung des Täufers gebeugt hatten. Und jetzt waren sie zu Jesus gekommen, innerlich wohl auch wieder auf Forderungen gefaßt, auf neue, bisher noch übersehene, ganz andere Wege weisende oder alle bisherigen an Strenge noch weit überbietende. Nun ja, wenn es um des Reiches Gottes willen sein mußte, so wollten sie auch diese Last sich noch auflegen lassen oder die noch zu leichte alte Bürde gegen die neue schwerere umtauschen. So saßen sie vor dem Propheten von Nazareth da, von dem man sich ins Ohr flüsterte, er sei der Verheißene. Und jetzt tat er seinen Mund auf und forderte — o Wunder, nichts, gar nichts! Mit staunenden, mit jubelnden Seelen vernahmen sie von seinen Lippen nicht „Du sollst“ und abermal „Du sollst“ und weiter „Du sollst“, sondern „Selig sind“ und abermal „Selig sind“ und zum dritten-, zum vierten-, zum achtenmal „Selig sind“. Und in diesem „Selig seid ihr“ flutete das Licht des neuen Menschheitstages auf ihre Seelen ein. So kam das Reich Gottes zu ihnen.

Ich denke, so kommt es immer. Nie anders. Wir stehen jetzt wahrlich nicht weniger als einst Israel in den Forderungen drin. Wir bekommen gegenwärtig überhaupt nichts anderes mehr zu hören und zu lesen als Forderungen. Man atmet mit jedem Atemzug ein „Du sollst“ ein. Wo sich vollends Menschen zu sammeln finden, um die Lage zu besprechen, vom Obersten Rat der Völker bis herab zu irgendeiner Schülervereinigung in irgend-

einem Städtchen, da ergibt sich alsbald aus dem Gedankenaustausch eine ganze Reihe von „Man sollte“. Wer weiß jetzt nicht, was man sollte? Vor allem, wer weiß jetzt nicht, was die andern sollten? Jeder läuft mit Forderungen herum, mit Forderungen an die Männer oder an die Frauen, an die Alten oder an die Jungen, an die Arbeiter oder an die Bürgerlichen, an die Kirche, an den Staat, an die ganze Menschheit. Wahrlich, wenn der Welt mit Forderungen geholfen werden könnte und die Menschheit sich mit dem „Ihr sollt“ retten ließe, dann befänden wir uns gegenwärtig in dem herrlichsten aller Zeitalter.

Ich möchte übrigens das Recht und die Bedeutung der Forderungen nicht in Abrede stellen. So gewiß Israel sein Gesetz brauchte und so großer Segen ihm und der ganzen Menschheit aus den mosaischen Geboten zuflöß, so notwendig und heilsam werden die Forderungen auch unserem Geschlechte sein. Die Forderungen sind auch nicht vergeblich. Wer wagte das zu behaupten? Wir erleben es ja jetzt, was Forderungen, zumal wenn sie mit dem unmißverständlichen Nachdruck der Drohung und der Gewalttat erhoben werden, in der Welt auszurichten vermögen.

Nur eines zwingen sie nicht herbei: Das Reich Gottes. Ich bin sogar gewiß, daß manches, was, aus freiem Antrieb und in redlichem Willen der Liebe gewährt und getan, reichsgottesmäßig hätte wirken können, für das Reich Gottes verloren geht, wenn es auf dem Wege der Forderung und des Zwanges zustande kommt. Es ist nicht mehr segensfähig. Er sinkt aus der Sphäre Gottes in die menschliche Sphäre hinab. Und darum, was immer wir auch von den Forderungen erwarten mögen, welche jetzt, nachdem die Soldatenheere demobilisiert sind, als Geisterheere über alle Länder marschieren und die ganze Welt erobern wollen, eines versprechen wir uns von ihnen nicht: Das Reich Gottes. Das gibt Gott aus freien Stücken. Da geht es nach dem Gerhardt'schen Vers:

Mit Sorgen und mit Grämen  
Und mit selbstteigner Pein  
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;  
Es muß erbeten sein.

So geht es demnach mit dem Reiche Gottes willkürlich und launenhaft zu? O nein! Obwohl für uns große Geheimnisse dabei sind und wir, daß ich so sage, den ganzen göttlichen Hintergrund gar nicht sehen und verstehen können, so ist doch der menschliche Vordergrund sichtbar und teilt uns Jesus mit unzweideutigen klaren Worten mit, worin die menschliche Disposition für das Gottesreich besteht. Eben die im Besitze dieser Disposition Befindlichen preist er in unserem Textabschnitt selig.

Selig sind die Armen im Geiste. Also Menschen, welche von der Empfindung ihrer Bedürftigkeit tief durchdrungen sind. Sie stehen vor der Welt und ihren Ansprüchen und Aufgaben, ihrer Not und ihrer Schuld da mit dem Bewußtsein ihres völligen Ungenügens. Sie sind nicht von sich selbst erfüllt und aufgeblasen. Die Welt mit ihren Gaben und Genüssen scheint für sie nicht da zu sein; sie verzehren sich aber auch nicht in gierigem Verlangen darnach. Sie mögen sich dem Behagen des Lebens nicht überlassen. Es sind nicht Menschen, welchen die Welt recht ist oder recht wäre, wenn sie nur ihr Wohlfsein oder ihren Wohlstand, ihre Familie, ihre sogenannte befriedigende Tätigkeit, ihren Posten oder ihr Pöstchen, ihren Kreis oder ihr Kreischen haben oder hätten, wo sich ihr liebes Ich ergehen und spreizen kann. Es sind Menschen, welche fühlen, daß sie nicht sind und nicht tun, was sie sein und was sie tun sollten, daß sie aber aus sich selbst nicht zurechtkommen.

Darum sind sie auch Leidtragende. Sie sind nicht fähig, ihr Ungenügen und das Ungenügen um sie her einfach von sich abzuschütteln. Sie wollen nicht sich und andere darüber hinwegtäuschen oder betäuben. Sie tragen es als ihr Leid und tragen darüber und über so vieles, was in der Welt hemmt und bedrückt und fesselt und traurig und schwach macht, Leid. Aus ihrem eigenen Ungenügen heraus aber ahnen sie einen Zusammenhang zwischen ihrer inneren Armut und Ohnmacht und all dem äußeren eigenen und fremden Leid, zwischen der Unfähigkeit und Unwilligkeit der Menschen und all den verschobenen, verbogenen, verfehlten und bösen Dingen in der Welt.

Das macht sie still und geduldig. Sie mögen bei dieser Ver-



fassung nicht lärmern und schreien, nicht schelten und richten, nicht poltern und zwingen. Sie werden, was die Dinge anbetrifft, Dulder, und was die andern Menschen anbetrifft, duldsam, sanftmütig. Den Forderungen gegenüber selber vom Gefühl ihrer Armut und Ohnmacht ergriffen, verzichten sie darauf, nun ihrerseits andern gegenüber auch zur Gewalttat der Forderungen zu greifen. Sie hungern und dürsten nach etwas anderem, nicht nach der Forderung der Gerechtigkeit, sondern nach der Gabe der Gerechtigkeit, nach dem Rechtsein ihrer selbst und der Menschen und der Welt vor Gott und für Gott. Sie sehnen sich über sich selbst hinaus. Auf das Besserwerden geht ihr Verlangen, nicht auf das Besserhaben.

Wer innerlich so steht, der steht dann auch im Erbarmen mit den Menschen. Er sieht sie von einem Müssen getrieben, das ihnen zu mächtig ist, und von einem Nichtkönnen gehalten, dem alle Anläufe ihres Wollens nicht enttrinnen. Da mag er nicht richten; o könnte er retten! Da mag er nicht verdammen; ach er müßte bei sich selber damit anfangen! So flüchtet er sich innerlich ins Erbarmen den Menschen gegenüber hinein, nicht in eine weiche wehleidige Sentimentalität, welche immer gleich das Augenwasser bekommt, aber in ein schmerzliches Mitwissen und Mitfühlen, wie's den Gebundenen und Beladenen, in Schuld und Not Verstrickten zu Mute ist, weil man sich selber in beides verstrickt weiß und deshalb sich selber arm und schuldig fühlt.

So wird man zwar kein Held und kein Heiliger, aber ein reines Herz, kein falsches, kein unlauteres, kein selbstgerechtes, kein in Eitelkeit aufgeblasenes Herz mehr. Man ist aus Täuschungen und Selbsttäuschungen zur Wahrheit hindurchgedrungen. Nun meint man es redlich und aufrichtig; man ist einfältig. Solche Menschen sind Friedestifter. Sie wissen, woher der Unfriede und der Zank der Menschen kommen: Aus der inneren Friedlosigkeit und Zerrissenheit. Und indem sie aus der Wahrheit, aus dem Erbarmen, aus dem Hunger nach dem, was vor Gott recht ist, empfinden und denken und wollen und leben, bringen sie Wahrheit, Erbarmen und Hunger nach Gott auch in ihre Umgebungen hin-

ein und damit Frieden. Indem sie den Menschen den Weg zeigen, den sie selbst gegangen sind, den Weg ins eigene Herz, führen sie auch andere auf den Weg zum Leben.

Das will jedoch nicht sagen, nun gehe alles schön glatt und reibungslos. Jesus redet ausdrücklich von Verfolgtwerden. Die Art dieser Menschen ist vielen unsympathisch, unverständlich, ja zuwider. Man läßt sie nicht unangefochten. Man lebt ihnen zu-leide. Man verhöhnt sie als Schwächlinge und Feiglinge. Man stellt sie auf Proben. Man verfolgt sie. Laßt uns nur ja nicht glauben, daß es gegenwärtig in dieser Hinsicht besser geworden sei! Der Geist der Zeit hat sich keineswegs in der Richtung der Seligpreisungen entwickelt. Im Gegenteil. Es gibt jetzt in allen Ständen und Klassen ungleich mehr Satte und Reiche im Geiste als Arme im Geiste, ungleich mehr Fordernde als Leidtragende, Gewalttätige und Zwängende als Sanftmütige, Trotzende und Drohende als Duldende. Wer weiß jetzt nicht, was alles sein sollte? Wer beginnt jetzt mit der Klage und der Anklage bei sich selbst? Deshalb wollen wir uns nicht täuschen: In einer solchen Zeit geht es nicht ohne Leid und Sturm ab für die, welche unter ihrem eigenen Ungenügen leiden, welche den fundamentalen Schaden der Welt in den Herzen der Menschen, in ihrem eigenen voran, suchen und welche deshalb im Strom des Zeitgeistes nicht mitschwimmen.

Das sind allerdings auch nicht die Menschen, welche die Welt zu dem brauchen kann, was in der Welt geschehen muß. Auch im Geschehen der Welt und im Tun der Menschen in ihrem Dienst ist irgendwie Gott. Auch Johannes der Täufer, der Forderer, hatte ein Mandat von Gott. Sogar die Schriftgelehrten und Pharisäer, ja selbst Kaiphas, Pilatus, Augustus hatten ihren Platz und ihren Auftrag in Gottes Plan. Aber sie alle waren nicht die, welchen Gott sein Reich geben konnte. Selbst der Kleinste im Himmelreich ist größer als der Größte von ihnen. Sie sind die Urbarmacher, die Weltaufpflüger, die lauten Wecker der Schläfer, die unbeugsamen Beunruhiger der Selbstzufriedenen und Weltzufriedenen. Aber sie sind nicht die Säeleute Gottes, welchen der

Same des Himmelreichs anvertraut ist. Sie sind nicht die Seelen, in welchen die Gottesherrschaft Fuß faßt. Das Reich Gottes kommt nur zu solchen, welche die Disposition der Seligpreisungen haben.

Zu denen aber kommt es zunächst ohne alle äußeren Gebärden und Zeichen, ganz innerlich, ganz leise, ganz unmerklich für die laute große Welt. Es kommt zu ihnen als guter Trost, als fester gewisser froher Halt. Halt haben heißt nichts anderes als sich von jemandem gehalten wissen, dem man sich völlig, furchtlos, bedingungslos überlassen kann. Wem kann das ein armer versagender schuldvoller Mensch? Allein der Gnade Gottes. Wen die im Innersten erfasst, der ist in einer andern Welt verankert, in der Welt der göttlichen Gnade; der atmet eine andere Luft, die Luft der göttlichen Gnade; der steht und lebt in einem andern Zusammenhang, im Zusammenhang der ewigen Liebe und Treue. Darin geht ihm aber auch der Sinn der Welt und seines Lebens auf, und er befindet sich bei dem, dem das Erdreich und die ganze Welt doch gehört. Seinem Hungern und Dürsten strömt Stillung zu. Darin, daß er barmherzig und duldsam geworden ist, wirkt schon die ewige Barmherzigkeit in ihm selber. Nun beginnt er auch im Chaos dieser Welt und Zeit den starken Arm Gottes zu spüren und den hellen Weg Gottes zu schauen. Und wenn auch das Neue, das Göttliche in ihm erst bloß ein Taupföpfchen aus dem unermesslichen Meere Gottes, erst ein kleines feines Schimmerchen von der unendlichen Sonne des himmlischen Vaters ist, es genügt, ihn mit der seligen Gewißheit zu erfüllen: Gott ist mein Vater, und ich armes schwaches sündiges Wesen bin sein Kind. In allem dem aber hat er das Reich Gottes, ist das Reich Gottes da, fängt es an.

Das geschieht, wenn Jesus vor uns steht, wenn Jesus in die Welt unserer Seele hereintritt. Er bringt und schenkt das Reich. In ihm kommt es; in ihm ist es da. Wen er erfasst und erlöst, der ist im Reiche Gottes. Und wenn nun immer wieder das unsere Sorge und unsere Frage ist: „Ja warum will dann aber das Reich nicht aus dem Innern hervorbrechen und auch die Welt erfassen und überwinden? Ist es nicht erst dann Reich,

Gottes Herrschaft, Königtum Christi, wenn es überall zu Kraft und Sieg sich erhebt?" so laßt uns bedenken: Es wird wohl viel von Jesus geredet und über Jesus gerühmt; aber erst wenige lassen ihm Raum in ihren Seelen und in ihrem Leben. Mit geteiltem, unreinem, selbstgerechtem und selbstzufriedenem Herzen entzieht man sich ihm heimlich doch immer wieder. Oder man begehrt im Grunde doch andere Güter und Genüsse, nicht aber das, was er gibt. Darum kommt das Reich nicht mit Macht. Es wird solange nicht kommen, bis die Menschenherzen sich ihm, dem Anklopfenden, freudig und völlig aufthun. Denn dabei bleibt es auch in der Krisis der Gegenwart: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi.“ Amen.

---



## Füreinander da.

(Am 7. September 1919.)

Aber Jesus rief seine Jünger zu sich und sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Matth. 20, 25—28.

Man hat auf Erden kaum je so viel von einer neuen Zeit und Welt, von neuen Ordnungen und Verhältnissen geredet wie jetzt. Und kaum je sie so sehnlich erwartet, ja mit Leidenschaft und Gewalt herbeizuführen versucht. Es ist denn auch innert weniger Jahre und Monate in der Tat vieles anders geworden, so vieles und so sehr, daß manche Menschen mit ihrem Umdenken gar nicht nachkommen können.

Aber ich meine, der bereits eingetretene und der jetzt weithin erstrebte Wandel der Dinge müsse uns im Grunde tief enttäuschen. Denn es ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, kein Wandel im Wesen, sondern bloß ein Wandel in der Form und Erscheinung der Dinge. Es ist nicht der fundamentale Umschwung, von welchem Jesus in unseren heutigen Textworten spricht und welcher allein das Alte durch etwas wirklich Neues, nämlich durch etwas wesentlich Anderes ersetzt. Es ist nicht der Umschwung, in welchem das Kommen des Gottesreiches geschieht.

Jesus beschreibt das Alte mit dem Worte: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt.“ Der Zustand und Geist, den Jesus kennzeichnen will, ist natürlich nicht an das Vorhandensein von Kaisern und Königen gebunden, sondern ist genau so vorhanden auch in Republiken und Demokratien. Es erschien mir geradezu rührend, mit was für einer Benugtuung man in den Ländern mit republikanischer und demokratischer Staatsverfassung im letzten Herbst den Sturz der Fürst-

lichkeiten bei den Centralmächten begrüßt hat. Als ob damit auch ein anderer Zustand und Geist erreicht wäre und als ob wir, eben weil bei uns keine Fürsten herrschen und keine Oberherren Gewalt haben, uns auch schon längst eines anderen Zustandes und Geistes erfreuten. In Wahrheit aber ist das Herrschenwollen und Gewalthabenwollen eine allgemeine menschliche Sucht. Auf allen Stufen der menschlichen Gesellschaft werden Körperstärke, Behendigkeit, geistige Ueberlegenheit, Erfahrung, Macht, Besitz, Stellung, Amt, Rechte von den Menschen ausgenützt, um sich über andere zu erheben, um sich selbst Größe und Bedeutung zu verschaffen, vor allem aber, um andere von sich abhängig und sich dienstpflichtig zu machen. In jeder Kinderstube, auf jedem Schülerspielfplatz schon macht sich diese menschliche Sucht geltend. Tritt in einem Geschäft neben den jüngsten Lehrling ein noch jüngerer, so muß er es alsbald erfahren, wie der andere das Herrschen und Gewaltüben an ihm versucht. Es gibt subalterne Beamte, welche ihre kleine Macht und Kompetenz zur Unterdrückung und Schikanierung der paar Menschen oder des einzigen Menschen, die ihnen ausgeliefert sind, so rücksichtslos, so hemmungslos benützen, wie mächtige Fürsten ihre Machtfülle und Befehlsgewalt den von ihnen regierten Völkern gegenüber niemals würden zu brauchen gewagt haben. Kurz, man muß nur hinter den Erscheinungen das Wesentliche suchen, so trifft man überall, unter allen Regierungs- und Verfassungsformen, in allen Ständen und Klassen, bei jeder Partei, in jedem Geschäft, in jedem Verein, in jeder menschlichen Gemeinschaft und Beziehung diese Sucht nach Gewalthaben und Herrschenkönnen am Werke.

Dabei kommt es im Ergebnis auf dasselbe hinaus, wenn auch die Mittel wechseln, mit denen man Macht haben und herrschen will. Gegenwärtig beschäftigt man sich durch die ganze Menschheit hin mit der großen Frage, wie der mißbräuchlichen, willkürlichen, die Gesamtheit schädigenden, die Schwachen und Abhängigen bedrückenden und oft erdrückenden Ausnützung des politischen Machtbesitzes und des wirtschaftlichen Kapitalbesitzes beizukommen sei. Man findet, sicherlich mit Recht, in dem maßlos, zuchtlos, skrupellos gewordenen Bestreben, Macht- und Geldbesitz den andern gegen-

über aufs äußerste auszunützen, um sie sich dienst- und tributpflichtig zu machen und so mit ihrer Hilfe die eigene Macht und den eigenen Besitz immer noch höher zu steigern, und in den durch dieses Bestreben zwischen den Staaten entstandenen politischen und wirtschaftlichen Spannungen und Konflikten eine Hauptursache der Katastrophe, welche in dem Weltkriege über die Menschheit hereingebrochen ist und nun überall zu dem unheimlichen Aufladern der Revolution geführt hat. Wir müßten auch wirklich an Augen und Verstand blind sein, wenn wir es nicht tagtäglich um uns her — nicht auch an uns selbst? — merkten, wie in der That gerade mit dem Macht- und Geldbesitz sich eine beispiellos bequeme und leichte Möglichkeit und darum auch eine fast unentrinnbare Versuchung verknüpft, über andere Gewalt zu erlangen, sie zu beherrschen, sie je nach ihrer Willfährigkeit oder Störrigkeit zu belohnen oder zu bestrafen, ihr Schicksal zu machen, ihr Wohl und Wehe zu bestimmen. Aber täuschen wir uns doch nicht: Auch wenn es an dieser Stelle gelingt, der Herrschsucht und Machtausnützung Schranken zu setzen, so ist sie selbst doch noch auf keine Weise beseitigt. Oder ist es denn etwas wesentlich Anderes, wenn man statt der politischen Gewalt und des wirtschaftlichen Kapitals die brutale Macht erregter Volksmassen benützt, um die Herrschaft an sich zu reißen und seinen Macht hunger zu befriedigen? Und ist nicht die Gabe suggestiver Wirkung auf andere, die Kunst hinreißender Rede, sind nicht auch Geist, Schönheit, Klugheit, Erfahrung, eine seltene Begabung, ist nicht die natürliche Liebenswürdigkeit, die leichte und geschickte Art mit den Menschen umzugehen, die oft so überraschende Eigentümlichkeit mancher Menschen, sofort das Vertrauen anderer anzuziehen, ist nicht das alles auch Macht, und sehen wir nicht fortwährend ihre Besitzer diese Dinge als Macht gebrauchen, um andere sich nutzbar zu machen, um Pflichten und Lasten von sich auf andere abzuwälzen und Vorrechte und Erleichterungen von andern zu sich herüberzuziehen?

Und auf noch etwas möchte ich ausdrücklich hinweisen. Es ändert an der Sache nichts, wenn auch die Namen geändert werden, in denen man herrscht, und die Lösungen geändert werden, unter

denen man die Gewalt ausübt. Es gelingt allerdings unglaublich leicht, die Menschen durch den bloßen Flaggenwechsel und durch die Ausgabe neuer Parolen zu täuschen. Wir erleben das ja in der Gegenwart in erstaunlichem Umfang. Tatsächlich aber bleibt Herrschsucht Herrschsucht, ob sie nun im Namen eines absoluten Herrschers oder im angeblichen Auftrag des souveränen Volkes ausgeübt wird. Und Gewalttat bleibt Gewalttat, ob sie nun in offener Selbstsucht und Roheit oder unter dem Vorwand höherer Interessen vollbracht wird. Und Unterdrückung bleibt Unterdrückung und Unrecht wird niemals Recht, auch wenn man im Namen aller Ideale, ja im Namen und Auftrag Gottes zu handeln vorgibt. Offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt, in groben Auswüchsen oder in kleinen Anfängen ist überall der Zustand und Geist vorhanden, den Jesus kennzeichnen will, wenn er sagt: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt“, und von dem er erklärt: „So soll es nicht sein unter euch!“

So soll es also unter den Jüngern Jesu eben keine Fürsten und Oberherren mehr geben, keine menschliche Befehlsgewalt und keine Gehorsamsverpflichtung gegenüber Menschen, keine Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung, keine Abstufungen und Ungleichheiten? Man hat Jesu Wort und Willen schon so verstanden. Die Auffassung, die z. B. Tolstoi vertritt, bewegt sich in dieser Richtung. Und wenn gegenwärtig die für die Massen so blendenden kommunistischen und anarchistischen Ideale vielfach mit religiösen, ja mit christlichen Gedanken und Forderungen in Verbindung gebracht werden, so liegt dieselbe Auffassung zugrunde. Ich gestehe allerdings, daß ich weder in den Worten Jesu noch vollends in seinem tatsächlichen Verhalten noch überhaupt irgendwo im Neuen Testament für diese Auffassung auch nur die leisesten Anhaltspunkte zu finden vermag. Nichts lag Jesu, als er unsere Textworte an seine Jünger richtete, ferner, als ihnen damit Anweisungen zu Veränderungen der Staatsverfassung oder der Gesellschaftsordnung geben zu wollen. Er nahm diese Dinge mitsamt der durch alle Gebiete der Welt und des Lebens gehenden Ungleichheit der Kräfte, der Gaben und der Eigenarten einfach als die nun einmal gegebene Voraus-



setzung des Lebens, als den uns nun einmal angewiesenen Schauplatz und Rollenbestand, als das uns nun einmal in die Hände gelegte Material, und sein ganzes Interesse, sein ungeteilter Wille richtete sich ausschließlich darauf, daß von dieser Voraussetzung aus, auf diesem Hintergrund und Schauplatz, auf den verschiedenen Posten und mit dem ungleichen Material von seinen Jüngern nun Anderes gewollt, nun anders gehandelt und gelebt werde.

Damit sind Eingriffe in die Ungleichheiten der Welt und des Lebens, Veränderungen an den Voraussetzungen und Grundlagen unserer Existenz weder verboten noch gefordert. Ich glaube freilich, daß der Herr und Meister, welcher sein Evangelium mit dem Sauerteig vergleicht, der ins Mehl hineingearbeitet werden muß, und welcher in seiner Sache einen neuen gärenden Most erblickt, dem die alten Schläuche auf die Dauer kaum standhalten können, von seinen Nachfolgern erwartet, daß sie auch in allen äußeren Verhältnissen und Beziehungen den Geist der Gerechtigkeit und der Bruderschaft, der Erlösung und der Beseeligung verwirklichen sollen, so gut es möglich ist. Niemals aber hat Jesus darin das Wesentliche gesehen. Sonst hätte er es uns wahrlich sagen müssen. Das Wesentliche ist für ihn das, daß die Jünger, wenn sie seine Jünger sein wollen, ihr ganzes Verhalten, Tun und Sein, wo immer sie stehen, was immer sie tun, worüber immer ihnen Macht, Besitz, Verfügung und Rechte gegeben sind, in eine vollständig andere Richtung bringen. „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Mit diesem Worte verlangt Jesus von seinen Jüngern die Aenderung ihres Wesens. Das Herrschenwollen muß aus ihren Herzen hinweg. Solange diese Sucht in ihnen lebt und ihr Wollen und Handeln bestimmt, solange gleichen sie stoffwechselkranken Menschen, deren Ernährungsapparat nach einer falschen Richtung hin

arbeitet, so daß er, statt die ihm zugeführte Nahrung in frisches gesundes Blut zu verwandeln, aus ihr kranke Säfte erzeugt oder lebensgefährliche Wucherungen bildet. Es wird bei ihnen alles zum Herrschen und Gewaltüben mißbraucht. Jesus hält das für einen bedenklichen Krankheitszustand. Es ist auch buchstäblich so. Wir haben es ja in den letzten fünf Jahren miterlebt, wie dieser Zustand Millionen und Abermillionen Menschen in der Tat den Tod gebracht oder das Leben unheilbar verdorben und vergiftet hat. Wir sind Zeugen, wie gewaltige Großmächte daran zugrunde gegangen sind, wie vorher gesunde und starke Völker nun davon durch und durch verseucht darniederliegen. Und wenn nun dieselbe Sucht, derselbe Wahnsinn auch noch von unten her beginnen soll, so ist nur eines ganz gewiß: Der tödliche Ausgang für weitere Millionen Menschen und für weitere Völker.

Darum fordert Jesus seine Jünger mit tiefem Ernste auf, daß sie der Sucht des Herrschen- und Gewalthabenwollens grundsätzlich und völlig entsagen und dafür in sich den Willen, die Bereitschaft, die Leidenschaft zu dienen hegen und entscheidend werden lassen sollen. „So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht.“ Es ist doch lauter falsche Größe und Scheinvornehmheit, welche dadurch zustande kommt, daß man sich über andere erhebt, also die andern neben sich klein und gering und arm und schwach und dumm und schlecht macht. Sobald es sich einmal herausstellt, was wirklich in den Menschen ist, so tritt oft genug jener radikale Rollenwechsel ein, von welchem Jesus so oft in seinen Gleichnissen spricht, so in den Gleichnissen vom Ja und vom Nein sagenden Sohne, vom Pharisäer und Zöllner und vor allem vom reichen Mann und armen Lazarus, und welchen Jesus in Sprüchen vorausgesagt hat, wie in dem: „Siehe, es sind Letzte, die werden die Ersten sein, und sind Erste, die werden die Letzten sein“ oder: „Die Dirnen und Zöllner mögen wohl eher ins Himmelreich kommen, denn die Pharisäer und Schriftgelehrten.“ Und wo auch Große und Mächtige der Welt wahre Größe aufweisen, da besteht sie nicht in ihrer äußeren Größe, Vornehmheit und Stellung, sondern darin, daß sie, was ihnen ge-

geben war, zum gesegneten Dienste an ihren Mitmenschen gebraucht haben. Im Dienen liegt der Adel der Menschen. Nicht im Beherrschen sondern im Befreien, nicht im Hinabdrücken sondern im Emporheben, nicht im Abhängigmachen sondern im Erlösen, nicht im Strafen sondern im Bessern, nicht im Richten sondern im Retten, nicht im Verdunkeln sondern im Verklären liegt die wahre Menschlichkeit, offenbart sich die göttliche Würde, welche dem Menschen gegeben ist. Mit einem Wort: Das ist unsere Bestimmung und das ist die Richtung, in welche wir alles bringen müssen, was wir tun, und in welcher wir alles brauchen müssen, was uns gegeben wird: Für andere leben, füreinander da sein.

Warum das so ist, darüber spricht sich Jesus in unserem Texte nicht aus. Er hat es anderswo getan; das gesamte Neue Testament gibt darüber Auskunft. Es ist so, weil es in Gottes Plan so beschlossen ist. Wir sind nicht als vereinzelte, voneinander ganz und gar unabhängige, in jedem Bezug völlig auf uns selbst gestellte Wesen von Gott gedacht und geschaffen worden, sondern im Gegenteil als zur Gemeinschaft bestimmte, als aufeinander angewiesene, als unser gegenseitig bedürftige, als in der Vereinzelung entartende, als nur in der Hingabe füreinander uns selbst findende Wesen. Und wenn auch die ganze Schöpfung auf Ungleichheit und Verschiedenartigkeit hin angelegt ist und diese Absicht der Schöpfung unter den Menschen ihre beweglichste und lebendigste Fülle entfaltet, so daß Jesus in jeder einzelnen Menschenseele wieder ein neues, anderes, unwiederholbares und deshalb unerseßliches Gotteswerk erblickt, so will mit allem dem doch nur die Voraussetzung und Möglichkeit geschaffen werden, daß wir einander brauchen müssen und einander dienen sollen, eben weil keiner des anderen Gabe, Eigenart und Dienst hat, sondern jedem seine besondere Art und Gabe gegeben und sein besonderer Dienst angewiesen ist.

Man kann wohl kühnlich sagen, daß alle Störungen und Krankheiten in unserem Gemeinschaftsleben, von den engsten Gemeinschaften der Ehe, der Hausgenossen, der Freunde an bis hinauf zu den großen Gemeinschaften des Volkes, des Staates, der Menschheit, daher rühren, daß diese Gottesordnung vergessen und über-

treten wird, daß man herrschen statt dienen will, daß widereinander gebraucht wird, was den Menschen füreinander gegeben ist. Wir erwarten deshalb als Christen die Rettung und Heilung auch nirgends anderswoher als von dem, der mit so liebevollem Ernste uns beschwört: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Jesus stellt in diesen Worten seine Art uns zum Vorbild hin. Wahrhaftig, wenn je einer die suggestive Macht und die Gaben des Geistes und Willens zur Herrschaft über die Menschen besessen hat, so ist es Jesus gewesen. Wir denken uns das nicht nur so aus. Er selbst hat seinen Jüngern einmal erzählt, wie einst vor seiner Seele der abenteuerliche Gedanke aufgeblitzt sei, sich von der Spitze des Tempels mitten unter die vieltausendköpfige Menge hinabzustürzen und sie so mit einem Schlage für sich zu gewinnen, und wie er einst im Geiste die ganze Welt zu seinen Füßen sich habe dehnen und lockend leuchten sehen: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Und die Evangelisten haben uns zahlreiche höchst anschauliche Beispiele dafür aufbehalten, wie Jesus Macht über die Menschen hatte; wie sein Ruf rasch durchs ganze Land lief, bis zu den Ausfägigen in der Wüste, bis zu den Beseffenen an einsamen Orten; wie die Armen und Kranken, die Müheligen und Beladenen ihm zu Tausenden und Zehntausenden zuströmten und ihn als ihren Retter verehrten; wie überschwängliche Worte ihm zugerufen wurden: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast“; wie die vom Zauber seiner Person und vom Glanz seiner Taten berauschte Menge ihn zum König ausrufen wollte; wie noch am Ende sein Einzug auf dem Eselsfüllen alle elektrifizierte, so daß seine Feinde bestürzt klagten: „Ihr sehet, daß ihr nichts ausrichtet; siehe, alle Welt läuft ihm nach“; oder — ganz anders wieder — wie er in



Nazareth erhobenen Hauptes unversehrt durch die tobenden Volksgenossen schritt; wie droben in Jerusalem die Attentäter ihre Steine wieder fallen ließen vor seinem Blick; ja wie in Gethsemane noch seine Häfcher fassungslos zurückwichen, als er selber sich ihnen anbot: „Wen suchet ihr? — Ich bin's.“

Aber Jesus hat in allem dem die große Gefahr erkannt und die Versuchung des Teufels gemerkt und er hat sich ihr entschlossen entzogen. Er wollte sich nicht dienen lassen, er diente. Er stieg nicht in die Höhe, er trat unter die Elenden und Verstoßenen. Er beugte sich, er, der starke Gottessohn, er, der Reine und Heilige, auf dem des Vaters Wohlgefallen ruhte, zu dem zerschlagenen Rohr und richtete es auf, zu dem glimmenden Docht und fachte ihn an, zu dem verachteten Zöllner und lud sich bei ihm zu Gast, zu der großen Sünderin und schenkte ihr Vergebung, zu der ganzen armen, kranken, verlorenen, verdorbenen Menschheit und diente ihr, half ihr, gab ihr seine Tage, gab ihr alle seine Kräfte, gab für sie sein Leben und vergoß für sie sein Blut.

Sagt, können wir uns in dieses Vorbild mit ernster Sammlung und Betrachtung versenken, ohne daß es für uns noch etwas ganz anderes wird als nur Vorbild, ohne daß es über uns Gewalt gewinnt, ohne daß es alle Herrschucht und Roheit und Gewaltthätigkeit und böse Vergeltungssucht in uns tödlich trifft und es uns übernimmt, von ihm uns retten, von ihm uns von uns selbst befreien und uns zu seinem Wesen und Willen bekehren und erneuern lassen? O daß wir das an uns geschehen ließen! O daß wir endlich es wenigstens ehrlich und ernstlich geschehen lassen wollten! „Wir find“ — las ich in einem zeitgenössischen russischen Schriftsteller — „der Gichtbrüchige am Teiche Siloah: wir warten immer darauf, daß der Engel das Wasser trübe. Der Gichtbrüchige kann nicht aufstehen, kann aber seine Arme ausstrecken. Und wenn er die Arme nicht ausstrecken kann, so kann er die Augen heben; und wenn er die Augen nicht heben kann, so kann er es tun wollen. Lasset es uns wollen — nur dann wird Christus unsere kranke Erde heilen.“ Amen.

## Was die Christen dem Vaterlande geben sollen.

Betttag. (Am 21. September 1919.)

Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.  
Galater 2, 20.

Beinahe mit Heimweh denkt man an die Zeiten zurück, wo man noch in ungetrübter selbstverständlicher Liebe und Dankbarkeit am Eidgenössischen Betttag auch von der Kanzel herab vom Vaterland, vom lieben Schweizerland reden konnte und gewiß sein durfte, in allen Herzen dafür ein helles freudiges Echo zu wecken. Wie vollständig anders ist die Stimmung, aus der heraus wir jetzt den Betttag begehen! Was für ein verhängnisvoller jammervoller Riß geht durch unser Volk, so schlimm, so gefährdend wie einst in den traurigsten Perioden der Schweizergeschichte! Fast möchte man daran verzweifeln, daß es je wieder gelingen werde, über den gähnenden Abgrund des Mißtrauens, der gegenseitigen Verbitterung und Entfremdung eine Brücke der Versöhnung und der Verbrüderung zu schlagen.

O daß dieser Betttag zu unserem Volke käme wie einst in kritischer Stunde Bruder Klaus zwischen die unversöhnlichen, in bösem Bruderzwist sich trennenden Tagsatzungsherren in Stans und die heilenden, den Fluch bannenden und den Frieden stiftenden Worte fände! Solchen Bruder-Klaus-Dienst sollten jetzt unserem Volk in allen Ständen, an allen Stellen diejenigen tun, welche auf den Namen Christen Anspruch erheben. Von jedem wahren Christen sollte auf seinen Lebenskreis eine Kraft der Erweckung und der Versöhnung ausgehen.

In Einem gelüftet es jetzt wohl viele, dem Einsiedler von Flüeli es gleichzutun: Wie er dem trostlosen öffentlichen Leben den Rücken zu kehren und, wenn denn alle Ordnungen sich auflösen, wenigstens die eigene Seele nicht zu verlieren, sondern sie zu retten und ihrem Heil zu leben.

Aber dieses Gelüsten ist eine Versuchung. Jesus sandte seine Apostel in die Welt hinein. Als Salz, Sauerteig und Licht sollten seine Jünger in ihren Umgebungen und Gemeinschaften sich beweisen. Ist das Vorübergehen des Priesters und des Leviten an dem von den Räubern mißhandelten Menschen in Jesu Augen sündhaft, unfrohm, eine Verleugnung Gottes, was wäre es dann, wenn jetzt die Christen unser armes zerrissenes verstorbes Volk verzweifelt oder feige oder gleichgültig seinen Nöten und Krisen überlassen wollten, um ungestört in frommer Seelenpflege ihre Wallfahrt nach Jerusalem zu tun?

Denn, wir mögen denken und sagen, was wir wollen, unser Volk bleibt unser Volk und unser Vaterland bleibt unser Vaterland. Man kann seine Mutter verlassen, verleugnen, verstoßen, verfolgen, eins bringt man mit allem dem doch nicht aus der Welt: Daß sie unsere Mutter ist. Und weil diese Tatsache niemals zu ändern ist, so wird jedes Verhalten, das ihr nicht entspricht, Fluch und Schuld. So ist es auch mit dem Vaterlande. Man kann hundertmal sagen und schreiben: „Wir haben kein Vaterland“, es ist hundertmal unwahr. Man kann gegen sein eigenes Volk sich wenden, von einem Riß sprechen, der von den eigenen Volksgenossen einen scheide, es ist ein Schlagen auf den Leib, dessen Glied man doch selber ist, und ein Schnitt ins Fleisch, das man doch selber trägt.

Diese Tatsache bringt sich in unbefangenen Stunden, wo die künstliche Einstellung ausgeschaltet ist und der politische Kampf ruht, von selber immer wieder mit mächtiger Unmittelbarkeit bei allen zur Geltung. Auch die jungen Scharen aus unsern Städten jauchzen hell und fröhlich auf, wenn sie von einer Höhe zu ihren Füßen Fluß und See und in der Ferne den weißen schimmernden Alpenkranz erblicken, und es quillt auch in ihnen unwiderstehlich die Empfindung auf: „Wie bist du doch so schön, du liebes Vaterland!“ Und solche Ausblicke kann jedermann zu Stadt und Land, unter reich und arm, ohne Mühe, ohne Geld im Schweizerlande sich erwandern, und dabei kann nur der der Freude an Volk und Heimat entrinnen, der sich selbst mit hartnäckiger Böswilligkeit und krank-

hafter Voreingenommenheit jeder frischen natürlichen Eindrucksfähigkeit beraubt.

Und so, meine ich, wollen wir trotz allem und allem doch Gott immer wieder von Herzen danken für das Vaterland, das er uns gegeben und bis auf diesen Tag wunderbar genug erhalten hat. Und wenn jetzt auch in unserem vom Krieg verschonten Lande doch dieselben schweren Krankheitserrscheinungen auftreten und auch durch unser Schweizervolk dieselben Zuckungen und Krämpfe gehen, welche wir überall in der Welt beobachten, wahrhaftig, soll das unsere Liebe zu unserem Volk und Vaterland erkälten oder gar uns nehmen können? Wird nicht die Liebe des Kindes zur Mutter zur quälenden Angst und zur zärtlichen Sorge, zum alles beherrschenden Gedanken, zur opferbereiten Tat, wenn die Mutter gefährlich krank darniederliegt? Mir ist, so müsse jeder Mann und jede Frau, die unserm Volke angehören und die das Schweizerland ihre Heimat nennen, jetzt denken und empfinden. Das muß die Stimmung sein, in der wir Betttag feiern. Sind wir ihrer nicht fähig, so fehlen uns Dinge, welche einem gesunden Menschen nicht fehlen dürfen.

Aber eben an dieser Stelle erhebt sich die Frage: Was können und sollen wir denn für unser Volk und Vaterland tun? Was können wir ihm denn sein? Auf diese Fragen finde ich, so oft ich über sie nachdenke, immer wieder und immer gewisser nur die eine Antwort: Wir leisten unserm Volke den allerbesten Dienst dadurch, daß wir wirklich Christen sind, lebendige Christen.

Gerade wenn wir es als Schuld empfinden und beurteilen, daß die Kräfte des Evangeliums nicht ganz anders in unserm gesamten Volksleben wirksam geworden sind, wenn wir von Tag zu Tag sicherer erkennen, daß in unserm öffentlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben Aufgaben von unerhörter Schwierigkeit und doch gleichzeitig von größter Dringlichkeit rings um uns her liegen, gerade dann legt sich auf unsere Seele auch schwer wie eine Zentnerlast die Ueberlegung: Sind nun aber wir die Leute, diese Aufgaben zu lösen? Was haben wir der Welt denn zu bringen? Sind wir anders, weiterblickend, größer denkend, edler gesinnt, sicherer in dem, was gerecht und menschlich ist, entschlossener dazu, opferwilliger



dazu als alle die, die jetzt regieren und führen, als die Männer, die in unsern Behörden sitzen, als die Führer unserer Parteien, als die Sprecher der Arbeitermassen? Haben wir mehr und anderes als sie zu geben, nicht auch bloß gesprochene und geschriebene und gedruckte Worte, nicht auch befleckte Waffen und unheilige Mittel? Ich meine, an dieser Stelle müsse die Entscheidung liegen. Wenn wir auch von der Welt gefangen, von ihr geblendet, in sie verflochten sind, wenn der Geist, der in uns lebt und aus uns wirkt, auch bloß der Weltgeist, der Geschäftsgeist, der Geldgeist, der Parteigeist, der Klassengeist, der Standesgeist, der Familiengeist ist, dann bringen auch wir nur Versagen und Mißlingen, vielleicht in neuer Melodie doch auch nur das alte Lied, hinter neuen Lofungen doch auch nur den alten Jammer. Es handelt sich wie für die Welt so auch für unser Volk letztlich darum: Was ist uns not, Verbesserungen oder Erlösung? Was muß anders werden, die Zustände oder das Wesen? Woher kommen Fluch und Schuld, von den Dingen oder von den Menschen?

Für uns als Christen ist das Entweder-Oder entschieden. Das Evangelium ist darum frohe Botschaft, weil es die Erlösung verkündigt. Der Menschen Seelen zu retten, das ist Jesu Sendung. Die innere Umwandlung der einzelnen Menschen ist die Bedingung und Voraussetzung für die Wiedergeburt der Völker und für das Kommen des Reiches Gottes. Die Umwandlung aber, die nötig ist, ist einzig und allein die: „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“

Uendern kann man in der Welt und in unserem Volke auch ohne Christus alles Mögliche. Es geschieht auch fortwährend und gegenwärtig mit fast wahnsinnigem Eifer. Wir sehen auch rings um uns her Dinge, Zustände, Einrichtungen, Gewöhnungen, die dringendst der Uenderung bedürfen, wenn nicht gewaltige Explosionen alles vernichten sollen; an Anzeichen dafür, daß der Dampfdruck aufs höchste gespannt ist, fehlt es nicht. Wir halten es für Pflicht, die Uenderungen, die möglich sind und Gutes versprechen, zu treffen, und gerade die Christen sollten als solche, welche innerlich frei geworden, in diesen äußern Dingen um so mehr Weit-

blick, Mut und Entschlossenheit beweisen. Aber nie gewisser als jetzt ist uns auch die Wahrheit: „Die Seele aller Verbesserungen ist die Verbesserung der Seele.“ Verbessert aber ist die Seele, wo das geschieht: „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“

Das Christentum Unzähliger ist ein „Christus hinter uns“, weit hinten in vergangener Zeit und in dem Buche, welches davon erzählt, in der Bibel. Das Christentum anderer ist ein „Christus über uns“, in der himmlischen Welt, woher er auf diese Welt herabzieht und, wenn's den Seinen gar zu schlimm geht, eingreift. Das Christentum wieder anderer ist ein „Christus vor uns“, in der Zukunft, wo er einst wieder erscheinen und dann sein Reich aufrichten wird. Und endlich ist das Christentum vieler auch ein „Christus bei uns, neben uns, mit uns“, in Sünde und Schuld als gnädiger Heiland, in Not und Gefahr als Tröster und treuer Helfer, im Sterben als barmherziger Seligmacher. Ich möchte gegen das alles kein Wörtlein sagen. Ich möchte nur feststellen, daß alle diese Arten von Christsein sich als ungenügend erwiesen haben, daß ihnen allen gerade das fehlt, was die Welt jetzt erleben will, wenn sie noch an die Wahrheit des Christentums glauben soll. Es fehlt ihnen die lebendige wirksame Salz- und Sauerteigskraft. Alles dieses Christsein läuft neben den Menschen her und mitten durch die Dinge der Welt hindurch, ohne sie zu ändern und zu beunruhigen, ohne sie zu wecken und aufzurufen, ohne sie anzufassen und umzuwandeln. Wirklich Christen sind wir erst und nur dann, wenn gilt: Christus in uns.

Was will das sagen? Was ist das für ein Zustand und Wesen? Wenn der Apostel zuerst den Satz ausspricht: „Ich lebe aber“ und dann fortfährt: „doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“, so will der zweite Satz den ersten zwar näher bestimmen, jedoch nicht aufheben. Der Zustand, worin sich Paulus befindet, ist nicht der Zustand der „Beseffenheit“. Die Beseffenen waren ihrer selbst nicht mehr mächtig; ihr normales Denk- und Empfindungsleben war gestört, ihr Wille ausgeschaltet, ja ihr Erinnerungsvermögen oft gelähmt und ihr Bewußtsein verdunkelt. Sie glaubten sich in

der Gewalt fremder Geister, deren bemitleidenswerthe Opfer und willenlose Werkzeuge sie nun waren.

In einem ähnlichen Zustand sehen wir jetzt überall unzählige Menschen. Während des Krieges erfaßte die Sturmwelle der nationalistischen Erregung die kriegsführenden Völker und warfen Sympathien und Antipathien die Menschen auch bei uns vielfach wie steuerlose Boote hin und her. Und jetzt nach Kriegsende bemächtigen sich der Massen mit unheimlicher Macht revolutionäre Stimmungen, wilde Haßinstinkte, leidenschaftliches Verlangen, nun auch einmal Gewalt zu üben und den Besitz auszukosten. Wie viele sind früher schon und in diesen Jahren erst recht dem Teufel der Habgier mit Leib und Seele verfallen! Wie viele taumeln wie Trunkene im Rausche des Sinnengenusses dahin! Und wie läßt sich unter allen Völkern beobachten, daß diese Zustände der Besessenheit eine entsetzliche Verwüstung des innern Lebens und des sittlichen Verhaltens zur Folge haben! Man macht dabei die Erfahrung, daß oft genug die Menschen, wenn man sie unter vier Augen hat, zwar durchaus vernünftig, wohlmeinend, gerechtdenkend, gütig sind, daß sie aber, sobald sie wieder in die Atmosphäre ihres Vereins, ihrer Partei, ihrer Lektüre hineintreten, sich sofort völlig verwandeln und in der That wie von fremden Geistern besessen erscheinen.

Das Ueberwundensein durch Christus ist ein ganz anderer Zustand. Daß Christus in ihm lebte, empfand der Apostel nicht als eine Bindung oder gar als eine Unterdrückung seines eigenen Ichs. Nicht einmal in einer innern Zweiteilung und Zerrissenheit fühlte er sich. Im Gegentheil, ein Lebensgefühl, wie es ihn vorher niemals beglückt hatte, und eine unglaublich reiche und starke Lebensenergie erfüllten ihn jetzt. Aus den Anlagen und Gaben, die er mit ins Leben gebracht hatte, aus den Einflüssen, die in Tarsus auf den Knaben und in Jerusalem auf den jungen Mann eingewirkt hatten, wuchs nun die Gestalt des großen Heidenapostels empor, welche zu den gewaltigsten Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte gehört und wie ein überragender Gipfel durch die Jahrtausende blickt. Und so vollzieht sich überall, wo Christus in den Menschen Fuß faßt,

eine wundervolle Erweckung, Steigerung und Verklärung der natürlichen Eigenart und Begabung. Auch in der Mission erfahren wir es als eine herrliche Tatsache, wie die Berührung mit Christus jede Volks- und Stammesart befreit und adelt und selbst wilde Naturmenschen zu edlen geistigen Persönlichkeiten erhebt.

So kehren denn unsere Gedanken, auch wenn wir über unser Volk und das, was ihm nottut, nachdenken, von allen politischen Programmen und sozialen Theorien wieder und wieder zu dieser Tatsache zurück: Christus muß helfen; Christus allein bringt das, was unserem Volk als Gabe und Aufgabe, als Anlage und Bestimmung von Gott gegeben ist, zur Entfaltung, zur Reife, zur gesegneten Frucht, zur Harmonie eines vollendeten Gemeinschaftslebens. Und darum sind wir Christen unserem Vaterlande vor allem andern das schuldig, daß wir endlich Christen werden und uns unter unserem Volke als Christen beweisen und bewähren.

Wir fühlen das wohl. So oft wir uns ernsthaft mit Jesus Christus beschäftigen, trifft uns seine dringliche Aufforderung ins Gewissen: „Gib mir Raum in dir! Laß mich die Kraft, die Norm und das Ziel deines Lebens sein! Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an; so jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufthut, zu dem werde ich eingehen!“ Damit müssen wir endlich einmal Ernst machen. Was unter uns als Christentum angesehen und betrieben wird, ist weithin nicht viel mehr als die Vorbereitung zum Christsein. Es handelt sich aber nicht sowohl darum, was wir alles davon halten, wie wir alles auffassen, als darum, daß wir endlich einmal unser Wesen und unseren Willen in das alles hineingeben. Wir haben nicht Christus gegenüberzustehen und über ihn Bekenntnisse und Urteile abzugeben. Wir haben ihn aufzunehmen in völligem Vertrauen und uns dann ihm zu überlassen in entschlossenem Gehorsam. Wir müssen Menschen werden, welchen gerecht sein, gütig sein, wahrhaftig sein, innerlich frei sein und bei Gott sein wichtiger und köstlicher ist als alles andere in der Welt. Und wir müssen es beweisen, daß es uns damit Ernst ist, indem wir darnach entscheiden und handeln, also überall für unser Urteilen und Verhalten das, was ein Mensch ist, und das, was



ein Mensch tut, entscheidend sein lassen, und nicht das, was ein Mensch an Geld und Macht und Stellung hat. Und wir müssen von dieser Position aus dann auch die Einrichtungen und Gewohnheiten und Geseze ansehen, und wo sie die Menschen den Dingen opfern, wo sie dem, was einer hat, mehr Rücksicht und Geltung verschaffen als dem, was einer ist und tut, mithelfen, daß es anders, nämlich recht werde.

Wir können, wenn wir Christen sind, nicht anders als in unserem Vaterlande eine Gottesgabe sehen, die uns immer wieder mit freudiger Dankbarkeit erfüllt. Und wir bekennen es trotz allen Bitternissen und Klagstücken, welche die gegenwärtigen Dinge hervorrufen, doch offen: Auch wenn wir in unser Volk hineinblicken, so begegnen wir überall noch, zu Stadt und zu Land, unter dem Bauernstand und unter der Arbeiterbevölkerung, Männern und Frauen, an welchen wir helle Freude haben und denen gegenüber es in uns wie stolze Genugthuung aufwallt, daß dieses Volk trotz allem doch noch solche Söhne und Töchter hat. Dann aber empfinden wir es auch immer wieder doppelt als unsere Pflicht: So soll es denn unter uns auch brüderlicher werden. So soll denn auch jeder fühlen, daß er als Glied des Ganzen geschützt ist, daß das Ganze ihn trägt und mit mütterlicher Liebe umgibt.

Gewiß, was im einzelnen alles geschehen soll und wie es am zweckmäßigsten geschehen kann, darüber müssen Verstand und Kenntnisse, Versuche und Erfahrungen entscheiden. Da kann und soll der Christ als Christ vor andern aber eines voraus haben: Den Glauben, daß Gott uns nicht die Fragen stellte, wenn er uns die Möglichkeit der Beantwortung versagte, daß Gott uns nicht die Aufgaben gäbe, wenn sie für uns unlösbar wären. Die Hauptsache ist auf alle Fälle die, daß wir Christum nicht draußen lassen, sondern ihm die Herrschaft über uns übergeben. Er tritt sie an, indem er uns vergibt und uns erlöst, uns bekehrt und uns erneuert. Solange aber die Liebe zu ihm, die Ergriffenheit von ihm, die Hingabe an ihn nicht die entscheidende Macht in unserem innern Leben ist, solange sind wir im Grunde immer erst Theoretiker des Christentums und nicht Praktiker. Lebt jedoch Christus in uns und findet durch ihn das,

was Gott uns gab, seine Weihe, seine wahre Entfaltung und seine Vollendung, dann wird er uns zu seinen Werkzeugen und Knechten machen und ganz gewiß diejenigen auch mit weitem Blick und sicherem Griff ausrüsten, welche er brauchen will und kann, um in das öffentliche Leben unseres Volkes hinein den Sauerteig seines Evangeliums zu mengen. Sei jeder da, wo Gott ihn hinstellt, ein lebendiger Zeuge Jesu Christi! Lasse jeder seine Umgebung es erfahren, was ein Mensch ist, dem Gott über alles geht und der den Herrn Jesum liebt und der darum in den Menschen wirklich Ebenbilder des Vaters, also Brüder und Schwestern sieht! Dann sind die Bedingungen erfüllt, daß mitten in dieser gärenden Zeit, zunächst vielleicht verborgener noch als die menschliche Ungeduld es wünscht, doch ein neues Wesen und Leben anhebt und in unserem Volk von innen heraus eine tiefere Gemeinschaft, eine wahrere Bruderschaft wächst, das Reich Gottes! Amen.

---

## Meine Schafe hören meine Stimme.

(Am 23. November 1919.)

Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles; und niemand wird sie aus meines Vaters Hand reißen. Ev. Joh. 10, 27—29.

In dem Buche eines französischen Protestanten stieß ich auf einen Vers von Victor Hugo, den ich diesem Dichter nicht zugestraft hätte, der mich deshalb sehr überraschte und tief ergriff. Der Vers heißt:

Unter dem Glanz der Errungenschaften unserer stolzen Zeit,  
In dem Lärm der Stimmen, der durch unser Jahrhundert schreit,  
Erschreckt mich eines, o Jesu, mit geheimer Gewalt,  
Dies: daß deiner Stimme ein immer schwächeres Echo erschallt.

Seit der berühmte französische Dichter am Ende des letzten Jahrhunderts diesen Vers geschrieben hat, ist der betäubende Lärm immer noch größer geworden. Während des Krieges schien die Stimme des guten Hirten sogar von denen nicht mehr gehört zu werden, die doch für seine Schafe gelten. Wird jetzt, nachdem der Donner der Kanonen verstummt ist, Jesu Stimme allmählich wieder durchdringen?

Bei Jesus ist das so wundersam anziehend, daß er überall die Züge des Vaters sah und die Stimme des Vaters hörte. So stand sonst noch niemand in der Welt. Der Heide hat um sich her eine Welt voll Geister und Gespenster. Von allen Seiten flüstert's oder schreit's, lockt's oder droht's auf ihn ein in wechselnden unberechenbaren Launen, hier gutmütig warnend, dort tückisch verwirrend, hier freundlich beglückend, dort rachsüchtig verderbend. Und zwischen diesen seltsamen, nie recht faßbaren Stimmen steht der Mensch da voller Unsicherheit, in ewiger Furcht, wie in einer verzauberten Welt. Und mit Ungewißheit und Angst auf dem Grunde der

Seele steht auch der Jude in der Welt. Der Apostel Paulus, der es wissen muß, charakterisiert das Wesen der jüdischen Frömmigkeit mit dem einen Worte: Knechtischer Geist.

Und wir? Wie stehen jetzt wir in der gegenwärtigen Zeit und Welt drin? Als Menschen, die überall aus den geheimnisvollen Hintergründen der Dinge und Geschehnisse die Stimme des Vaters im Himmel vernehmen und erkennen, denen alles von seiner Macht und Treue spricht und seinen heilsamen Ratschluß kundtut? Ach nicht wahr, so möchten wir wohl gerne drinstehen, aber so stehen wir nicht drin? In Augenblicken, wo wir zu uns selber kommen, sehnen wir uns inbrünstig darnach. Denn das ist's ja, was uns an Jesus immer wieder erfasst und überwältigt: Er war allezeit dem Vater nahe und der Vater ihm. Die Dinge, die Menschen, die Ereignisse vermochten über seine Seele das helle gütige Vaterantlitz Gottes noch viel weniger zu verhüllen und zu verfinstern, als Nebel und Wolken die tiefe Bläue des Himmels, der sich über Palästina wölbte. Wir dagegen stehen, gegenwärtig wenigstens, fast wieder wie Heiden in einer verzauberten, verhetzten Welt drin. Von allen Seiten flüstert's und schreit's auf uns ein, und die Stimmen widersprechen sich in der verwirrendsten Weise. Einer unserer Zeitgenossen hat die Losung ausgegeben: „In Harmonie mit dem Unendlichen.“ Aber seine Losung klingt wie beißender Spott auf unsere jekige Lage. Wer und was befindet sich denn noch in Harmonie mit irgend etwas? Jedermann scheint mir vielmehr in Auseinandersetzungen mit allem und jedem begriffen, und diese Auseinandersetzungen sind buchstäblich, was das Wort besagt: Man setzt sich nicht zueinander, sondern auseinander. Die Seelen der Menschen sind das Spiel wirbelnder Winde wie das Laub auf der Straße. Schon vor dem Kriege wurde die Verwirrung und Zerrissenheit immer größer. Warum sprach man schon damals so viel von Wahrheitsuchern, von Lebensuchern, von Gottsuchern? Offenbar darum, weil es je länger desto weniger Menschen gab, welche diese Dinge gefunden hatten. Das alles ist nun durch den Krieg noch unendlich viel schlimmer geworden. Und jetzt gesellt sich zu allem andern noch die bittere Enttäuschung über den Frieden.



Wir hatten gehofft, der Friede würde die zusammenbringenden, versöhnenden, zur Harmonie führenden Kräfte wieder entbinden. Davon ist aber keine Rede. Vielmehr setzt sich die Zersetzung nun innerhalb der Völker fort. Der Auflösungsprozeß geht weiter. In allen Körperschaften, Gemeinschaften, Vereinen, Kreisen, selbst in den Familien setzt man sich miteinander auseinander. Und Jesu Stimme? Gilt von ihr nicht immer mehr, was der französische Dichter klagt:

In allem dem erschreckt mich eines, o Jesu, mit geheimer Gewalt,  
Dies: daß deiner Stimme ein immer schwächeres Echo erschallt?

Und doch, Gott sei Dank, es liegt nicht so, daß seine Stimme selbst nicht mehr erschallte. Daß sie so selten und nur so schwach in Menschenseelen ein Echo findet, das ist allerdings zum Erschrecken und Trauern. Aber zum Verzweifeln wäre es, wenn die Stimme des guten Hirten selber verstummt wäre, wenn er selber es enttäuscht aufgäbe, in dieser allgemeinen Verwirrung und Verblendung, in diesem atemlosen Geschrei so vieler harter und gewalttätiger Stimmen doch immer noch nach seinen Schafen zu rufen. Das ist jedoch, Gott sei Dank, nicht der Fall. Aus dem letzten Worte Jesu, welches uns der Evangelist Matthäus aufbehalten hat, klingt die herrliche Verheißung: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und auch unser heutiges Tertwort aus dem Evangelium Johannes ist zeitlos; damals und heute und bis ans Ende der Tage gilt es: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie.“

Er läßt sich freilich niemals in ein Wettgeschrei mit dem Lärm der Menschen und der Welt ein. In Zeiten, wo in die Menschen der Irrtum fährt, — und das scheint von Zeit zu Zeit unvermeidlich zu sein — als ob mit der Stärke des Geschreis und mit der Hartnäckigkeit des Behauptens eine Sache zur Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit gemacht und zum Durchbruch und Sieg gebracht werden könnte, in solchen Zeiten wird von ihm immer wieder das alte Prophetenwort gelten: „Er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen.“ Aber sein treuer Lock- und Einladungsruf verstummt nicht.

Feine Ohren haben sogar im wildesten Schlachtengetöse das leise Wort des guten Hirten gehört und sind dadurch seiner geheimnisvollen Nähe gewiß und froh geworden und haben damit in der schrecklichsten Lage und Stunde ihres Lebens eine innere Kraft, Freiheit und Seligkeit besessen wie nie zuvor. Gesammelten, innerlich gerichteten Seelen begegnet er auf ihren stillen Seitenpfaden auch in den Zeiten des größten und verwirrendsten Lärms und läßt es sie merken aus irgend einem Gruß und Zeichen, durch irgend ein Erlebnis oder irgend einen Boten, welche seinen Frieden zu ihnen tragen dürfen, daß er der gute Hirte ist, der seine Schafe kennt und nicht vergißt.

Wir wollen sicherlich die Hoffnung für das Ganze nicht fahren lassen. Wir wollen, auch wenn es durch die ganze Welt hin tobt und tönt, als ob lauter Wölfe da wären, dennoch unentwegt hoffen und glauben, was er einst verheißen hat: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muß ich herführen, und auch sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirt werden.“ Aber diese Hoffnung können wir nur erlangen und festhalten, wenn wenigstens wir die Stimme des guten Hirten hören und erkennen und vorderhand einmal für uns in der Gewißheit seiner Nähe und Leitung Halt und Licht finden. Und eben das ist's, was ich heute, am letzten Sonntag des Kirchenjahres, am Sonntag, den viele evangelische Kirchen als den Totensonntag feiern, euch und mir selber herzlich wünsche.

Es ist, wenn man im Geist durch die Jahrhunderte herabwandert, eigentlich überwältigend, zu beobachten, wie Jesus durch die Zeiten schreitet und auf einmal wieder da ist und nach seinen Schafen ruft. Wie oft schon seit jenem ersten Ostermorgen, wo Maria Magdalena klagte: „Sie haben den Herrn weggenommen“, haben in Zeiten geistlicher Dürre, religiöser Entfremdung, allgemeiner Weltfeligkeit und Oberflächlichkeit tiefere Naturen voll Sehnsucht ausgeschaut und geseufzt: „Ich suchte, den meine Seele liebt, und fand ihn nicht“! Und auf einmal kam dann seine Gnade über sie und hörten und erkannten sie seine Stimme und wußten sie sich von ihm gekannt und nun durch ihn in einen unzerreißbaren

Zusammenhang hineingehoben, in eine starke Hand hineingestellt, woraus sie niemand mehr reißen konnte. Es gab Zeiten, wo die einen ihn lästerten und die andern ihn heuchlerisch bekannten, wo er hier geleugnet und dort verleugnet wurde, wo man in Wissensdünnel und Kulturseligkeit über ihn hinwegschritt und ihn wieder einmal für erledigt und abgetan erklärte, oder wo man aus seiner Botschaft Formeln und Sâhungen, Lehre und Kultus machte und seinen Geist verlor, und jedesmal schien es, als wäre seine Stimme verstummt und seine Spur verweht. Und dann begannen auf einmal suchende Seelen aufzuhorchen, als hörten sie eine Stimme, die nach den Schafen rief, und sie erkannten sie, und in vielen Herzen entbrannte wieder das heilige Feuer der Liebe und Hingabe ihm gegenüber, und es gab auf einmal wieder Menschen, welche alles für ihn wagten und welche als das Röstlichste ihres Lebens den Frieden priesen, den er ihnen gab, und das Leben, das er ihnen schenkte.

Für uns scheint mir eines jetzt ein Hindernis geworden zu sein, welches viele seine Stimme nicht mehr recht hören und erkennen läßt. Es will manchen treuen Jesusjüngern heute nicht in den Kopf, weshalb denn nicht endlich die Zeit der einen Herde anbrechen sollte, weshalb denn der große Hirte nicht endlich einmal die geeigneten Mittel ergreifen sollte, um seine zerstreuten Schafe zusammenzutreiben, ja um auch die Wölfe in Schafe zu verwandeln. Man ärgert sich weithin in der Christenheit an der Weise Jesu, insbesondere an seiner Zurückhaltung. Man hätte ihn gerne etwas gewaltsamer. Man wünschte, daß er mit Zwang und Gericht ein wenig nachhelfen möchte. Man wird, wie einst der Täufer, an seinem Messiasium irre, weil immer noch Herodes und Pilatus, Hannas und Kaiphas im Regimente sitzen, weil immer noch Sachleute der Frömmigkeit mit äußeren Werken und Sâhungen die Liebe ersetzen wollen und Böllner und Sünder ungerechten Mamon sich anhäufen. Wie soll es bei solcher Duldsamkeit und Sanftheit, mit dieser ewigen Innerlichkeit und Gesinnungsreligion jemals zum Gottesreiche kommen? Und so ärgert man sich an Jesus und verliert darüber das Gehör für seine Stimme und erkennt

ihn nicht mehr, wenn er ruft, und büßt mit der Hoffnung auch den Halt ein.

Ich denke aber, daß nicht er sich nach uns, sondern daß wir uns nach ihm zu richten haben, daß wir ihn so nehmen müssen, wie Gott ihn gewollt hat, daß wir auf seine Stimme hören und ihr folgen sollen, wann und wie er sie erhebt. Wir dürfen seine Art nicht mit der Art verwechseln und vermischen, wie unter uns für menschliche Dinge geworben und gestritten wird. So kann für seine Sache nicht gearbeitet werden. Wir dürfen uns das Kommen des Gottesreiches nicht so vorstellen, wie irdische Kulturentwicklungen ablaufen, wo ein Geschlecht den Ertrag seiner Arbeit dem nachfolgenden hinterläßt, dieses sie fortsetzt und dann, mit seinen Zutaten versehen, weiterüberliefert. Im Reiche Gottes geht es anders zu. Da können die Kinder nicht dort ansetzen und fortfahren, wo die Eltern stehen geblieben sind. Da kann der innere Besitz, der Ertrag der inneren Kämpfe, das Ergebnis der Erfahrungen der göttlichen Gnade in Not und Schuld nicht einfach als Hinterlassenschaft von Hand zu Hand weitergegeben werden. Vielmehr beginnt die Geschichte Gottes mit den Menschen bei jedem in gewissem Sinne wieder von vorn und muß jeder wieder den ganzen Weg selber gehen und zwar als seinen Weg. Und weil es so ist, weil jeder Mensch aus seiner Not und Schuld, aus seiner Art und von seinem Standort aus Gott wieder finden, seine Hilfe und Gnade wieder erleben muß, so muß auch Gottes Reich und Sache immer wieder in neuen Menschen neue Wurzeln schlagen und in jeder Zeit wieder neu hervordachsen aus Seelen, die Christum ergreifen oder vielmehr sich von ihm ergreifen lassen.

Er aber ergreift sie nicht mit Gewalt; er zwingt sie nicht zu seiner Herde. Er läßt sie seine Stimme hören, ob sie als seine Schafe ihn wohl erkennen und seinem Rufe nun folgen. Was wir dabei tun und helfen können, ist lediglich das, daß wir für unsere Person aufhören, von ihm uns rufen lassen und uns gehorsam zu seiner Herde halten. Mir ist, seine Stimme sei wohl wieder zu hören. Mit Erbarmen sieht er auf unsere Christenheit hernieder. Er sieht sie wieder als eine Herde ohne Hirten, ver-



freut und verschmachtet, ohne Ziel, ohne Weg. Aber gerade weil sie jetzt so arm, verirrt und verwirrt ist, bin ich überzeugt, daß der gute Hirte ihr wieder vor die Seele treten muß. Nach all den entsetzlichen Dingen, welche geschehen sind, nach all dem Wahn und Trug, worein die Seelen der Menschen sich fangen ließen, wird vielen, ungeahnt vielen das innere Auge wieder aufgehen für seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie der Evangelist sagt, als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, und das innere Ohr sich wieder öffnen für seine Stimme, die Stimme des guten Hirten, die sie leise, gütig, rein, doch hell und deutlich zu sich heranklingen hören auf allerlei Schallwegen. Vor allem wieder neu und gut durch das Wort der Heiligen Schrift. Dann durch das Zeugnis von Menschen, die von ihm ergriffen wurden und nun bezeugen können, was er ihnen ist und was er ihnen gibt. Und dann durch Erlebnisse, die uns innerlich aufwecken und öffnen. Und wenn man einmal von seiner Lebensmacht berührt und erfaßt ist und nun die Gewißheit in sich trägt, daß er lebendig durch die Zeiten schreitet und als guter Hirte immer wieder seine Stimme erhebt und nach den Schafen ruft, o dann ist es Seligkeit, da und dort, dann und wann es besonders erfahren zu dürfen, wie seine treue Heilandsliebe nahe ist, erquickend, behütend, vergebend, tröstend, aufrichtend, leitend, erneuernd, umgestaltend, verklärend.

Dann aber laßt uns auch folgen, wenn er ruft! Lasset uns Halt machen und umkehren, wenn er warnt! Laßt uns tun, was er uns heißt! Laßt uns, ob wir äußerlich auch nach wie vor vielleicht darein verflochten bleiben müssen, uns doch innerlich lösen von den Herden, in welchen wir mitlaufen wahrlich oft nicht besser als Schafe, die man treibt und stößt, aus all den Zwangsgruppen und gewaltsamen Zusammenhängen, welche über uns, über unsere Zeit, über unsere Kraft, ach auch über unsere Seele zu verfügen beanspruchen und in welchen wir im Grunde doch niemanden kennen und von niemandem gekannt werden, in welchen unsre Seelen deshalb einsam sind und verschmachten müssen, und laßt uns zu der Herde uns halten, welche der gute Hirte führt, er, der sein Leben für die Schafe gelassen

hat, der uns nicht in Fesseln schlägt, sondern aus den Fesseln erlöst, der nicht unser Leben nimmt, sondern uns erst zum Leben hilft! Laßt uns endlich einmal wirklich den Weg betreten und gehen, auf den er uns ruft! Laßt uns in der Behandlung der Dinge und der Menschen die Methode ergreifen, die er uns zeigt! Laßt uns vor allem aber unsere Freude und unsere Freiheit da suchen, wo er sie uns anbietet, beim Vater und in der Gemeinschaft mit dem Vater!

Dann gibt er uns auch das wahre Leben, an welches die Welt mit ihren Gewaltmitteln, mit ihrem Gebieten und Verbieten gar nicht heranreicht. Und in dem Maße, als dieses Leben in uns ist und wächst, werden dann wir selber zu Sprachrohren unseres Herrn, wirkt er dann auch durch uns, durch unser Zeugnis und durch unser Wesen und Leben und lockt die Menschen, unter die wir gestellt sind, auch zu seiner Herde.

Heute am Totensonntag darf uns dabei Eines besonders groß und herrlich werden: Wir sind damit in einen Zusammenhang hineingehoben, den Tod und Grab nicht zerbrechen können. Es streckt sich da eine ewige Hand in unser armes bedrohtes Dasein herab, aus der uns niemand zu reißen vermag. Der Vater, der uns in Christus sucht, ist größer denn alle und alles, und niemand wird uns aus seiner Hand reißen. Es sind jetzt viele unter uns, die es mit Schmerzen erfahren mußten, wie der Tod liebe Menschen unsern Händen entreißen kann. Und es sind wohl andere unter uns, die das noch Schwerere und Schmerzlichere erlebt haben, daß Sünde und Schuld ihnen liebe Menschen entrißen. O hört die Worte des guten Hirten, wenn er von einer Liebe spricht, die die Schafe alle kennt, und von einer Vaterhand, der niemand sie entreißt! Und sind es verlorene Schafe, derentwegen euer Herz bekümmert ist, o hört dieselbe Stimme erzählen, wie der gute Hirte die neunundneunzig Schafe in der Hürde läßt und dem einen verlorenen nachgeht und nicht rastet, bis er's gefunden hat und triumphierend auf seinen Achseln nach Hause bringen darf! Amen.

---

## Als Kind geboren.

Adventszeit. (Am 21. Dezember 1919.)

Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Luk. 2, 12.

Man macht in seinem Leben seltsame Wandlungen durch. Die gegenwärtige Zeit läßt uns in dieser Hinsicht an uns selbst und an andern besonders reichliche und überraschende Beobachtungen machen. Wie haben sich unter der Einwirkung und Nachwirkung des Krieges vor allem die politischen und sozialen Anschauungen der Menschen gewandelt! Wie gründlich hat das Urteil über Persönlichkeiten und Vorkommnisse, welche in diesem Kriege eine bedeutsame Rolle spielten, umgeschlagen! Wie sahen und sehen wir mit Bestürzung sogar die sittlichen Grundsätze der Völker und der einzelnen Menschen so rasch und so erschreckend sich ändern! Wir fühlen alle, daß auch wir in diesem großen und allgemeinen Wandel nicht unverändert geblieben sind. Unser Denken und Urteilen ist, vielleicht mehr als uns schon bewußt ist, durch die Erlebnisse dieser Zeit tief und nachhaltig beeinflusst und umgewandelt worden.

Ich weiß nicht, ob viele unter euch auch die Wandlung mitgemacht haben, die mir jetzt in dieser Vorbereitungszeit auf Weihnachten beim Nachdenken über die Weihnachtsgeschichte erst recht zum Bewußtsein gekommen ist, die Wandlung nämlich, daß einem das Wunderbare an dieser Geschichte je länger desto natürlicher und selbstverständlicher erscheint und umgekehrt das Natürliche und Alltägliche, das rein Menschliche an ihr je länger desto verwunderlicher und rätselvoller.

Daß sich in jener Nacht, wo Christus geboren wurde, die himmlische Welt öffnete und heller Schein und selige Töne aus ihr zu ein paar begnadigten Menschen herniederdrangen, das wundert mich nicht mehr. Mir ist, wir täten alle gut daran, wir bereiteten uns selber viele stille schöne Freuden, wenn auch wir für solchen Schein und für solche Töne Auge und Ohr aufmerk-

jamer einstellten. Jesus hat den Seinen ja verheißen: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Himmel offen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren sehen.“ Ja dürfen wir nicht alles, was irgendwoher, aus Natur und Menschenwelt, im gewohnten Verlauf der Dinge und in ungewöhnlichen Erlebnissen an Reinem, Edlem, Gütigem auf uns eindringt, alles, was unser Gewissen erfasst und aufrüttelt, alles, was uns die Wahrheit näher bringt, alles, was uns innerlich befreit und versöhnt und erhebt, als Strahlen und Töne verstehen, in welchen durch die Hüllen der Sichtbarkeit hindurch die himmlische Gotteswelt verheißungsvoll und hilfreich zu uns kommt, um uns zu locken und uns zu erfassen?

Wir würden dadurch nicht, wie viele befürchten, weltfremd, wohl aber weltfrei. Das Interesse an den Dingen und Geschehnissen, zwischen denen drin uns nun einmal unsere Aufgabe hienieden angewiesen ist, würde dadurch in unseren Seelen nicht ausgelöscht, aber es würde uns zu Macht über diese Dinge und Geschehnisse verholfen werden. Wir könnten dennoch mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Erde stehen, aber wir würden mehr von dem erleben, was der Apostel meint, wenn er einmal bekennt: „Unser Wandel ist im Himmel.“

Umgekehrt wird in demselben Maße Unscheinbares, ganz Gewöhnliches, Alltägliches, Zufälliges uns groß und wunderbar, ja oft zu einer überraschenden Offenbarung des Willens und der Weise unseres Gottes. So erstaunen wir, wenn wir die Weihnachtsgeschichte jetzt lesen, mehr als über den offenen Himmel und den himmlischen Boten und den Engelsgesang darüber, daß den Hirten als Erkennungszeichen des verheißenen Gesalbten Gottes nichts anderes genannt wird als dies: „Das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Hätten wir das nicht von Kind auf schon hundert- und aberhundertmal gehört und stellte, zumal in dieser Zeit vor Weihnachten die christliche Kunst es uns nicht immer wieder vor Augen, es müßte uns eigentlich ganz unfaßbar erscheinen.

Ueberlegen wir's uns doch! Da wartete Israel schon seit Jahrhunderten auf den verheißenen Messias. Die großen Pro-



pheten hatten den Blick der Gläubigen immer wieder über die Trübsale, Gerichte und Rätsel der Gegenwart hinweg auf die herrliche Gnaden- und Heilszeit gelenkt, welche Gott zulezt dann doch noch über seinem Volke werde aufgehen lassen und durch dieses Volk über der ganzen Welt. Dann wird die zerfallene Hütte Davids wieder aufgerichtet. Dann wird der Hügel Zion größer sein als alle Berge der Erde. Dann wird in der Wüste eine Stimme erschallen: „Bereitet dem Herrn den Weg! Machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gott!“ Und dann würde der erscheinen, für den kein menschlicher Name gut genug war, der da hieß: Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst, und der den Menschen das verlorene Paradies wieder verschaffte. Und vergessen wir nicht: Vielleicht weniger klar und bewußt, aber nicht weniger ergreifend ging dieselbe Sehnsucht durch die ganze damalige Welt. Seit fast zwei Menschenaltern konnte man auf den Marktplätzen aller bedeutenden Städte Vorderasiens Inschriften lesen, welche die Geburt eines Weltheilandes ankündigten, der die sehnlichsten Wünsche erfüllen, dem Menschengeschlechte Frieden bringen, ja das Leben erst lebenswert machen werde.

Und jetzt, wo er erschien, wie erschien er nun? Jetzt, wo der große Gottestag anbrach, was für Zeichen kündeten ihn an? „Dies habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Das ist eigentlich gar kein Zeichen. Das ist vielmehr die völlige Abwesenheit von allem dem, was auf etwas Ungewöhnliches, gar auf etwas Weltumspannendes, was auf den Anbruch der ersehnten Gottesherrschaft hinwies. Außer der eingeweihten himmlischen Welt und den paar Hirten, denen es geoffenbart wurde, hat denn auch tatsächlich niemand auf Erden etwas gemerkt. Und diesem Anfang entsprach der Fortgang. Er stimmte in keiner Weise mit dem Bilde überein, das man sich in den Synagogen und in den frommen Kreisen Israels von der Heilszeit und dem Gesalbten Gottes zurechtgemacht hatte: „Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern

und läßt die Reichen leer. Er wird groß sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein." Und weil das Volk von allen diesen Zeichen an Jesus nichts wahrnahm, ärgerte es sich an ihm und wandte sich von ihm ab. Und hat sich nicht sogar der letzte in der Reihe der Propheten, Johannes der Täufer, auch getäuscht? Er kündigte als Zeichen an die Art, um die faulen Bäume zu fällen, die Worf-schaufel, um in der verwirrten Menschheit endlich die Spreu vom Weizen zu scheiden. Doch niemand sah in seiner Hand eine Art und eine Worf-schaufel. Kein fauler Baum wurde gefällt. Land-auf landab wurde nirgendswow ein Feuer angezündet, um die Spreu zu verbrennen. Darum zweifelte schließlich der Täufer selbst: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ Und der Krippe und diesem Fortgang entsprach erst recht das Kreuz am Schluß. Das lief so sehr allem Erwarten, allen Zeichen, die man sich ausgedacht hatte, zuwider, daß Paulus von seiner Predigt des Gefreuzigten geradezu sagt, sie sei für die Welt eine Narrheit.

Hierin liegt, meine ich, eine sehr notwendige, sehr beherzigens-werte Botschaft gerade jetzt für uns. Ueberall stehen die Men-schen wieder aufgeregt auf den Straßen und reden von einem Neuen, das kommen soll, von einer neuen Ordnung der Dinge, von einer neuen Zeit und Welt. Wie einst die Rabbiner in den Synagogen und die Frommen in den Kreisen der Stillen im Lande sich die messianische Zukunft, die da anbrechen sollte, ausgemalt hatten und sich unter dem Druck einer rätselvollen und schweren Gegenwart ihre Sehnsucht bis zur leidenschaftlichen Blut gesteigert hatte, wie sie, die einen mit gelehrter Dialektik, die andern mit frommer Phantasie, vom Anbruch und Verlauf der großen Heils-zeit zum voraus schon eine Art von Programm aufgestellt hatten, so geht es auch jetzt wieder. Es fehlt nicht an vielversprechenden Programmen; es fehlt nicht an klug ausgedachten Systemen; es fehlt nicht an farbenprächtigen Zukunftsbildern. Sie alle wollen uns überzeugen und uns schildern, was da kommen soll und wie

es kommen müsse. Sie nennen die Zeichen, welche den Anbruch ankündigen und begleiten werden: Flammenzeichen, die ihren Schein über die Erde werfen, Posaunenstöße, die alle Welt auf die Beine jagen. Nun, Flammenzeichen und Posaunenstöße sind da. Auch Deuter, die sie deuten, die einen als Zeichen des Untergangs, die andern als Zeichen des Aufgangs. Und wir?

Wir stehen zwischen dem allem drin und kommen von der feinen zarten Geschichte nicht los, die uns erzählt, wie es auf Erden zuging, als der erschien, der des Vaters Abglanz war, als einst der Tag anbrach, der aller Zeiten Wende- und Mittelpunkt ist. Wie war es denn damals? Wir hören staunend: „Das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“

Darüber wird uns das Eine wieder gewiß und klar: Was uns vor allem not tut, ist dies, daß das Erbarmen Gott zu uns komme und uns seine reinen guten Kräfte schenke, daß, wie es im Lobgesang des Zacharias heißt, Gott sein Volk besuche und erlöse. Auch in jener Zeit, wo Jesus auf Erden erschien, hat man es mit eigenen Kräften versucht und sich selbst erlösen und beseligen wollen. Was haben die gesetzesstrengen Juden es sich doch kosten lassen, um Gottes Wohlgefallen zu verdienen und die große Heilszeit herbeizuzwingen! Und was nahmen auch fromme Heiden an Büßungen und Leistungen, an Wallfahrten und Opfern auf sich, um den Frieden ihrer Seele zu erlangen! Aber sie kamen nicht ans Ziel. Die tiefsten unter Juden und Heiden wußten, daß Gott helfen müsse, wenn geholfen sein sollte, daß er Erlösung und Heil schenken müsse, wenn die Menschen genesen sollten. Gottes Erlösung und Heil aber hält nicht mit Gewalt und Glorie Einzug. Gottes reine gute Kräfte kommen nicht mit Feuerbränden und Trompetensignalen. Sie kommen leise, unversehens und verborgen. Sie erscheinen an den Stellen zuerst, wo über stillen gläubigen Herzen der Himmel sich öffnen kann.

Ich weiß wohl, hierin mag sich unser Geschlecht kaum finden. Das bedeutet eine bittere Enttäuschung. Seine Weihnachtsgeschichte mußte ganz andere Zeichen und Begleitereignisse auf-

weisen. Die modernen Christbäume mit elektrischen Leuchteffekten und automatischen Spieldosen wären das passende Gleichnis dafür. Wir sind schon vor dem Kriege ein geräuschvolles Zeitalter und ein auf stärkste Eindrücke erpichtes Geschlecht gewesen. Der Krieg hat uns vollends an jegliches Fortissimo gewöhnt. Es muß sehr laut rufen, wer heutzutage gehört sein will. Es muß sehr grell scheinen, was jetzt bemerkt sein will. Wir sind auf das Massiv und auf die Massen eingestellt. Es hat bei uns den höchsten Grad erreicht, was schon ohnedies der menschlichen Natur nahe liegt: Das Wirkungsvolle und Durchschlagende, das Große und Göttliche in äußerlich Gewaltigem und Glanzvollem zu suchen.

Dieser Zauber ist einst auch an Jesus herangetreten. Steine in Brot verwandeln, von der Zinne des Tempels sich unter die Volksmenge hinabstürzen, mit seinem Regiment die Breiten der Erde umspannen, das waren die schmeichelnden, lockenden Bilder, womit der Versucher seine Seele zu verwirren suchte. Aber Jesus, der seinen Erdentag begonnen hatte „in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend“, wußte, daß Gottes Weise nicht der Menschen Weise ist. Deshalb sprach er zu Gewalt und Glorie streng und fest: Nein.

Wird er jetzt dazu Ja sagen? Ich glaube, was uns die Weihnachtsgeschichte von der Geburt des Erlösers erzählt, offenbart uns das Gesetz aller Erlösungen. Die Erlösungen brechen nicht über uns herein; sie müssen aus uns herauswachsen. Gott läßt sie nicht fix und fertig aus einer höheren Welt sich auf uns herabsenken. Noch weniger kann ein kluger Kopf auf Erden sie fix und fertig ausdenken und dann eines Tages ins Szene sehen. Alles Lebendige in der Natur beginnt als Samenkorn, als geheimnisvoller verborgener Keim. Alles unter den Menschen, Gelehrter, Künstler, Genie, wird als Kind geboren und muß wachsen. Und es ist mit keiner Verehrung und Anbetung hoch genug zu preisen, daß Gott, als die Zeit erfüllet war und seine Erlösung erschien, auch den Erlöser erst ein Kind werden ließ und als schwaches hilfloses Geschöpf in die Arme einer Mutter legte. Das ist für alle Erlösungen und Begnadigungen Gottes in der Ge-



schichte der Menschen der natürliche, von Gott gewiesene Weg: Sie müssen sozusagen erst Kinder sein und dann ins Mannesalter heranwachsen, zur Reife und zu Taten. Oder meint ihr, heute jedoch werde eine neue Zeit, eine neue Menschheit wohl so kommen, daß eben die Alten verwandelt würden und Wachstum, stilles Ausreifen, geduldige Entwicklungen als unnötige verzögernde Zwischenstufen einfach übersprungen werden könnten? So kommen nicht die Erlösungen, so kommen die Vergewaltigungen; so geht nicht das Werden, so geht der Zusammenbruch vor sich. „Das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“

Aber wir großen, alten Menschen? Was können denn wir dabei tun? Was Maria und Joseph, was die Hirten und die Weisen, was Simeon und Hanna taten: Hegen und pflegen, glauben und hoffen, stille sein und warten, Gottes Geheimnis verstehen und verehren, seinen Kräften das eigne Herz öffnen und sie in uns schaffen lassen, und wenn's dreißig Jahre geht, bis aus dem Kindlein der Mann geworden ist, doch die Zuversicht und die Geduld nicht verlieren. Wo man aber die Geduld verliert und gewaltsam nachhelfen will, wo man die zarte Pflanze künstlich treibt, wo man am Kinde stößt und zieht, da verdirbt man, was Gott schafft. Und wenn jetzt die ganze aufgeregte Welt ungeduldig drängt und fordert, so wollen wir uns besinnen: Wo hat sich Gott jemals zu seinen großen Taten drängen lassen? Und wo hat jemals Bestand gehabt und das Heil der Menschen wahrhaft begründet, was mit Lärm und Gewalt unternommen worden ist? Galt und gilt und wird nicht von dem allem gelten, was Jesus gesagt hat: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht pflanzte, die werden ausgerentet werden“?

Daß Gott es aber so will, daß das Zeichen bei der Ankunft des Erlösers dieses war: „Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“, das hat über alles das hinaus noch einen Grund, der uns geradezu jubilieren machen muß: Der Erlöser soll unser Bruder werden; er soll unser Fleisch und Blut tragen und in unserem Fleisch und Blut drin, unter den Bedingungen, denen auch wir unterworfen sind, zwischen den

Hemmungen und Versuchungen drin, die auch uns zusehen, das Göttliche uns zeigen, uns darstellen und unter uns und an uns Gottes Werk und Willen tun. O was ist doch alles, alles, was jemals auf Erden Gott suchende Seelen, nach Erlösung schreiende Herzen, was Priester und Propheten, Büsser und Heilige sich über Gottes Erlösungstat und Rettungswerk ausgedacht und zurechtgemacht haben, gegenüber diesem einen großen Meisterstück des Vaters, der seinen Sohn unseren Bruder werden läßt und damit ihn uns und uns ihm verwandt macht? Engel vom Himmel können uns nicht helfen. Wie oft ist schon Menschen in eigener Not und Qual oder vor fremder Not und Qual der Seufzer entflohen: „Ach warum sendet Gott nicht Engel vom Himmel herab, daß sie Hilfe bringen?“ Hier haben wir die Antwort, warum er's nicht tut: Wer uns helfen will, der muß uns kennen, der muß wissen, wie ein Menschenherz fühlt und denkt, muß wissen, wie sich's in menschlichem Fleisch und Blut drin lebt, muß wissen, was alles durch eine Menschenseele geht an Hohem und Tiefem, an Licht und Finsternis, an Seligkeit und Schmerz, an Reinem, Barmem, Edlem, Heiligem und an Beflecktem, Rohem, Tierischem, Teuflischem. Und wer uns Ziele stecken will, wer uns zu einem lebenswerten Leben emporführen will, wer uns die Wahrheit geben, die Gerechtigkeit zeigen, die Liebe glaubhaft machen will, der muß das alles, damit wir es verstehen und glauben, damit es über uns Gewalt gewinnt, in unser Fleisch und Blut hereinbringen, muß es als menschliches Denken und Fühlen, als menschliches Wollen und Handeln, als menschliches Leben und Sterben vor unsern Augen sich abspielen lassen. Sonst bleiben wir ihm und bleibt es uns fremd.

Und so muß es immer wieder sein. Soll die göttliche Wahrheit, die göttliche Gerechtigkeit, die göttliche Freiheit, das göttliche Leben hienieden Wurzel fassen und die Welt erobern, dann müssen sie sich zuerst in Menschenherzen hineinsenken und in ihnen Wurzel schlagen und wachsen, müssen als Bruder und Schwester, als unsereiner unter uns wohnen und muß aus menschlichem Wesen und Leben ihre Macht um sich greifen und die Menschen und die Dinge ringsum erfassen und erneuern. Jetzt scheinen sehr viele

Menschen zu meinen, die Erlösungen und Umwandlungen, deren die Menschheit bedarf, gingen so vor sich, daß das Neue zuerst in Programme und Resolutionen, in Reden und Bücher hineingelegt erscheine. Die haben wir nun reichlich; die Erde ist davon bedeckt. Aber das Neue kommt nicht aus dem Papier, aus den Begriffen und Beschlüssen heraus. Es wird nicht lebendig. Es ist gemacht, konstruiert. Es steckt in den Köpfen, im Mund und fährt wohl auch in die Füße und in die Fäuste. Aber es lebt nicht in den Herzen. Es ist nicht innerlich in das Wesen und Leben aufgenommen worden, nicht in den Menschen und mit ihnen gewachsen. Als der Erlöser erschien, galt: „Das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Bis die Worte kamen, bis das Programm entfaltet wurde, in der Synagoge zu Nazareth, auf dem Hügel am See Genesareth, vergingen drei Jahrzehnte. Und als dann die Worte kamen, was gab ihnen Macht über die Gewissen und Herzen? Das Leben, von welchem sie zeugten, das Leben, welches sie übertrugen, das Leben, welches das Meer war, woraus die Worte als Gefäße schöpften, das Leben, das allein schon dadurch wirkte, daß es da war und daß es so war.

Das laßt uns jetzt in dieser bösen Zeit bedenken! Wir haben es erlebt, wie Glanz und Glorie, irdische Gewalt und menschliche Organisationskunst zusammengebrochen sind und als Ergebnis Hunger, Blöße, Gräber, Witwen, Waisen, zerrissene Völker, vergiftete Herzen, eine in Trümmer zerfallene Welt zurückgelassen haben. Nun brennt die Sehnsucht nach einem besseren Neuen in den Seelen aller, die noch an das Leben glauben. Laßt uns nun nicht aufs neue dem alten Betrug verfallen! Die Advents- und Weihnachtszeit schickt uns vor die Krippe von Bethlehem. Soll Besseres kommen, soll es auf Erden gottwohlgefälliger werden, so muß das Neue erst in die Herzen der Menschen sich hineinsetzen, muß erst Mensch werden und dann als Bruder und Schwester zu Brüdern und Schwestern gehen und so aus erneuerten Herzen zu einer neuen Menschheit wachsen. Das Neue? Es ist das Alte. Wir brauchen Leben, entzündet an dem, von welchem gesagt ist: „Das Leben ist erschienen.“ Amen.

## Macht, zu verwandeln.

Neujahr. (1. Januar 1920.)

Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn. Kolosser 3, 17.

Es wäre sicherlich ein herzbewegendes Schauspiel, wenn man sich in der Sylvesternacht irgendwo abseits aufstellen und, selber ungesehen, die Menschen in ihrem Wandern über die Brücke vom alten Jahr ins neue beobachten könnte, und zwar mit Augen, welchen auch die Vorgänge in den Seelen sichtbar wären. Tausende und Abertausende wandten wie Taumelnde vorüber, ohne jedes Bewußtsein vom Ernste der Stunde. Andere wanderten in frohen Scharen Arm in Arm daher, mit Geplauder und Geselligkeit die Geister verscheuend, die sonst an dieser Stelle dem Wanderer zu erscheinen pflegen. Es passierte wohl auch junges Volk die Brücke mit tanzendem Fuß und singendem Munde. Ich glaube aber nicht, daß durch diese Wanderer der Gesamteindruck bestimmt würde. Ich glaube, dem Beobachter würde es, je länger er auf seinem Posten verharrte, desto mehr vorkommen, daß diese Brücke weit eher als jene berühmte in Venedig den Namen „Seufzerbrücke“ verdiente. Bisweilen klänge wohl in seiner Seele über dem, was er schaute, der Reim aus der Ahlandschen Ballade an: „Auf der Vidasoabücke brechen alte Wunden auf.“ Er beobachtete Menschen, die eine unsichtbare Macht am alten Ufer festzuhalten schiene, und andere, die vor unsichtbaren Dingen am neuen Ufer zurückzubeugen schienen. Was sähe er, wenn er uns beobachtete?

Mir ist, die Menschen seien schon lange nicht mehr so müde, so zuversichtslos über die Sylvesterbrücke gewandert wie diesmal. Das Jahr 1919, das erste Friedensjahr nach dem Weltkriege, ist von uns geschieden, wie eine namenlose Enttäuschung von einem scheidet: Man bleibt erschöpft und angefochten zurück; die Seele



hat die Schwungkraft großer Erwartungen, leuchtender Hoffnungen eingebüßt; man ist in der Stimmung, sich nun eben treiben zu lassen, wie die Dinge einen treiben. Um so mehr drohen jetzt viele dieser Stimmung zu erliegen, als die Unsicherheiten, die stets unser Leben umgeben und die uns jeweils auf der Brücke vom alten zum neuen Jahre besonders deutlich wieder zum Bewußtsein kommen, gegenwärtig noch viel stärker und spürbarer geworden sind als jemals früher. Man wagt nicht mehr fröhlich auf etwas zu hoffen, geschweige denn sicher auf etwas zu rechnen. Wohl gibt es auch noch Trupps, die mit flatternden Fahnen in stolzen geschlossenen Reihen einer besseren Zukunft entgegenmarschieren. Aber auch da ist etwas ganz anders, als man es sonst bei Hoffenden zu sehen erwartet. Sie müssen eine Hoffnung haben, die sie nicht beglückt, die ihnen keine helle Freude aus den Augen leuchten läßt, die ihnen keine milde Güte ins Herz gibt, sondern die sie verdüstert, die sie grimmig und hart macht. Ihr Vorübermarsch sieht sich nicht an wie der von Bringern des Friedens und der Liebe, sondern wie der von Heeresabteilungen, welche auf Schlachtfelder ziehen. So liegt jetzt auf unzähligen Menschen eine schwere, dunkle Luft. Vom Sauerstoff der Freude, der das Atmen leicht macht, ist in ihrer Mischung zu wenig, vom Stickstoff der Sorge, der die Brust beklemmt, ist zu viel vorhanden. Wie sollen, wie wollen unter diesen Umständen wir ins neue Jahr hineingehen? Was ist wohl die rechte Art und Gesinnung, wie wir als Christen die neue Strecke betreten und abwandern sollten?

Der Apostel Paulus gibt uns heute in unserem Textwort aus dem Kolosserbriefe diejenige Lösung, welche, schon an und für sich heilsam, unter den gegenwärtigen Verhältnissen für uns die einzig angebrachte, fast möchte ich behaupten, die allein vernünftige ist: „Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut in dem Namen des Herrn Jesu.“ Der Apostel lenkt damit unseren Blick und unseren Willen auf die Stelle, wo für uns alle die Möglichkeit besteht, auf die Gestaltung unseres Lebens selber einzuwirken, nämlich auf die Art, wie wir die Dinge erleben, wie wir auf sie reagieren, wozu wir uns durch sie bestimmen lassen.

Das ist der Einschlag, den wir selbst zum Gewebe unseres Lebens liefern. Der Zettel wird uns gegeben. Wir dürfen ihn nicht einmal unter vielen und verschiedenen wählen. Wir können in dem Augenblicke, wo er uns gegeben wird, also heute am Neujahrsmorgen, auch noch gar nicht beurteilen, wie er ausfallen wird, ob er das ist, was unsere Posamenter einen guten oder einen schlechten Zettel nennen. Denn er liegt ja jetzt noch auf der Rolle aufgewickelt da. Aber Tag für Tag wickelt er sich weiter ab. Es ist möglich, daß er uns befriedigt; es ist möglich, daß er uns enttäuscht. Es können im Laufe des Jahres allerlei Ueberraschungen zum Vorschein kommen. Es kann sein, daß er sich allmählich besser macht, als er jetzt am Anfang uns erscheint. Es kann aber auch sein, daß uns noch kein früherer so viel Mühe und Verdruß bereitet hat wie der, der die Nummer 1920 trägt. Es ist unendlich viel möglich. Unmöglich ist nur dies: Unseren Zettel zurückzuweisen und gegen einen andern auszuwechseln. Es ist deshalb verhängnisvoll, wenn wir erst noch viel Zeit, viel Grübeln und viel Herzenssorge auf das Abwehren von dem verwenden, was von uns zuletzt doch angenommen werden muß. Machen wir uns lieber mutig an unseren Einschlag, und sehen wir zu, daß wir so viel Gutes und Gottwohlgefälliges in unsern Zettel hineinweben, als uns mit Gottes Hilfe möglich ist!

Diese Aufforderung ist freilich nicht gerade zeitgemäß. Die Menschen scheinen sich merkwürdigerweise viel lebhafter mit dem Zettel zu befassen, der ihnen gegeben wird, als mit dem Einschlag, den sie zu liefern haben. Unser Geschlecht nimmt nicht mehr als unvermeidlich und unabänderlich hin, was frühere Geschlechter so genommen haben. Mit Recht. Wir wollen zu Gott hoffen, daß dieses neue Jahr uns auch in der Gestaltung der menschlichen Dinge im Sinne der Gerechtigkeit, der wahren Freiheit, der Brüderlichkeit vorwärts bringe, daß es endlich des Zerstörens und des Hassens genug sei und die Völker und innerhalb der Völker die verschiedenen Schichten und Gruppen zu verständiger Zusammenarbeit an einer bessern Zukunft sich finden möchten. Es ist auch keinem zu verdenken, wenn er für seine Person sich einen möglichst günstigen Zettel wünscht.

Aber gesetzt auch den Fall, daß heute morgen auf niemandes Webstuhl ein schwarzer oder auch nur ein mit vielen schwarzen Fäden durchzogener Zettel eingespannt wäre, daß alle himmelblaue oder rosenrote Zettel vor sich hätten, nicht wahr, die Qualität des Gewebes würde doch nach wie vor entscheidend durch unsern Einschlag bestimmt? Täuschen wir uns doch nicht und lassen wir uns nicht täuschen: So ausgeschlossen von jeder Möglichkeit, unser Schicksal selber zu gestalten, sind wir nicht, so machtlos und gebunden sind wir den Verhältnissen und Ereignissen nicht ausgeliefert, wie man es heute darzustellen pflegt.

Es war durchaus notwendig, daß man den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Lebensgestaltung der Menschen anders einschätzte als früher. In den oberen Schichten der Gesellschaft neigt man immer noch dazu, diesen Einfluß zu leicht zu nehmen und setzt gerne alles dem eigenen Willen und der Macht der Persönlichkeit aufs Konto. Dann erscheint die bevorzugte eigene Lage als das Ergebnis persönlicher Tüchtigkeit und Betriebsamkeit und das Elend der andern als deren Schuld. In dieser Auffassung steckt Gedankenlosigkeit und steckt Lieblosigkeit. Und man kann es verstehen, daß Menschen, die unter dem Druck schwerer, ungünstiger Verhältnisse unsäglich gelitten haben und denen dann noch derartige Urteile begegnen, einmal mit einem gewissen Vergnügen dem Experimente beizohnen möchten, welches jene Bevorzugten in die schwierigen Verhältnisse der andern hineinversetzte und ihnen auf diese Weise Gelegenheit verschaffte, nun ihre persönliche Tüchtigkeit und Energie gehörig spielen zu lassen. Vernünftig und christlich ist nur das: Die Verhältnisse für alle so freundlich und gedeihlich zu gestalten, als es menschenmöglich ist, und dazu an seinem Teile ehrlich mitzuhelfen und bei der Beurteilung der Mitmenschen die Macht der Verhältnisse und der Umgebung — freilich dann unten wie oben und oben wie unten — gebührend in Betracht zu ziehen.

Aber man hüte sich vor der Ueberspannung dieser Wahrheit! Die gerechte Einschätzung der Macht der äußeren Verhältnisse darf nicht zur Ueberschätzung werden, die vielleicht noch lähmendere und

unheilvollere Folgen hat als die Unterschätzung. Die unteren Schichten der Bevölkerung neigen, zumal gegenwärtig, dazu, die Macht der äußeren Verhältnisse gewaltig zu überschätzen, ja sie vielfach ohne weiteres für alles verantwortlich zu machen. Das Bewußtsein von der persönlichen Verantwortlichkeit geht darüber je länger desto mehr verloren. Die bevorzugte Lage der andern erscheint dann als vollständig unverdient und unbegründet, die traurige eigene aber als das unvermeidliche Ergebnis ungerechter Verhältnisse. Keine Auffassung ist so wie diese geeignet, die Massen zu entflammen und in Bewegung zu setzen; man kann die Erhitzung bis zur Explosion steigern. Aber der entsetzliche Fluch dabei ist der, daß diese Auffassung über kurz oder lang als ein ungeheurer Betrug offenbar werden muß und noch stets offenbar geworden ist. Wenn dann nämlich die Verhältnisse geändert sind, so schnellst wider alles Erwarten das Glücksgefühl doch nicht auf die vermutete Höhe empor; im Gegenteil, was man, nachdem der erste Rausch verflogen ist, nun innerlich davon hat, enttäuscht aufs schwerste. Warum? Weil die Seelen die Kraft verloren haben, jedesfalls sie nicht kennen und gebrauchen lernten, die schließlich doch entscheidend unser Schicksal macht. Man hat nun zwar einen neuen Zettel; aber der Zettel ist noch kein Tuch. Tuch entsteht erst, wenn der eigene Einschlag dazu kommt. Und der?

Es ist dringende Pflicht, mehr und nachdrücklicher als bisher auf die persönliche Macht und Verantwortlichkeit, die uns gegeben ist, hinzuweisen. Insbesondere heute, wo wir die neue Jahresstrecke betreten, wollen wir uns aufrufen lassen, diese Position mit Entschlossenheit und klarem Bewußtsein zu beziehen. Ist es nicht so, daß alles, was über uns kommt, Kleines oder Großes, Liebes oder Leides, in seiner Wirkung auf unseren Lebensverlauf, in seiner Bedeutung für unser Schicksal entscheidend durch die Art bestimmt wird, wie wir selbst es aufnehmen, wie wir es erleben?

„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu.“ Der Apostel spricht seine Aufforderung ganz allgemein aus. Er denkt dabei gar nicht an die verschiedenen einzelnen Anlässe, die eintreten können und uns



zu Worten und Taten veranlassen, ja nötigen. Wie immer sie auch sein mögen, wir sollen uns mit ihnen im Namen Jesu abfinden. Was wissen wir jetzt am Anfang des neuen Jahres von diesen Anlässen? Nun, zum großen Teil werden sich die gewohnten wiederholen. In unseren Familien, unter unseren Freunden und Bekannten, in Beruf und Amt werden in weitem Umfang die alten Verhältnisse weiterbestehen, die alten Verpflichtungen weiterlaufen, die alten Veranlassungen aufs neue eintreten. Sie werden uns also nicht überraschen. Sie stellen die Bedingungen dar, unter denen wir auch im alten Jahr unsere Worte gesprochen, unsere Taten getan oder nicht getan haben. Sind wir beim Rückblick auf die Art, wie wir uns bisher von ihnen bestimmen ließen, befriedigt? Haben wir aus den Möglichkeiten und Gelegenheiten des letzten Jahres das gemacht, was sich mit gutem Willen daraus machen ließ? Oder müssen wir uns sagen, daß vieles anders, nämlich besser hätte gesagt und getan werden können? Müssen wir nicht zugeben, daß ein edlerer, gerechterer, liebevoller, frömmerer Mensch aus allen diesen Anlässen und Gelegenheiten viel Erfreulicheres hätte machen können? Und spricht sich in dieser Empfindung nicht die Wahrheit aus, um die es uns heute zu tun ist, die Wahrheit, daß zum großen Teil eben doch wir selbst unser Schicksal machen, daß wenigstens wir selbst den Ereignissen ihre Bedeutung für uns geben?

Es handelt sich hier um sehr entscheidende Tatsachen. Wir müssen sie ganz anders beachten, als wir es in der Regel tun. Sie drängen sich uns ja rings um uns her und Tag für Tag auf, wenn wir nur die Augen öffnen. Wir sehen Ereignisse in das Leben von Menschen hereinbrechen, von denen wir erwarten, daß sie die Betroffenen mit Angst und Schrecken niederschmettern müßten. Wir sehen auch viele in solchen Erlebnissen tatsächlich zusammenbrechen, Halt und Freude ihres Lebens verlieren und fortan als gebrochene, verbitterte Menschen existieren. Aber sehen wir nicht andere in gleichen Erlebnissen drin sich ganz anders verhalten? Sehen wir nicht einige darin einen Leidensmut, eine Geistesgegenwart, ein Gottvertrauen, eine innere Ueberlegenheit, eine Seelen-

größe beweisen, die uns zu höchster Bewunderung hinreißen und die wir zu den überwältigendsten Offenbarungen des menschlichen Wesens zählen? Es ist mit den glücklichen Dingen des Lebens, mit Reichtum, Erfolg, Macht, Ruhm, Menschengunst, Liebe der Menschen genau so. Wir erwarten, nun müßte die so Beschenkten das Glücksgefühl wie warmer Sonnenschein überfluten. Aber was beobachten wir tatsächlich? Wir sehen viele in allem dem kühl, unbewegt, andere ausgelassen, leichtfertig, dritte hochmütig, prohenhaft und vierte tiefbeglückt, dankbar und voller Güte. Woran liegt das?

Nicht an den Ereignissen, sondern an den Seelen. Dafür, wie die Dinge auf uns wirken, was wir aus ihnen machen, was wir sie mit uns und aus uns machen lassen, ist niemand anders als wir selbst verantwortlich. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten dienen“, sagt der Apostel Paulus. Wie der sagenhafte König Midas alles, was er berührte, in Gold verwandelte, so verwandeln die Menschen Gottes alles, auch das Unglück, das sie trifft, ja selbst das Unrecht, das sie leiden, in Segen und Heil. Für andere dagegen verwandelt sich alles, auch ihr Glück, auch der Erfolg ihres Lebens, in Unheil und Fluch, wie vor den Blicken des Medusenhauptes alles erstarrte und erkaltete. Diese Verwandlungen alle geschehen nicht außer uns und abgesehen von uns, sondern in uns und durch uns. Sie vollziehen sich zu der Stunde und an der Stelle, wo die Dinge und Ereignisse die Schwelle unserer eigensten inneren Welt, die Schwelle unserer Seele betreten. Es kann kein Zweifel bestehen, daß an dieser Stelle und zu dieser Stunde unser Schicksal uns selbst in die Hände gelegt ist. Hier besitzen wir die Macht, fast möchte ich sagen, die Zaubermacht, die Dinge und Ereignisse zu verwandeln.

Keiner von uns bestreitet, daß, stünde Jesus an unserer Stelle, aus allen Umständen, Gelegenheiten, Verhältnissen und Ereignissen unseres Lebens etwas ganz anderes herauskäme, etwas, was den Namen Gottes pries, was das Reich Gottes baute. Aus demselben Material, woraus der eine eine Jammerhütte, der andere ein Prunkhaus, der dritte ein Geschäftshaus, der vierte ein Ver-

gnügnngshaus sich aufbaut, würde .er ein Heiligtum Gottes zu bauen wissen. Es ist überaus lehrreich und erbaulich, einmal die Geschichten der Evangelien von diesen Gedanken aus zu betrachten. — Einst nahte Jesus mit seinen Begleitern in später Tagesstunde einem samaritischen Flecken, wo er auf gastfreundliche Herberge rechnete. Aber man wies die bittenden Israeliten in beschränktem Nationalhaß ab. Während nun dieses Erlebnis die Jünger um alle Fassung brachte, so daß sie in hell aufloderndem Zorn am liebsten Feuer und Schwefel vom Himmel auf die ungastliche Dorfschaft hätten herabregnen lassen, wurde es für ihren Meister zum Anlaß, seine innere Ueberlegenheit in wundervoller Weise zu bewähren und eine reine untrübbare Güte an den Tag zu legen, die sogar über so engherzigen und törichten Menschen ihren Sonnenschein erstrahlen ließ. — Ein andermal stieß ein aufgeregter Haufe eine auf frischer Tat ertappte Ehebrecherin vor sich her, um sie vor den Thoren zu steinigen. Sie hatten wohl in einem der Tempelsäle über sie Gericht gehalten und begegneten nun draußen im Vorhofe Jesu. Wir wissen, daß dieses Begegnis Jesus zu einem Verhalten und zu einem Worte veranlaßt hat, von denen seither rettende und richtende Kraft durch alle Jahrhunderte ausgeht. Wie vollständig anders wäre die Szene verlaufen, wenn demselben Haufen an derselben Stelle Simon Petrus oder der Ratsherr Nikodemus oder der Hohepriester Kaiphas oder der Landpfleger Pilatus begegnet wäre! — Wie oft sieht unser inneres Auge jene galiläischen Mütter mit ihren Kindern an der Hand und auf dem Arm! An derselben Stelle, zu derselben Stunde trafen sie auf die Apostel und auf den Herrn. Aber was für einen ungeheuren Gegensatz des Verhaltens und der Worte löst ihr Begehren bei ihnen und bei ihm aus! — Die Begegnung des Oberzöllners Zachäus mit Jesus gestaltete sich zu einem öffentlichen Ereignis für Jericho. Aber wie verschieden erlebten alle Beteiligten dasselbe Erlebnis, das Volk, die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Jünger, Zachäus, Jesus! — An der gleichen Stelle im Gerichtssaal des Hohen Rates standen innert weniger Jahre und Jahrzehnte Jesus, Stephanus, Paulus vor den Richtern ihres

Volkcs, standen wohl in diesem Zeitraum noch ungezählte Andere. Dieselben Umstände, dasselbe Verfahren, dieselben Aussichten wiederholten sich für sie alle. Und doch wie verschieden haben sie dieselbe schwere Stunde durcherlebt! — Vor allem aber das Rätselvollste, das Kreuz, die drei Kreuze auf Golgatha! Zur selben Stunde, auf derselben Stelle erlitten die drei Gekreuzigten dasselbe Los. Aber Welten trennen ihr Erleben. Jesu diente das Kreuz dazu, das Werk der Erlösung zu vollenden.

Für unser Schicksal ist also unleugbar nicht was wir erleben, sondern wie wir es erleben entscheidend. Und nun lädt uns der Apostel Paulus gleich bei Beginn des neuen Jahres ein, einmal alle Dinge dieses Jahres im Namen Jesu zu nehmen und alles, was zu sagen und zu tun sie uns veranlassen, im Namen Jesu zu sagen und zu tun. Das will natürlich nicht bedeuten, daß wir bei allen unseren Erlebnissen und bei allen unseren Entscheidungen irgendwie und irgendwo die Formel „im Namen Jesu“ anbringen müßten. Um eine Formel handelt es sich nicht. Es handelt sich um eine Gesinnung. Im Namen Jesu etwas sagen und tun heißt, denke ich, uns darauf besinnen, wie er es gesagt und wie er es getan haben würde, und es dann auch so sagen und auch so tun. Dazu gehört vor allem, daß wir alles innerlich mit Gott zusammenbringen, alle Erlebnisse aus seiner Hand nehmen, als seine Gabe und Aufgabe; daß wir es allem zum Troß fest und hartnäckig glauben: „Gott steht dahinter; die ewige Liebe des Vaters ist auch da irgendwo drin“; daß wir deshalb auch ernsthaft suchen und fragen, was Gott mit diesen Dingen von uns will; daß wir dankbar und gütig das Gute und geduldig und tapfer das Böse nehmen; daß wir in glücklichen Erlebnissen dem Uebermut und dem Hochmut wehren und demütig bleiben und in Trübsal und Leiden der Verbitterung und der Verzweiflung die Herzensthüre nicht öffnen und still auf Gottes Antworten und Lösungen warten. Im Namen Jesu die Dinge nehmen heißt aber auch, den Menschen gegenüber nie vergessen, daß sie auch eine Seele haben, auch Gottes Bild sind und daß, wenn etwas auf Erden den Gottesfunken in ihnen wieder zur Glut entfachen kann, Vertrauen und



unwandelbare Güte dies vermögen; heißt also, dem Bösen niemals auch Böses, sondern stets Gutes entgegenstellen; heißt, auch da, wo wir versagen und strafen müssen, es mit der Absicht tun, den Menschen zum Guten zu gewinnen. Und endlich heißt es auch: Das eigene Versagen ernst nehmen, sich dawider sperren, dagegen kämpfen, aber doch den Mut nicht verlieren, sondern auf Gottes große Gnade blicken, ihren Beistand suchen und um Jesu willen auf sie völlig vertrauen.

Seht, wer den Menschen helfen will, aber sie nicht hinweist auf die wunderbare Macht, zu verwandeln, welche ihnen an der Stelle und zu der Stunde gegeben ist, wo die Dinge ihre Seele berühren, wo die Ereignisse auf die Schwelle des inneren Gemaches treten, zu dem sie allein den Schlüssel haben, der kann ihnen nicht wahrhaft helfen. Der Apostel aber gibt uns einen heilsamen, hilfreichen Rat, wenn er uns auffordert: „Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen unseres Herrn Jesu.“ Wo die Dinge und Ereignisse auf eine Seele treffen, die durch Jesus Christus frei und stark geworden ist und nun in ihm, aus ihm lebt, da sind sie an die Grenze ihrer Welt geraten. Ueberschreiten und die andere Welt betreten dürfen sie nur, daß ich so sage, durch eine Quarantäne hindurch. In ihr werden sie verwandelt. Die Macht, zu verwandeln, aber ist uns gegeben. „Bittet, so werdet ihr empfangen!“ Amen.

---

## Brunnen im Jammertal.

(Am 18. Januar 1920.)

Wohl denen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen.  
Psalm 84, 6 u. 7.

Endlich ist, wenigstens zwischen den Hauptbeteiligten am Weltkriege, der Friede unterzeichnet. Aber niemand hat die Nachricht davon mit der Empfindung aufgenommen: „Gott sei Dank, nun kann die Menschheit wieder aufatmen“; geschweige denn, daß man irgendwo hätte fröhlich rühmen mögen: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen; die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“ Im Osten tobt der blutige Krieg noch immer fort. Für die christlichen Völkerschaften im Bereiche der ehemaligen Türkei hat die Stunde immer noch nicht geschlagen, die ihrer Verfolgung und Unterdrückung ein Ende setzt. Ueberall glimmt unter der Asche die unheimliche Glut des Klassenhasses, die in Rußland seit Jahr und Tag zum wilden Brande des Bürgerkrieges aufgelodert ist. Fortwährend dringen Hilferufe entblößter, friererender und verhungerner Bevölkerungen an unser Ohr. In Sibirien bleiben Hunderttausende von Kriegsgefangenen einem namenlosen leiblichen und seelischen Elend ausgeliefert. Aus was für Leiden kommen her und was für Sorgen und Enttäuschungen gehen entgegen die Gefangenen, welche jetzt endlich aus Frankreich nach Deutschland heimkehren! Die wahnsinnige Verwüstung der nordfranzösischen Kohlengruben scheint derart zu sein, daß auf Jahre hinaus an eine Benutzung im früheren Umfang nicht gedacht werden kann. Und neben diesen Massenerscheinungen menschlichen Elends und Jammers infolge des Krieges die beständigen sonstigen Heimsuchungen aller Art, die Grippe, die wieder um sich greift, die Viehseuche in unserem Lande, die nicht mehr verlöschen will, die Lawinenstürze, die Wassersnot, die Schiffskatastrophen, wer weiß was alles noch.

Und zwischen allem dem drin dann das Leid der einzelnen Familien und Menschen, das jezt auch schwerer als sonst drückt und dem mancher erliegt.

Man muß an jene Stelle der Offenbarung denken, wo wir lesen: „Ich sah, und hörte einen Engel fliegen mitten durch den Himmel und sagen mit lauter Stimme: Wehe, wehe, wehe denen, die auf Erden wohnen!“ Die Offenbarung erzählt von sieben Zorneschalen, die eine nach der andern auf die Erde ausgegossen wurden. Man möchte jezt meinen, es seien hundert Schalen und alle seien auf einmal über die arme Menschheit ausgegossen worden. Und wir stehen nun mitten drin in dieser Heimsuchungszeit. Kein Mensch erwartet, daß der Weg der Völker und der Einzelnen demnächst aus dem Jammertal herausführen werde. Wohl aber halten sich viele darauf gefaßt, daß sich der Weg vor uns noch rauher und schwieriger gestalten werde.

Was bleibt uns da übrig? Ich denke dies: Uns über den Ernst der Dinge nicht täuschen, sondern sie nehmen, wie sie sind, und uns in ihrer traurigen Wirklichkeit so verhalten, daß wenigstens das Gute zustande kommt, welches unter solchen Umständen noch, ja vielleicht muß man sagen, gerade unter solchen Umständen zustande kommen kann. Und was da noch möglich ist und wem es möglich ist, darüber spricht sich in einem wundervollen Wort der Psalmdichter aus. Er kleidet seinen Gedanken in ein Bild, welches in seiner Schlichtheit unvergleichlich schön und einleuchtend ist: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und graben daselbst Brunnen!“

„Wohl denen“, beginnt unser Tertwort. „Beglückt die“, übersetzt ein neuerer Ausleger. In unserer Seele aber erwacht und klingt an das „Selig sind“ aus Jesu Bergpredigt. Das tönt jezt so seltsam und fremd in unser Ohr, als ob's ein Klang wäre, der sich aus einer andern Welt zu uns herab verloren hätte, ein Klang, der noch vereinzelt auf Erden zurückgeblieben wäre, als an Weihnachten der Engelgesang verstummte und der geöffnete Himmel sich wieder schloß. Und doch ist mir, als ob dieser Klang uns jezt so tief, so

sehnsuchterwedend in die Seele hereinklinge wie nie zuvor. Wenn wir das hören: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten, die in dir ihre Stärke haben, und von Herzen dir nachwandeln“, bricht da nicht einfach unmittelbar wie ein starkes deutliches Echo aus unserem Inneren die Zustimmung hervor: „Ja wohl dem; ja selig der“? Von keinem andern sonst könnte man jetzt eine solche Seligpreisung sagen. Denn alles andere reicht jetzt nicht zu, hält jetzt nicht durch, erweist sich jetzt als unzulänglich und selber stützebedürftig, wenn es einem nicht überhaupt von einem Augenblick zum andern vor den Augen zusammenstürzt. Da liegt wohl der tiefste Grund des verzweifelten Treibens und blinden Taumels, die jetzt vielfach da am hemmungslosesten sich entfalten, wo die Verhältnisse am trostlosesten liegen. Entweder rafft man noch in zügelloser Eile zusammen, was sich erlischen und erraffen läßt, tritt dabei sein eigenes Gewissen mit Füßen und setzt alle Rücksichten auf die Mitmenschen beiseite, streift frech mit dem Ärmel sogar das Zuchthaus, sieht da die dumpfe Verzweiflung und dort den rachsüchtigen Haß der Ausgebeuteten und Unterdrückten täglich wachsen und hört doch nicht auf, denn man ist besessen vom Teufel der Habgier. Oder man stürzt sich kopfüber in jegliches Vergnügen, sucht den Rausch des Vergessens, die Betäubung der Lust, um wenigstens für kurze Momente dem Jammer oder der Furcht oder der Pflicht zu entrinnen. Man sieht von allem dem auch bei uns Anzeichen und Anfänge genug. Die vielen Kinos sind voll von Menschen. Mit saurer Arbeit verdient man seinen Lohn, aber für Tand und Glitter, für Sinnenkitzel und Vergnügungen fadeater Sorte wirft man ihn leichten Herzens alsbald wieder weg. Und oben ist's nicht besser. Es sicken bedenkliche Skandale durch. Es verbirgt sich hinter Bildung und Reichtum mitunter eine Gefühlsroheit, die man nicht für möglich hielt. Es ist manche Ehe faul und tödlich vergiftet, die den offiziellen Richter freilich noch nicht beschäftigt hat. Es vollzieht sich ein erschreckender Abfall. Es wächst weithin die Gottlosigkeit, das Lossein von Gott. Was läßt sich dagegen machen?

Ich weiß nur eins: Wir müssen mit unserem Glauben endlich



Ernst machen. Wir Christen müssen den Menschen den sichtbaren, unleugbaren Beweis liefern, daß wir in Gott fanden und nun haben, was sie in den Dingen und bei den Menschen vergeblich suchen. „Wohl dem Menschen, der in dir seine Stärke hat!“

Man weiß es, daß wir von Gott reden, daß wir an ihn zu glauben behaupten. Und jedermann, sogar der Oberflächliche und erst recht jeder Feind des Glaubens weiß auch, daß eigentlich der Glaube an Gott das Höchste und Herrlichste glaubt, was überhaupt der menschliche Geist zu denken vermag. Nämlich dies, daß über der Welt und allen ihren Dingen und allen ihren Wesen und allen ihren Geschnehnissen ein souveräner Wille walte, walte nicht als blindes Schicksal, sondern als höchste Vernunft, als allmächtiger und gerechter Geist, als heilige väterliche Liebe. Und weiter dies, daß der Glaubende dieses Gottes gewiß ist, daß er sich ihm verwandt und mit ihm verbunden weiß, daß er sich ihm anschließen darf, daß er bei ihm allezeit eine Zuflucht hat und es erfährt, wie die ewige Gnade ihn rettend, erlösend, bewahrend, beseligend umfängt.

Uebertreiben wir? Nein, wahrhaftig nein; so Großes, so Herrliches glauben wir oder geben wir doch zu glauben vor. Und die Welt? O sie spürt es wohl, daß das unermesslich, unvergleichlich groß und herrlich ist. Eben deshalb erwartet sie auch, daß die Glaubenden ganz andere Menschen sein müßten als die Nichtglaubenden. Sie meint, wer so Hohes und Seliges ernsthaft glaube, nicht bloß sich einbilde, sondern es wirklich erlebe, in dessen Wesen und Leben müßte ein Abglanz davon bemerkbar sein. Zum mindesten erwartet sie, daß die Menschen mit diesem Glauben doch ein bißchen stärker seien, ein bißchen höher dächten, ein bißchen edler handelten, ein bißchen freier von den Dingen und den Menschen sich erwiesen, ein bißchen treuer im Guten verharren, ein bißchen weniger schnell in Sorgen und Nöten den Kopf verlorren oder das Herz oder beides zusammen als die Menschen ohne diesen Glauben. Und hat die Welt nicht recht, wenn sie das erwartet? Und wenn sie davon nichts wahrnimmt, kann sie dann unserem Glauben glauben? Muß sie ihn dann nicht für eine Illu-

sion oder gar für Heuchelei halten? Man kann nur ernst nehmen, was ernst ist. Und der einzige Gottesbeweis, den wir der Welt erbringen können, ist im Grunde der, daß es uns mit unserem Gottesglauben Ernst ist, daß wir in Gott unsere Stärke nicht zu haben behaupten, sondern tatsächlich haben.

Laßt uns diesen Gottesbeweis der Welt zeigen! Laßt uns unserem Gott endlich einmal bedingungslos vertrauen! Laßt uns innerlich inniger an ihn uns halten und sein Wort noch treuer brauchen als unseres Fußes Leuchte und als ein Licht auf allen unsern Wegen! Laßt uns gesammelter, gläubiger, herzhafter, auch regelmäßiger noch als bisher alles in stiller Gebetsausprache vor Gottes Angesicht bringen und in allen Dingen die Verbindung mit seinem Willen suchen! Wir haben immer wieder Gott und seine Gnade, seine Gemeinschaft als etwas zu allem andern hinzu angesehen. Es ist aber das, was allem andern vorangehen und uns über alles andere gehen muß. Wir haben immer wieder zu wenig bedacht, daß unser ganzes Verhalten und Leben nach dem feinen Bilde, das der Apostel Paulus einmal braucht, gleichsam ein Brief ist, er würde heute vielleicht sagen, ein offener Brief, welcher vor jedermanns Augen liegt und in welchem jedermann liest, am aufmerksamsten und kritischsten die Feinde des Evangeliums. Sie sollten darin ein kräftiges, treues und klares Zeugnis von Gott lesen. Sie sollten bei uns das Verhalten und Leben von Menschen vor sich sehen, die in Gott ihre Stärke haben. Kann man das aber glauben von Menschen, welche immer wieder durch die erste beste Kleinigkeit schon über den Haufen geworfen werden, welche bei jedem Tadel gegen ihre eigene Person sich alsbald verletzt zeigen, welche jede wirkliche oder vermeintliche Beleidigung wer weiß wie lange nachtragen, welche bei jedem Depferchen sich unter Seufzen winden und sperren? Nicht wahr, wer wirklich in Gott seine Stärke hat, der sollte den Menschen und den Dingen freier gegenüberstehen? Seht, an dieser Stelle liegt unser bedenklichstes Versagen, das Versagen, welches dem Namen Gottes Anehre bereitet und der Welt anstößig ist, welches die Heilige Schrift zum Lügner macht, dem Reiche Gottes Abbruch tut und die Su-

henden immer wieder verwirrt. Hier müssen wir mit unserer Arbeit und unserem Gebet einsetzen. Es bleibt bei dem, was unsere Väter erlebt und deshalb auch gepredigt haben, daß schließlich doch alles am Glauben liegt, daß der Glaube allein gerecht macht, daß der Glaube erlöst, daß der Glaube beseligt. „Habt Glauben an Gott!“ ist die sehr einfache, aber alles umfassende Losung, die wir jetzt am Anfang dieses Jahres ergreifen sollten. Wer Glauben hat, der hat, was immer an ihm, mit ihm, um ihn geschehen mag, vor allen andern in der gleichen Lage, im gleichen Erlebnis den einen einzigartigen Vorzug: Er hat noch Gott; er ist stark in Gott.

Und das schlägt zuletzt durch. Wer wahrhaft glaubt, dem glaubt man. Bei dem steht die Welt vor spürbaren Realitäten; bei dem erlebt selbst die Welt etwas von Gott. Das Zeugnis solcher Gottesgläubigen wird den einen Anlaß zum Aufstehen, weil da ihre Füße festen Boden finden, und den andern Anlaß zum Fall, weil da ihre Kraft an hartem Felsen zerschellt.

Wer dann aber so durchs Jammertal geht, der kommt nicht um. Ein neuerer Uebersetzer gibt unseren Text so wieder: „Wenn die durchs Tränental gehen, so macht er, Gott, es ihnen zum Quellort.“ Ja so ist es. Durchs Jammertal müssen freilich die Gottesgläubigen auch, manchmal sie erst recht. Sie haben kein Privilegium, daß ihr Weg nur auf sonnigen Höhen verlaufe. Aber der Herr macht ihnen das Jammertal zum Quellort. Andere verschmachten, ermatten und brechen drin zusammen. Es ist mit dem Weg durch die ausgebrannten steinigen Täler des Elends, der Leiden, der Trübsale wie mit dem Weg durch die Wüste, von welchem Reisende erzählen, daß die gebleichten Gebeine verschmachteteter Tiere seine Spuren bezeichnen. So liegen auch am Weg durchs Jammertal Trümmer menschlichen Lebens als stumme und doch schmerzlich beredte Zeugen von Zusammenbruch und Erliegen. Aber den Seinen, die auf Gott vertrauen, die in Gott ihre Stärke haben, schließt er Brunnen des Trostes und des Heils auf, woraus sie ihre müden Seelen und Leiber erquicken. Ist das nicht wahr? Ein unermesslicher Chor, eine Wolke von Zeugen von der Zeit der alten Erzväter Israels weg bis auf den heutigen

Tag bestätigt es uns. Greifen wir zur Lebensgeschichte irgendwelcher Gottesmenschen, wir werden sie alle im Jammertale wandern, aber im Jammertale auch auf Brunnen treffen sehen, die der Herr ihnen erschließt. Einem Moses mußte der Fels Wasser spenden. Dem Elias mußten die Raben Speise bringen. Engel Gottes dienten Jesu in der Wüste. Ein Bote des Herrn öffnete dem Simon Petrus Ketten und Kerkertüre. Und so könnten wir fortfahren und durch alle Jahrhunderte herabwandern, in die Katakomben hinabsteigen zu den ersten Christen Roms, in die entlegenen Alpen-täler pilgern zu den Waldensern, in den Kerkern der Inquisition die evangelischen Glaubenszeugen besuchen, bis herein in unsere Zeit, wo in den Gefängnissen und unter den Mißhandlungen der Bolschewisten protestantische Adelige und Pastoren in den Ostseeprovinzen so Unfägliches für ihren Glauben zu leiden vermochten. Und überall sähen wir dasselbe: „Wenn die durch das Jammertal gehen, so macht's der Herr ihnen zum Quellort.“ Ich mußte mich aber verwundern, wenn nicht auch unter uns Männer und Frauen wären, welche aus ihrem eigenen Leben dieselbe Erfahrung bezeugen könnten. Gibt es überhaupt einen Jünger, eine Jüngerin Jesu, die davon nichts wüßten? Denken wir an die schwersten Ereignisse, an die bösesten Zeiten unseres Lebens zurück, an die Zeit vielleicht, wo ein lieber Mensch uns durch den Tod entrisen worden war und uns nachher schien, als wären wir nun mutterseelenallein, ohne Hilfe, ohne Liebe in ein ausgebranntes Wüstental hinein versetzt. Haben wir dann nicht erlebt, daß irgendwo am heißen Wege auf einmal ein lebendiger Quell hervorbrach und seine Erfrischung uns zu wunderbarer Kraft stärkte? Ja wahrlich, der Psalmdichter hat Recht: „Wenn die durchs Jammertal gehen, macht's der Herr ihnen zum Quellort.“

Luthers Uebersetzung wendet den Gedanken aber noch anders: „Die durch das Jammertal gehen, graben daselbst Brunnen.“ Wir wollen uns die gesegnete Aufgabe nicht entgehen lassen, auf die diese feine Wendung des Gedankens hinweist. Welche Rolle spielen in den schönen Erzvätergeschichten die Brunnen! An den Brunnen, welche sie für sich und ihre Herden gruben, haben seit



den Tagen Abrahams und Jakobs, Samuels und Davids, Jesu und der Apostel immer wieder Wanderer Schatten und Labfal gefunden. Noch heute macht, wer durch Palästina wandert, an diesen Brunnen Halt und gedenkt in Ehrfurcht und Dankbarkeit der Männer in grauer Vorzeit. So ist's mit den Jammertälern der Trübsale auch. Die Gottesmenschen, die hindurchgewandert sind, haben Brunnen darin gegraben. Ihr Gottvertrauen, ihr Leidensmut, ihre Geduld, ihre Liebe, ihr treuer Gehorsam sind lebendige Brunnen, woraus dann die Nachwandernden Erquickung schöpfen. Eben jetzt, indem wir unser schönes Psalmwort miteinander betrachten, lagern wir gleichsam im Schatten an einem köstlichen Brunnen und reichen einander den frischen Trunk und gedenken dankbar des frommen Mannes, der dieses Wort uns gegeben hat. Jeder Psalm ist so ein Brunnen. Die Briefe des Apostels Paulus sind wahre Ströme lebendigen Wassers. Was für herrliche Brunnen hat ein Paul Gerhardt gegraben, als er durchs Jammertal des dreißigjährigen Krieges wanderte! Wie viele müde Pilger haben allein schon aus seinem Liede „Befiehl du deine Wege“ Trost und neuen Lebensmut und gute Gotteskraft geschöpft!

Auch wir können im Jammertal Brunnen graben, wenn wir in Gott unsere Stärke haben. So oft erlebt man es in Krankenhäusern, daß das gute Beispiel eines aufrichtigen Christen, einer aufrichtigen Christin, die wirklich in Gott ihre Stärke haben, die deshalb ihr Leiden mit tapferer Geduld tragen und die sich nicht verbittern und verdüstern lassen, für den ganzen Saal ein gesegneter Brunnen im Jammertal wird. Möchten insbesondere alle Väter und Mütter unter uns in ihren Trübsalen, in ihren Sorgen, in ihren kranken Tagen, in ihrem Lebenskampfe unser Tektwort beherzigen! Ach was haben Kinder und Kindeskinde für eine Hilfe im Jammertal, wenn sie dann an Eltern denken müssen, die einst klagend und schimpfend, lästernd und fluchend diesen Weg gegangen sind! Da ist's, als ob Vater und Mutter ihren Kindern das Jammertal nur noch steiniger und die Wüste der Trübsale noch völlig brunnen- und wasserlos gemacht hätten. Wie anders, wenn

Kinder in den eigenen Nöten und Schwierigkeiten drin an den tapferen Glauben ihres Vaters, an die große Geduld und Liebe ihrer Mutter denken und sich sagen können: „Wie haben einst unsere Eltern ihre Last treu und fromm getragen! Wie haben wir sie beten und sich gegenseitig aufmuntern, nie aber fassungslos klagen oder gar bitter schelten hören!“ Dann stehen sie an den Brunnen, die die eigenen Eltern im Jammertal einst gegraben haben, trinken Erquickung und segnen das Gedächtnis der Heimgegangenen. Ich meine aber, daß unser Textwort für jeden Menschen ein heilsames Wort ist. Auch wenn du ganz allein durchs Jammertal wanderst, keine Angehörigen, keine Freunde hast, o trage deine Last in Gottes Namen, geh deinen schweren Weg hinter Jesus, dem großen Kreuzträger, her, halt aus in Glauben und Geduld und Menschenliebe und grabe so auch deinen Brunnen im heißen Wüstental! Wer weiß, einmal kommt ein Mensch des Weges gerade zu der Stelle und segnet, vielleicht ohne deinen Namen zu kennen, deine Leidenstat, und Gott wird es in der Zeit oder in der Ewigkeit deiner Seele vergelten nach dem Worte Jesu: „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnet bleiben.“

So sollten wir alle denken, und so könnten und müßten wir alle denken als Menschen, welche an Jesus glauben, der das Kreuz auf sich nahm und auf Golgatha einen ewigen Quell der Erlösung und der Versöhnung aufgeschlossen hat, wohin immer neue Geschlechter pilgern, um daraus zu schöpfen Gnade um Gnade. Von einer der mitgefangenen evangelischen Frauen, die aus dem russischen Kerker schließlich noch gerettet worden ist, sind dieser Tage ergreifende Schilderungen in der Oeffentlichkeit bekannt worden. Sie erzählt von der Glaubenstreue und der gegenseitigen Liebe der gefangenen Glaubens- und Volksgenossen und schreibt dann die erstaunlichen Worte: „In dieser Welt voll Liebe und Schönheit durfte ich sechs Wochen leben, in einer Welt, wie ich sie bis jetzt nicht gekannt habe, bis jetzt nicht habe begreifen können, so groß, so rein, so durchdrungen von Gott und Gottesbewußtsein, eine

Welt, wie sie auf Erden keinen Bestand hat.“ Die Welt, die sie meint, ist ein russisches Gefängnis, drin Unschuldige schmachteten und den Tod erwarteten. Aber es waren Menschen dort, die ihre Stärke in Gott hatten und die im Jammertal Brunnen der Erquickung gruben, so daß sie wanderten von Kraft zu Kraft, von Sieg zu Sieg. Es wird auch auf ihrem Gedächtnis Gottes Segen ruhen.

Uns aber soll es sich heute tief in die Herzen senken: Es gibt keine gesegnetere Weise, durchs Jammertal zu wandern, als diese. Ist es möglich, Jammertäler in Paradiesesauen zu verwandeln, wohlان, so geschehe es! Ich fürchte nur, daß man gegenwärtig dazu weithin die unrichtigen Methoden ergreift. Müssen aber Jammertäler unverwandelt von uns durchschritten werden, wohlان, so laßt uns in Gott stark sein und in seinem Namen Brunnen graben, den Nachwandernden zum Labfal und zur Stärkung! Amen.

---

## Der rechte Rückblick.

(Am 8. Februar 1920.)

Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre. Ich denke des Nachts an mein Saitenspiel und rede mit meinem Herzen; mein Geist muß forschen. Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte, und hat die Verheißung ein Ende? Hat Gott vergessen gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen? Aber doch sprach ich: Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern. Darum gedenke ich an die Taten des Herrn; ja, ich gedenke an deine ewigen Wunder und rede von allen deinen Werken und sage von allem deinem Tun. Gott, dein Weg ist heilig. Wo ist so ein mächtiger Gott als du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder tut; du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöst gewaltiglich, die Kinder Jakobs und Josephs. Psalm 77, 6—16.

„Seufzen in schwerer Not“ überschreibt die Lutherbibel unseren Psalm. In der Tat, er gibt uns Worte, worein in dieser bösen Zeit auch wir legen können, was uns bedrückt und anfigt, und Gedanken, woran auch wir lernen können, wie wir uns durch unsere Nöte hindurchschlagen sollen. Seufzenszeit ist es jetzt über die ganze Erde hin. Hatten wir gehofft, daß mit der Friedensunterzeichnung der politische Himmel sich endlich aufhellen würde, so sind wir nun um neue sehr schmerzliche Enttäuschungen reicher geworden. Wir wissen es jetzt: Die warme gütige Sonne des Friedens ist noch gar nicht aufgegangen; was sich dafür ausgibt, ist ein künstliches kaltes Licht, welches die Finsternis nicht zu vertreiben und die verheerten Gefilde nicht zu einem neuen Frühling zu wecken vermag. Eifrig fahren noch immer die Winde des Hasses über die Erde dahin, und was in Tausenden von Herzen an zarten Hoffungskeimen sich schüchtern hervorgewagt hatte, töten sie wieder mit grausamem Frost. Ach es hat sogar den Anschein, als ob sich am Himmel aufs neue schwarze Wetterwolken sammeln und zusammenballten. In banger Angst steht die Menschheit da, ob das drohende Gewitter sich wieder verziehe oder sich über den schon so schwer heimgesuchten Völkern aufs neue entlade. Und zu allem andern hat jetzt auch die Grippe wieder mit unheimlicher und plötz-



licher Allgegenwärtigkeit alle Länder überfallen und hält wie einst die Seuche in Aegyptenland sozusagen in jedem Hause Einkehr. Wahrlich, das ist wohl eine Zeit des Seufzens in schwerer Not, und das alte Lied, einst in solcher Zeit aus einem frommen Herzen entsprungen, wird jetzt für uns ein höchst zeitgemäßes Wort.

Bei vielen ist unter dem anhaltenden Druck der Trübsale, über den immer wieder erfolgenden Zusammenbrüchen aller Hoffnungen auf eine Wendung zum Bessern die innere Kraft nachgerade zermürbt. Zahlreiche Menschen lassen jetzt in stumpfer Gleichgiltigkeit über sich hereinbrechen, was da kommt. So greift bei manchen eine trostlose Stimmung der Hoffnungslosigkeit um sich. Ihr entspricht bei andern der rasende Taumel der Genuß- und Vergnügungssucht, in den sie sich stürzen, um in einem kurzen Rausche ihr Elend oder ihre Ohnmacht zu vergessen. Auf den Psalmdichter übte die böse Zeit eine andere Wirkung. Er spricht: „Mein Geist muß forschen.“ Will er sich selbst nicht aufgeben, will er Geist bleiben, so kann er sich nicht einfach vor den Dingen und ihrem Verlauf stillschweigend ducken. Er muß sich denkend, fragend, grübelnd davorstellen. Er kann's nicht abwehren, daß in ihm die alten großen Fragen aufsteigen, welche die Menschen durch die Jahrtausende begleiten: „Warum? Wozu?“ Und wenn auch seine Füße darauf verzichten müssen, den Trübsalen zu entlaufen, und seine Hände es verzweifelt aufgeben müssen, die Not von sich und seinem Volke abzuhalten, so sträuben sich doch seine Gedanken, vor den traurigen Tatsachen einfach zu kapitulieren. Sie stemmen sich gegen die rohe äußere Uebermacht der Dinge und Geschehnisse an. Sie bohren sich durch die Oberfläche der Erscheinungen, ob sie vielleicht in der Tiefe dahinter den Sinn der Dinge finden möchten. Sie suchen über die Ereignisse emporzukommen und einen höheren Standpunkt oder einen helleren Gesichtspunkt zu gewinnen, ob dann vielleicht von dort aus in der sinnlosen Verwirrung Zusammenhang und Ordnung, Zielrichtung und Vernunft entdeckt werden könnten. Vor allem wer mit dem Psalmdichter an das allmächtige Regiment eines heiligen Gottes glaubt und vollends wer als Christ an den Vater im Himmel glaubt, der bringt's einfach nicht fertig,

stumpf und gedankenlos in der Not der Zeit und des eigenen Lebens drin zu stehen. In dem schreit's nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser. In dem kämpft etwas, als ob es sich wider das Ertrinken wehrte: Sein Gottesglaube und in dem Gottesglauben sein eigenes innerstes, tiefstes, bestes Selbst. „Mein Geist muß forschen.“

Was bringt der Psalmdichter nun aber bei seinem Forschen heraus? Er sagt: „Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre. Ich denke des Nachts an mein Saitenspiel und rede mit meinem Herzen.“ Sein Forschen führt ihn also zunächst zurück. So geht es überall und allezeit in den Zeiten der Not: Die Menschen gedenken der entschwundenen glücklichen Tage. Ja jetzt erst erscheinen ihnen die entschwundenen Tage glücklich. Vordem klagten sie. Jetzt heißt es: „Die gute alte Zeit!“ So denkt der verlorene Sohn in seiner Erniedrigung und seinem Elend ans Vaterhaus zurück. Vordem hat er es dort nicht mehr ausgehalten; die weite Welt lockte ihn mit ihrem Zauberglanze hinweg. Jetzt erscheint dem Enttäuschten sogar das Dasein des geringsten Tagelöhners daheim als ein beneidenswertes Los. Dante läßt in seiner großen Dichtung gerade diese Wehmut, diesen Schmerz des Rückblicks die bitterste Strafe der Verdammten sein; eine arme Seele in der Qual bekennt dem Höllenwanderer: „Kein größerer Schmerz ist denkbar, als im Elend an glückliche Tage zurückzudenken.“ Kein Wunder, wenn auch jetzt die Menschen überall an die vorigen Tage — und das sind für uns alle die Tage vor dem Kriege — zurückdenken und wenn ihnen im Gegensatz zu der verwirrten, dunklen und ungewissen Gegenwart jene Zeit im hellsten Lichte erscheint; wie sorglos, ach wie schön und glücklich war sie doch! An dieser Stimmung und Betrachtung findet dann die Reaktion in Umsturzeiten jeweilen ihre stärkste Stütze. „Lieber wieder das Alte mit seinen Unvollkommenheiten als dieses unerträgliche, unklare und unsichere Neue“ murt man dann. Und je tiefer der Sturz aus der Höhe war, je furchtbarer der Umschlag aus Glanz und Macht in Not und Jammer und je gewalttätiger das angeblich bessere Neue sich durchsetzen will, desto unvermeidlicher und allgemeiner stellt sich das

Zurückwünschen des zusammengebrochenen Alten ein. Wir haben jetzt die entsetzliche Gelegenheit, das in noch nie dagewesenem Maß und Umfang zu erleben.

Ach daß doch der Rückblick von den Menschen mit dem eindringenden Wahrheitsernste unternommen würde wie vom Psalm-dichter! Sein Rückblick ist nicht bloß das Ergebnis eines verdrossenen Stimmungsumschlags, nicht bloß der Ausdruck enttäuschter Hoffnungen. Er blickt mit forschendem, auf die Erkenntnis der Wahrheit gerichteten und zur Wahrhaftigkeit entschlossenen Geiste zurück. Darum entdeckt er auch bald, daß da, wo der oberflächliche Vergleich zwischen einst und jetzt nur einen klaffenden Gegensatz feststellt, zwischen der Vergangenheit, die freilich auch ihm nun in einem versöhnteren Lichte erscheint, und der verzweifelt traurigen Gegenwart, ein tiefinnerer und notwendiger Zusammenhang besteht. Er macht zwar darüber nicht viele Worte. Was sich seinem forschenden Geiste enthüllt, ist vielmehr derart, daß die Worte auf seinen Lippen verstummen und er sich einfach schweigend unter die Tatsache beugt. Nur das demütige Bekenntnis: „Ich muß das leiden“ verrät uns, was er entdeckt hat. Er sieht nämlich das, was jetzt geschieht, mit seinen Ursachen in die Vergangenheit zurückreichen. Er erkennt in den Ereignissen der Gegenwart die Unheilsernte, wozu damals der Same ausgestreut worden ist. Was alles auch zusammengewirkt haben mag, daß die Tage jetzt vorbei sind, wo er auf seinem Saiteninstrument noch fröhlich spielen mochte, das ist ihm nun klar geworden: Es hat dabei auch Schuld mitgeholfen, und zwar nicht bloß fremder Völker und Menschen Schuld, sondern Schuld seines eigenen Volkes und eigene persönliche Schuld.

Meint ihr nicht, das wäre jetzt auch für unser ganzes Geschlecht die heilsamste Weise, zurückzublicken, die Weise, die uns am ehesten aus unserer Misere heraus und wieder vorwärts brächte, und die Weise, die uns auch nicht immer noch weiter auseinander, sondern endlich wieder zueinander brächte? Von Schuld wird freilich gegenwärtig durch die ganze Welt hin unaufhörlich laut und leidenschaftlich gesprochen. Aber immer nur von der Schuld der andern. Man wird den Eindruck nicht los, als ob die Be-

teiligten überall sich deshalb so eifrig und eifertig mit der Schuld der andern befaßten, damit der forschende Geist nicht an den Stellen Halt mache, wo die eigene Mitschuld offenbar würde. Kein verständiger Mensch, der auch nur eine geringe Ahnung davon hat, wie verwickelt und verborgen die Fäden der Politik durcheinander laufen, wird erwarten, daß jetzt schon mitten in der Erregung und Verwirrung sämtliche Ursachen und Zusammenhänge der gegenwärtigen Jammerlage bloßgelegt werden könnten. Aber überall müßte der forschende Geist der Völker und der einzelnen Menschen, wenn es ihm mit seinem Forschen aufrichtig ernst wäre, zunächst einmal die eigene Mitschuld feststellen. Da braucht man keine Veröffentlichungen anderer abzuwarten. Da läßt sich die Wahrheit rasch und sicher ermitteln. Ja da ist ein unbestechlicher Zeuge und ein untrüglicher Richter da: Das eigene Gewissen. Und wenn jeder erst einmal in bezug auf sich selbst die Schuldfrage aufwürfe und ehrlich beantwortete, so würde sich die Lage schnell ändern. Denn wer kann sich selbst freisprechen? Wer kann behaupten, daß er sich rein hielt von allem Götzendienste, von aller Mammons knechtschaft, von aller Machtanbetung und wirklich Gott dem Herrn allein diente? Wem ging stets das Gutsein über das Guthaben? Wer glaubte es in der Tat und handelte in den hundert und tausend Fällen Tag für Tag darnach, daß das Böse niemals durch Böses, sondern nur durch Gutes überwunden werden kann, daß Vergeben wirksamer ist als Vergelten, Geduldüben mächtiger als Gewaltüben, Unrechtleiden vernünftiger als Unrechttun? Wer hat nicht bloß dann und wann, sondern stets, nicht bloß halb, sondern ganz ernst gemacht mit der Nachfolge Jesu? Wir wollen ja keinen Augenblick leugnen, daß es in unserer verwickelten Kulturwelt, in all den Zwangslagen drin, worein uns die wirtschaftlichen, die gesellschaftlichen, die rechtlichen, die beruflichen, die geschäftlichen, die familiären Rücksichten und Verpflichtungen spannen, oft überaus schwer ist, klar zu erkennen, was es da heißt, Jesu nachfolgen. Aber dürfen wir wenigstens sagen: „Wir haben uns doch jederzeit alle uns mögliche Mühe gegeben, um nach bestem Wissen und Gewissen zu entscheiden und zu handeln; wir waren doch stets bereit,



auch den eigenen Profit, die eigene Ehre, die eigene Bequemlichkeit und Liebhaberei hintanzustellen, sobald wir sahen, daß es um Gottes oder um des Ganzen oder um der Brüder willen nötig sei; wir wollten doch immer das Gute; unsere Gesinnung war doch stets rein und edel“?

Wenn wir so fragen und forschen, so wird wohl auch uns nichts anderes übrig bleiben, als mit dem Psalmdichter in aller Demut zu gestehen: „Ich muß das leiden.“ Mit den Wassern, die jetzt losgebrochen sind und als Weltflut die ganze Erdoberfläche überschwemmen, haben wir alle übermütig oder gedankenlos gespielt. Sie sickerten da und dort durch; aber sie schienen uns lustige oder nützliche Wässerchen zu sein, die wir vergnügt auf unsere Mühlen leiteten. Auch sahen wir andere Schlimmeres und Gefährlicheres treiben. Und doch im Kleinen, vielleicht im Ganzkleinen erst und darum, wie uns schien, noch harmlos, noch ungefährlich, noch jeden Augenblick unterdrückbar, abstellbar, war damit schon da und geschah damit schon, was dann über Nacht zur riesengroßen Katastrophe sich erweiterte und über die ganze Menschheit Verderben und Jammer brachte.

Und das hat dann die Lage schnell und gründlich geändert. Die helle Sonne der göttlichen Güte und Geduld ist nun hinter dunkeln Wolken verschwunden. Trauernd und fragend blickt Gottes heiliger Ernst uns an. Seine gewaltige Hand liegt auf uns. Wir leiden Strafe. Gottes Strafe ist nicht willkürlich. Sie besteht vielmehr darin, daß wir jetzt das Brot essen müssen, welches unsere törichte und eigenwillige und sündhafte Saat gezeitigt hat. Es schmeckt so hart und bitter, daß man's mit Tränen ißt. Wir haben davon bald genug. Wir heben suchend unsere Augen auf: „Wo sind die Berge, von denen uns Hilfe kommt?“ Wir holen jetzt enttäuscht die schönen Verheißungen Gottes hervor und vergleichen ihr Bild mit dem Elend der Gegenwart. Vorher freilich schlugen wir die eindringlichen Warnungen Gottes beharrlich in den Wind, und seine Forderungen waren uns unerwünscht. Wir fragten Gott nichts darnach. Nun aber klagen wir: „Wird uns denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeugen? Ist's

denn ganz und gar aus mit seiner Güte, und hat die Verheißung ein Ende? Hat Gott vergessen, gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen?"

Wir Menschen sind doch seltsame Geschöpfe. In der Trübsal, da heißt es bei uns gleich: „Es währt ewiglich.“ „Es ist ganz und gar aus.“ „Gott hat keine Gnade mehr.“ „Gott hat uns vergessen.“ „Es ist mit seinen Verheißungen zu Ende.“ Da lauten unsere Worte unbedingt. War vorher unser Dank auch so laut wie jetzt unsere Klage? War vorher unser Vertrauen auch so groß und unbedingt wie jetzt unsere Verzagttheit? Wir haben fünf Kriegsjahre und ein Jahr ohne Krieg und ohne Frieden hinter uns, und schon ist es — nicht mit Gottes Güte, aber — mit unserem Gottvertrauen weithin ganz und gar aus; und schon ist — nicht die göttliche Verheißung, aber — unsere Geduld am Ende; und schon — hat nicht Gott uns, aber — haben wir vielfach ihn und seine Gebote vergessen und uns verloren in einen trostlosen Niedergang. Hatten wir aber vorher nicht Frieden ein volles halbes Jahrhundert lang? Waren uns nicht durch viele Jahrzehnte hindurch alle Möglichkeiten und dazu immer reichlichere Mittel und bessere Erkenntnisse gegeben, um die menschlichen Verhältnisse gerecht und friedlich zu gestalten und das Leben der Menschen zu heben, zu veredeln? Da wär's doch erst recht am Platze gewesen, mit vollen, starken Ausdrücken Gottes Treue und Güte zu rühmen. Da hätten wir frohlocken dürfen: „Seine Güte währet ewiglich, seine Barmherzigkeit für und für. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade über uns walten.“ Aber da sagten wir nicht „ewiglich“. Da nahmen wir unseren Mund nicht bloß nicht so voll, da verschlossen wir ihn oft genug dem freudigen Dank und Lobpreis Gottes. Ja weil wir alles in den Dienst der Selbstsucht zogen, hatten wir nie genug, waren wir nie zufrieden und glücklich und verdarben und verloren den wahren Segen, den Gott doch auf unsere guten Jahre zu legen bereit gewesen wäre.

So ist unser Verhalten in der That seltsam und inkonsequent.

Und doch offenbart sich gerade in dieser seltsamen Inkonsequenz eine ergreifende und herrliche Wahrheit, die, daß wir eben fühlen: Gottes Güte und Gnade ist unser Lebenselement; wir sind ohne sie wie der Fisch ohne Wasser, wie der Vogel ohne Luft. Es ist aus mit uns, wenn Gott uns verstößt. Wir versinken in Nacht und Grauen, wenn Gottes Lebenssonne für uns untergeht. Wir sind darauf angewiesen, daß Gott mit uns barmherzig und geduldig ist, daß er uns vergibt und uns hilft. — Ist es aber so, dann kann es freilich mit uns nicht so bleiben, wie es ist. Dieser Zustand ist nicht der normale. Er kann nicht das Ziel sein, worauf Gott mit uns hinaus will.

Was kann er dann aber sein? Der Weg zum Ziel. Und dann gibt's für uns nur noch die eine Möglichkeit: Diesen Weg mit stiller gläubiger Ergebung zu gehen. Eben das tut der Psalmdichter; er spricht: „Ich muß das alles leiden.“ Er beugt sich in Demut unter Gottes Gericht und Heimsuchung. Das müssen auch wir tun, auch wir lernen. Ja wir erst recht. Die Dinge, unter denen wir zu leiden haben, sind ja von uns selbst heraufbeschworen. Aber gerade da versagt unser Geschlecht. Es will den Folgen seines eigenen Tuns und Lassens ausweichen. Es will nicht mehr leiden. Man war erst mit Begeisterung und dann bald ohne Begeisterung, aber mit Ausdauer, mit Anspannung aller Kräfte des Leibes und der Seele dabei, so lange es galt, die andern leiden zu machen; da litt man auch noch selbst mehr oder weniger willig. Nun aber, wo alle Wasser, die man entfesselt hat, wild und trüb wieder zurückfluten und man nicht mehr leiden machen kann, nur noch selber leiden und die Trübsalskelche bis zur Neige schmecken muß, da fällt das unsäglich schwer. Unserm Geschlecht liegt jetzt Auflehnung, nicht Ergebung im Blut. Es sucht das Kreuz abzuschütteln, nicht auf sich zu nehmen. Wir befinden uns mitten in den Versuchen drin, das zu tun. Laßt uns von diesen törichten und sündlichen Versuchen absteigen! Wir müssen durch die Folgen unseres eigenen Tuns hindurch. Laßt uns mit dem Psalmdichter sprechen: „Ich muß das leiden!“ Damit betreten wir den Weg zur Rettung.

Sobald der Psalmdichter die Dinge so nahm, sah er alsbald seine Lage in einem anderen Licht. Der Rückblick zeigte ihm nicht bloß die entschwundenen guten Tage, sondern vor allem die großen Wundertaten Gottes. Er sieht, daß auch damals alles an Gottes Güte lag; Gott war's, der jenen Tagen ihren Glanz und ihre Freude gab: „Darum gedenke ich an die Taten des Herrn; ja ich gedenke an deine vorigen Wunder, und rede von allen deinen Werken und sage von deinem Tun. Du bist der Gott, der Wunder tut. Du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöst, die Kinder Jakobs und Josephs.“ Der Blick aber auf das, was Gott einst getan, facht in ihm die Zuversicht darauf wieder an, daß Gott auch jetzt noch Wunder tun kann. „Die Hand des Höchsten kann alles ändern.“ In diesem Gedanken faßt er sich; in diesem Gedanken wird er stark und geduldig.

Wir müßten verzweifeln, wenn der Rückblick uns bloß die entschwundene glückliche Zeit zeigte und das Forschen des Geistes uns nur unsere eigenen Versäumnisse und Fehltritte und die anderer enthüllte. Gott sei Dank, daß der Rückblick uns etwas anderes in noch hellerem Lichte sehen läßt: Die großen Taten und Wunder Gottes. Daß uns die Geschichte vergangener Tage davon Zeugnis gibt, das ist ihr kostbares Segenserbe, das sind die Brunnen im Jammertal, die einst die Väter auf ihrer heißen Wanderschaft gruben und aus denen später dann Söhne und Enkel, wenn auch sie des Weges ziehen, ihre müden Seelen erquicken können. In dieser Sache vor allem liegt die helfende Kraft der Bibel; in ihr der Dienst der Gottesboten früherer Zeiten an uns. Aus ihrem Worte, aus ihrem Munde schallt uns ergreifend und überwältigend das Zeugnis von Menschen entgegen, die Gottes Beistand und Erlösung erfahren haben. Wohl uns, daß wir auf dieses Zeugnis greifen dürfen, wenn in eigener Anfechtungszeit unser Glaube wankt! Wohl uns dann, daß wir den Gott anrufen und auf den Gott vertrauen dürfen, der schon der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewesen ist, der Gott der Propheten, der Gott des Paulus und des Augustinus, der Gott Luthers, der Gott unserer Väter und Mütter, der vor allem aber der Vater unseres



Herrn Jesus ist! Da finden wir nicht bloß einen Stab, auf den wir uns stützen können. Da haben wir starke treue Zeugen, aus deren Zeugnis der belebende Funke auf unsere eigene Seele überspringt und auch uns entzündet zu der gewissen Hoffnung: „Die Hand des Höchsten kann alles ändern.“

Er ist der alte Gott, dessen Treue aber nicht alt wird, dessen Macht nicht abnimmt, bei dem „keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis“ ist. Die Geschlechter der Menschen kommen und gehen, er aber ist unsere Zuflucht für und für. Wie den Vätern ihre Trübsal und Anfechtung heilsam gewesen ist, so muß auch uns alle Not der Gegenwart zum Heile dienen, wenn wir nur durch sie uns zu Gott treiben lassen und zum Gehorsam gegen seinen Willen. Noch können wir's nicht erkennen, wieso und wozu das alles so geschieht. Noch muß unser Geist forschen. Aber hienieden sahen selbst Propheten und Apostel erst durch einen Spiegel in einem dunklen Wort. Doch wissen wir dies: „Gott, dein Weg ist heilig.“ Wäre er es, wäre er der göttliche Weg, wenn wir schon alles überblicken und verstehen könnten? Wäre er dann nicht ein Menschenweg, so wie unsere Wege im besten Falle sind, brav gemeint oder klug erdacht, aber nicht heilig, nicht sicher und nicht zu ewigen Zielen führend? Nun aber ist der Weg Gottes heilig. Auch wenn er unseren Augen im Dunkel entschwindet, was will das sagen? „So viel der Himmel höher ist denn die Erde, sind seine Wege höher denn unsre Wege.“ Und eins vor allem: Seine Wege bringen ans Ziel; seine Wege führen ins Vaterhaus.

Daran halten wir uns auch jetzt mitten in der Trübsal und Anfechtung dieser Zeit. Wir sind gewiß, daß auch die Wege, die Gott jetzt mit der Völkervelt und mit uns geht, schließlich in Dank und Staunen ausmünden werden. Denn: „Wo ist so ein mächtiger Gott als du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder tut; du hast erlöst dein Volk gewaltiglich, die Kinder Jakobs und Josephs.“ Ja noch mehr, du hast uns Jesus in diese Welt gegeben. Er ist uns der Bürge, daß du trotz allem die Welt und uns retten und beseligen willst. Amen.

## Herodes und Jesus.

Passionsfest. (Am 21. März 1920.)

Da aber Pilatus Galiläa hörte, fragte er, ob er aus Galiläa wäre. Und als er vernahm, daß er unter des Herodes Obrigkeit gehörte, übersandte er ihn zu Herodes, welcher in denselbigen Tagen auch zu Jerusalem war. Da aber Herodes Jesum sah, ward er sehr froh, denn er hätte ihn längst gerne gesehen; denn er hatte viel von ihm gehört und hoffte, er würde ein Zeichen von ihm sehen. Und er fragte ihn mancherlei; er antwortete ihm aber nichts. Die Hohenpriester aber und Schriftgelehrten stunden und verklagten ihn hart. Aber Herodes mit seinem Hofgesinde verachtete und verspottete ihn, legte ihm ein weiß Kleid an und sandte ihn wieder zu Pilatus. Auf den Tag wurden Pilatus und Herodes Freunde miteinander; denn zuvor waren sie einander feind. Lukas 23, 6—12.

Bei der Versenkung in die Leidensgeschichte drängt sich einem immer wieder die Beobachtung auf, daß hier das Böse sozusagen in jeder Art und Gestalt erscheint, um sich wider den Erlöser der Welt zu stellen und sein Licht auszulöschen. Es ist bewußte haßerfüllte Ablehnung da, Bosheit, die mit der Hartnäckigkeit der Verblendung ihr Opfer haben und vernichten will. Sie verkörpert sich in den Führern des Volkes Israel. Daneben aber finden sich alle jene Formen des Bösen, in welche sich die Halbsheit stets verstrickt, die zwar vom Göttlichen berührt, ja ergriffen worden ist, sich ihm jedoch nicht ehrlich und ganz hingegen hat. Da ist der Wankelmuth der Menge, der Undank der Unzähligen, welche Jesu Hilfe einst erfahren haben, die Charakterlosigkeit des Statthalters, die Anzuverlässigkeit der Jünger, welche alle versagen, von welchen einer den Herrn verleugnet und einer ihn sogar verrät. Endlich fehlt aber auch die eigentliche Unfähigkeit nicht, welche dem Göttlichen mit vollendeter Unempfänglichkeit gegenübersteht, welche für seinen Ernst und seine Hoheit kein Organ mehr zu haben scheint. So steht die verrohte Soldateska in der Leidensgeschichte da. Und dieselbe Geistesverfassung weisen auch Herodes und seine Höflinge auf.

Alle diese Verkörperungen und Auswirkungen des Bösen treten nun in der Leidensgeschichte in ein helleres Licht als sonst irgendwo. Nicht nur heben sie sich im Gegensatz zum Herrn um so

schärfer und dunkler ab, sondern in ihrem Widerspruch und Widerstand gegen ihn müssen sie auch ihr innerstes Wesen in seiner ganzen Entsetzlichkeit derart steigern und enthüllen, daß sein Offenbarwerden zugleich zum Gericht über sie wird.

In unaussprechlicher, unser Herz tief ergreifender Hoheit steht mitten in allem dem nun unser Herr. Was wir in den Geschichten der Evangelien schon immer wieder mit Staunen beobachten, wie Jesus den wechselnden Ereignissen, Umständen und Personen gegenüber mit unmittelbarer souveräner Sicherheit stets das Rechte trifft, das rechte Wort, das rechte Verhalten, die rechte Tat, das sehen wir in der Leidensgeschichte in einer Vollendung, welche wir uns nicht anders verständlich machen können als so, daß wir uns anbetend unter diese Tatsache beugen und bekennen: „In ihm ist eben das Menschliche und das Göttliche eins.“ Auch in unserem Textabschnitt tritt uns das überwältigend entgegen.

Wir erfahren zuerst: „Da aber Pilatus Galiläa hörte, fragte er, ob er aus Galiläa wäre. Und als er vernahm, daß er unter des Herodes Obrigkeit gehörte, übersandte er ihn zu Herodes.“ Schon diese Mitteilung weist uns auf einen erbärmlichen Zug des menschlichen Wesens und damit auf eine Seite der Passion Jesu hin, welche uns aufs Tiefste beschämen und auch uns zum Gericht werden muß. Wie unwürdig und feige wird doch Jesus von einem zum andern geschleppt! Jeder will die heikle Sache auf den andern abschieben. Von Hannas geht's zu Kaiphas, von Kaiphas zu Pilatus, von Pilatus zu Herodes und von Herodes wieder zu Pilatus. So spielen Raubtiere mit ihrer Beute. Und so stoßen die Menschen in ihrer Herzlosigkeit und Feigheit, ohne Mut zur guten und ohne Mut zur schlechten Tat, ihre Brüder und Schwestern unter sich hin und her. Denkt daran, wie in dieser Kriegszeit in allen Ländern unzählige Rat- und Hilfesuchende von Bureau zu Bureau, von Instanz zu Instanz geschickt wurden; wie man sie warten und warten ließ, oft, um sie dann schließlich doch unverrichteter Dinge heimzuschicken und auf ein andermal zu bestellen; wie häufig man sie von oben herab behandelte oder grob anfuhr; wie sie überall wieder über dieselben Dinge sich ausfragen lassen

mußten, bis ihnen dann endlich ihr Schein oder ihre Unterstützung ausgehändigt oder endgültig verweigert wurde! Und denkt daran, wie auch sonst überall die Armen, die Hilfesuchenden, die Handwerksburschen, die zu einer ärztlichen oder gerichtlichen Untersuchung Befohlenen, die Versorgungsbedürftigen von den Behörden, auf den Bureaus und Sekretariaten, vor den Kommissionen, staatlichen und freiwilligen, behandelt, einvernommen, vertröstet, abgefertigt, hin und her geschickt werden, bis die erforderlichen Erhebungen gemacht, die Zuständigkeiten festgestellt, die Kompetenzen bereinigt, die Bewilligungen erteilt sind und „der Fall“ erledigt werden kann!

Es sind durchwegs ja „nur“ die Geringen und Geringsten, mit welchen das geschieht. Hat aber nicht gerade in bezug auf sie Jesus das Wort gesprochen: „Was ihr getan oder nicht getan habt einem der geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan oder nicht getan“? Mir kommt es wahrhaft erschütternd und tief beschämend vor, daß, so kurz die Stunden für seinen Prozeß bemessen waren und so eilig seine Todseinde es mit seiner Hinrichtung hatten, doch auch mit Jesus noch dieses jammervolle, herzlose und unwürdige Hinundherschieben getrieben worden ist. Also auch das nahm unser Herr auf sich; auch das mußte das treueste Herz kosten; auch das trug der Freund der Sünder. Wahrlich, laßt es uns nie vergessen! Laßt uns, wenn wir an Stellen stehen und in Dingen mittätig sind, wo Geringe und Geringste behandelt werden, im Geiste den hin und her gestoßenen Heiland hinter ihnen sehen und alles aufbieten, um diesen entsetzlichen Unfug, dieses Spiel mit den Menschen abzustellen und das, was an Hinundher vielleicht unvermeidlich sein mag, wenigstens so zu gestalten, daß es den Armen nicht noch ärmer macht, den Verstoßenen nicht noch weiter stößt, den Bedrückten nicht noch tiefer hinabdrückt! Laßt uns solche Dinge nicht ohne Herz, nicht unbrüderlich tun!

Ein Zweites, was mich bei der Betrachtung unseres Textabschnittes aufs neue mit Macht übernommen hat, ist die Empfindung: Was für eine Unmaßlichkeit, ja Ungehörigkeit ist es doch, daß wir uns herausnehmen, über unsere Mitmenschen zu richten! Es wiederholt sich freilich nie mehr eine solche Gegenüberstellung



wie hier, wo die Ungerechten über den Gerechten zu richten sich unterfangen. Vor keinen irdischen Gerichtsschranken stand, steht und wird niemals stehen ein so Unrichtbarer wie hier. Eine Distanz von bloß ein paar Schritten trennte Herodes und Jesus. In Wahrheit aber lief zwischen den beiden die Kluft zwischen zwei Welten durch. Wir alle aber mitsamt denen, über die wir zu Gericht sitzen, befinden uns nicht in der Welt jenseits der Kluft, wo Jesus steht, sondern in der Welt herwärts der Kluft, wo Herodes steht. Und diese Welt hat noch jedesmal an den entscheidenden Wendepunkten ihrer Geschichte, wo Gottes Wahrheit hervorbrach, wo Gott durch seine Boten das Wort sprach und durch seine Knechte sein Werk tat, ihre entschlossensten und geriebensten und kaltblütigsten Repräsentanten vorgeschickt, daß sie Gott widerständen.

Es bedeutet ein Gericht über die Menschheit, daß, als der Gerechte verklagt wurde, das Urteil über ihn einem Hannas und einem Kaiphas, einem Pilatus und einem Herodes anvertraut war. Damit hat die Menschheit sich selber das Urteil gesprochen. Unser Text handelt nur von Herodes. Welche Ungeheuerlichkeit, daß über den Gesalbten Gottes dieser Mensch richten mußte, der seine rechtmäßige Gattin verstoßen und die Frau seines Halbbruders entführt hatte, um mit ihr zusammenzuleben, der den Täufer Johannes eingekerkert und ihn dann in einer Weinlaune dem Hase seines buhlerischen Weibes geopfert hatte, der nachher wohl Gewissensbisse empfand, sie aber in zügellosem Sinnen- genuß und durch neue Grausamkeiten betäubte! Wie verkehrt sich doch so leicht das sogenannte Recht der Menschen in himmel-schreiende Ungerechtigkeit! Wie wenig Schutz und Sicherheit gewähren doch gerade an den entscheidendsten Stellen und in den folgenschwersten Stunden unsere menschlichen Institutionen, Gesetze, Sitten und Maximen gegen die Uebermacht des Bösen! Wie weiß es sich auch ihrer zu bemächtigen und auch sie in seinen Dienst zu zwingen, um dann sein ruchloses Werk im Namen der Gerechtigkeit, der Ordnung, der Freiheit, des öffentlichen Wohls, der Religion, kurz im Namen der Mächte und Götter zu vollenden, die gerade den Tag regieren!

Von einer derartigen Ungeheuerlichkeit scheint nun allerdings das Richten, wie wir es treiben, sehr weit entfernt. Aber noch viel weiter entfernt ist auch unser Richten von dem, was wir reden müßten und wie wir uns verhalten müßten, wenn wir in der Welt Jesu drin stünden. Dann, nicht wahr, dann müßte eben all unser Reden und unser fortwährendes Verhalten den Menschen gegenüber, und zwar den bösen wie den guten, den unsympathischen wie den sympathischen, den ungläubigen wie den gläubigen gegenüber, unter dem Gesetz der Liebe stehen und aus der Gesinnung hervorgehen, die retten, heben, fördern und beseligen will? Gerade aus dieser Gesinnung aber fallen wir durch unser Richten immer aufs neue wieder heraus. Denn wie harmlos wir es auch hinzustellen versuchen, wir können es nicht leugnen, daß hinter all dem Richten und Absprechen und Verfezern und Verdammn unter uns im Grunde doch Hochmut und Bosheit stecken, die es eben nicht gut, sondern böse meinen, die eben nicht wohlthun, sondern wehetun wollen. Und wenn wir damit auch keine Unschuldigen, keine Gerechten, keine Reinen treffen, ach sollte nicht der Blick auf den, welcher sich aus unerhörter Liebe für uns alle ins Gericht gegeben und welcher als Gottes Lamm mit aller Welt Sünde auch diese Sünde auf sich genommen hat, unser Richten ein für allemal verstummen lassen? Es ist die treue Heilandsforge, die uns bittet und warnt: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ Er, der es an sich selbst erfuhr, wie es tut, von den Ungerechten und Befleckten gerichtet zu werden, will, daß seine Jünger nun nicht durch ihr Richten und Vergelten die Menschen und die Welt noch vollends in die Gewalt des Bösen hineintreiben sollen, sondern daß sie sie ihm durch Vergeben, Tragen und Lieben möchten retten helfen.

Dazu aber müssen wir in die Weise und Welt Jesu hinein. Darauf kommt alles an. Und das ist nun die entscheidende Stelle auch in unserem Textabschnitt.

Der Evangelist erzählt uns: „Da aber Herodes Jesum sah, war er sehr froh; denn er hätte ihn längst gerne gesehen; denn er hatte viel von ihm gehört und hoffte, er würde ein Zeichen von ihm sehen. Und er fragte ihn mancherlei.“ In diesem Menschen stellt

sich die völlige Verständnislosigkeit für Jesus dar. Man erwartete, daß die Berührung mit Jesus, die sogar den heidnischen Statthalter außer alle Fassung brachte, in diesem jüdischen Fürsten wenigstens eine tiefere Empfindung, eine ernstere Gewissensregung wecken müßte. Herodes war nicht schon von Anfang an so unempfindlich gewesen. Die Evangelisten berichten, daß er den gefangenen Täufer oft zu sich gerufen habe, um mit ihm über religiöse Dinge zu sprechen. Nach der Enthauptung des Johannes war er ein von seinem schlechten Gewissen sichtlich geschlagener Mann; man erzählte es sich landauf landab, wie das Auftreten Jesu ihn in die größte Bestürzung versetzt habe, weil er Jesus für den wieder in die Welt zurückgekehrten Täufer hielt. Freilich, seither war der der Sinnenlust verfallene, von der ehebrecherischen Herodias, seinem bösen Geiste, beherrschte Mensch tiefer und immer tiefer gesunken. So steht er jetzt da, alles Verständnisses für Jesus bar. Er freut sich, daß Jesus ihm vorgeführt wird, weil ihm die höfliche Aufmerksamkeit des Statthalters schmeichelt, und vor allem, weil er sich eine unterhaltsame Stunde verspricht. Gänzlich außerstande, sich aus seiner sinnlichen, genussüchtigen, sensationsüchtigen Atmosphäre herauszubeben und vor einem großen Schicksal, vor einem edlen Menschen, vor einem reinen Charakter noch etwas wie Ehrfurcht zu empfinden, zieht er vielmehr alles in seine Atmosphäre herein, das Judentum und das Heidentum, den Statthalter und den Hohenpriester, die Politik und die Religion, um aus allem einen Zeitvertreib, eine Kurzweil, einen Sinnenreiz, eine Befriedigung niedriger und selbstsüchtiger Gelüste zu machen. So sollte nun auch Jesus, von welchem er schon vieles gehört hatte, vor ihm irgend etwas Unerhörtes, irgend ein Mirakel produzieren und ihm über Dinge, von denen sonst niemand etwas Sicheres wußte, ein paar interessante Aufschlüsse geben.

Ich zweifle nicht daran, wir alle finden es abscheulich und empörend, daß Herodes Jesus auf ein solches Niveau herabziehen suchte. Aber laßt uns nicht vorschnell urteilen! Wie stellen denn wir uns zu Jesus? Ist denn in uns wirklich das Verlangen stark und beherrschend, daß Jesus uns auf sein Niveau emporheben

möge? Ich fürchte, ich fürchte, wenn wir uns nicht über uns selber täuschen wollen, so können wir dem Geständnis nicht ausweichen, daß auch wir Jesus und seine ganze große heilige Gottesache in unsere Niederung herabziehen. Gott soll unser Helfershelfer sein, soll unsere Absichten gelingen lassen, unsere Interessen fördern, unser Gut, unsere Familie, unser Streben, unsere Zukunft schützen und segnen. Jesus soll unsere Nöte heilen, unserem Jammer abhelfen, unsere Schuld tragen und unsere Seligkeit verbürgen. Oder liegt uns wirklich mehr als das alles dies am Herzen, daß Gott uns in seinen Dienst nehmen, Jesus uns für seine Sache brauchen und dazu erlösen und erneuern möge?

Gewiß, wir dürfen alle unsere Anliegen, auch was an irdischen Sorgen und Aufgaben uns beschäftigt und bedrückt, in kindlichem Glauben vor ihn bringen. Aber die Art, wie wir Gott immer wieder für uns benützen wollen, wie wir das Göttliche so gerne gebrauchen, um das Weltliche zu verbrämen, wie wir mit der Religion das Unerlaubte erlaubt und das Gottwidrige gottwohlgefällig zu machen verstehen, die ist wahrhaftig nicht kindlich, sondern unlauter und böser Selbstbetrug. Wir dünken uns sehr viel besser als Herodes und versuchen doch auch, was er tat: Jesus soll zu uns herab, statt wir zu ihm empor; Gott soll für uns da sein, statt wir für ihn; es liegt uns an der Erfüllung unserer Wünsche und an der Durchsetzung unseres Willens mehr als an der Erkenntnis und Erfüllung dessen, was Gott will.

Darum geht es uns dann aber auch nach dem Gesehe: „Was einer liebt, das gewinnt Gewalt über ihn.“ Darum sind auch wir Christen trotz all unserem Christentum immer noch viel zu viel wie alle andern Menschen auch, weil wir im Grunde dasselbe lieben, suchen und haben wollen, was sie auch. Läge uns über alles am Göttlichen, wäre uns Jesus wirklich das, was wir von ihm bekennen, es müßte ein anderes Wesen in uns sein oder es müßte doch das, was in uns ja Gutes angefangen sein mag, mit ganz anderer Entschiedenheit, Kraft und Reinheit von uns ausstrahlen. Hat nicht Jesus verheißen: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen“? Wo sind diese



Ströme? Wo sind auch nur bescheidene Bächlein? Dürre Gefilde sind da; lechzende Herzen sind da. Aber das lebendige Wasser fehlt oder ist doch nur in höchst ungenügender Menge vorhanden. Woran liegt das?

Daran, daß wir uns zu Gott und zu dem, den er zu unserem Erlöser uns gegeben hat, so falsch stellen wie Herodes. Er soll in unsere Atmosphäre herein; er soll unsere Angelegenheiten an die Hand nehmen; er soll unsere Fragen, meinetwegen unsere Probleme lösen. Bei Herodes handelte es sich bloß um Fragen müßiger Neugier; bei manchem von uns mag es sich um ernste Probleme handeln. Aber um was handelt es sich denn für Jesus? Ich denke um Gott, um Gottes Willen und Reich. Und nicht um uns? O doch, auch um uns, aber um uns für ihn, um uns als von ihm zu ergreifen und zu erneuern und für Gott wieder zurechtzubringen und brauchbar zu machen.

Dazu aber bedarf es etwas anderes, als was Herodes Jesu entgegenbrachte: Neugier, Schaulust, Verlangen nach Zeitvertreib. Es bedarf auch etwas anderes, als was wir doch schon so hoch glauben einschätzen zu müssen: Religiöses Interesse. Mit religiösem Interesse führen wir das Reich Gottes nicht herbei. Damit, daß wir uns für den Herrn Jesus interessieren, kommen wir noch keinen Schritt voran. Denn, daß wir's nur offen heraus sagen: Jesus ist nicht in die Welt gekommen, um der Gegenstand unseres Interesses zu werden, um uns auf religiöse Fragen Antworten zu bringen, um uns über Gebiete, wo andere unzulänglich sind, zu belehren und um eine Gesellschaft zur Pflege und Förderung irgend einer Religion zu stiften. Jesus ist vielmehr gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist, um uns aus der Knechtschaft der Finsternis zu erlösen, um uns aus unserer falschen Atmosphäre herauszuführen, um uns von unserer verkehrten Lebensrichtung zurückzubringen, um uns zu ändern, nicht bloß unsere Gedanken, die auch, aber vor allem unser Herz, unseren Willen, unser Leben.

Solange wir das nicht wollen, solange das nicht die Seele unserer Fragen, unseres religiösen Interesses, unseres kirchlichen Betriebes

ist, solange wird es uns gehen wie Herodes: Jesus schweigt, Jesus hat uns nichts zu sagen, nichts zu tun und nichts zu geben. Das ist das Erschütternde in unserer Textgeschichte. Jesus schweigt. Er, der sich sonst zu den Beringsten und Verstoßensten herabließ, der die Kinder herzte und segnete, der mit dem einfältigen Weibe am Jakobsbrunnen ein Gespräch anknüpfte, den Zöllnern und Dirnen das Evangelium verkündigte, der noch für den mitgekreuzigten Schächer ein so gnadenreiches Wort hatte, er schweigt, wo man mit ihm nur ein Spiel treibt, wo das ernste Verlangen fehlt, wo man nur zur Unterhaltung und Abwechslung fromm ist, wo man in der Kirche bloß eine schöne oder eine gefühlvolle oder eine formvollendete oder eine geistreiche Rede sucht, wo man sich für die Religion bloß interessiert, mit einem Worte, wo man nur etwas von ihm, nicht aber ihn selbst und sich selbst für ihn, für seine Gottesfache und Gotteswelt will.

Dann endet die Geschichte immer wie in unserem Texte mit einer Enttäuschung der Menschen und mit ihrer Verachtung Jesu. Herodes läßt seinen Wiß an Jesus aus und schickt ihn in einem Spottaufzug zu Pilatus zurück. Wo man sich mit Jesus befaßt und für ihn interessieren und doch Herz und Leben seinem Einfluß entzogen halten will, wo man das Göttliche zwar gerne für sich benützte, nicht aber sich von dem Göttlichen erfassen und dienstbar machen lassen will, da ist das Ende stets: Enttäuschung dieser Menschen und Verachtung und Verwerfung Jesu.

Wo aber Herzen das Leben begehren, das wahre Leben, wo sie Gott suchen und seine Vergebung, sein Heil, seine Kraft, seinen Weg, da wird Jesus auch zu ihnen sprechen und ihnen das Wort der Wahrheit und der Gnade sagen. Und während sein heiliges und holdseliges Antlitz aus dem Spiegel zwiespältiger und unlauterer Seelen nur entstellt widerstrahlt, so verklärt er die Seelen, die sich ihm in hingebendem Vertrauen öffnen, in sein Bild von Klarheit zu Klarheit und läßt das Lebenswasser, mit dem er ihr Verlangen stillt, in ihnen selber zu einem Brunnen werden, der in das ewige Leben quillt. Amen.

---

## Ich bin der Weg.

Konfirmation. (12m 28. März 1920.)

Ich bin der Weg. Joh. 14, 6.

In seinen Lebenserinnerungen erzählt ein hervorragender Mann von einem Jugenderlebnis, welches ihm zeitlebens eindrücklich geblieben ist und ihn oft zur Entscheidung für das Gute bestimmt hat und welches in Gedanken an euch mir in diesen Tagen immer wieder in den Sinn kam. Er machte als Student mit seinen Freunden durch eine der schönsten Gegenden seines Vaterlandes eine Fußreise. Einmal, als es schon gegen Abend ging und sie noch einen bestimmten Ort erreichen wollten, sahen sie vor sich einen grünbewaldeten Höhenzug, über den im Schein der Abendsonne hinzuwandern ein herrlicher Genuß sein mußte. Sie hofften, die einladende Höhenwanderung mit ihrem Ziel verbinden zu können, und erkundigten sich bei einem alten Weiblein, das ihnen begegnete, nach dem schönsten Wege zu jenem Ort. Das Weiblein zeigte auf eine Straße, die von der Höhe weg in die Ebene hinaus führte. „Das ist der richtige Weg“, erklärte es. „Welches aber ist der schönste Weg?“ wiederholten die jungen Leute. Ob die Alte die Frage nicht verstand oder nicht verstehen wollte, sie wies mit ihrer Hand hartnäckig in die Ebene hinaus und blieb dabei: „Das ist der richtige Weg.“

Liebe Konfirmanden, ihr seid die jungen Wandergesellen. Freilich, will's Gott, nicht schon am Abend eures Wandertages. Vielmehr ist ja eben erst die Morgendämmerung vorüber und erhebt sich die Sonne nun höher in den Tag empor. Wie vor dem Wanderer an einem hellen Frühlingsmorgen die Welt in frischem Glanze lacht, so dehnen sich jetzt vor euren jungen Augen weit und verheißungsvoll die Gefilde des Lebens. Und nicht wahr, jenen lebenslustigen Studienfreunden gleich wünscht jetzt auch ihr, so gut es immer möglich ist, den schönsten Weg zu wählen und zu gehen?

Ihr dürft's uns, euren Eltern, Pathen, Geschwistern, Angehörigen, Freunden und Lehrern, schon glauben, daß auch wir, so viel in unserm Vermögen steht, das Unsere tun wollen, um euch dazu zu helfen. Was die kurze Strecke Wegs, die ihr nun schon zurückgelegt habt, was die paar ersten Morgenstunden eures Lebens am schönsten gemacht hat, das ist doch ganz gewiß die Liebe eurer Allernächsten gewesen, die für euch sorgte, die euch hegte und schützte, ja die vielfach, um euch beglücken, euch sättigen, euch erziehen zu können, sich's selber abgedarbt hat. Ich weiß wohl, daß solche Liebe nicht allen in gleichem Maße zuteil wurde. Ich weiß, daß manche von euch schon von Geburt an von Leiden, von Sorgen oder sonst von schmerzlichen Dingen umgeben waren, ja daß einige schon in den ersten Morgenstunden ihres Tages statt des wärmenden Sonnenscheins der Vater- und der Mutterliebe den kalten Windeshauch einer lieblosen Welt zu spüren bekamen. Aber ganz fehlte es doch keinem einzigen in dieser großen Schar an der Erfahrung menschlicher Güte und Fürsorge; völlig ohne Sonne war auch nicht bei einem seine Kindheit. Ich habe euch alle manchmal so herzlich lachen und so unbefangen fröhlich sein sehen, wie es Kinder nicht könnten, die noch nie, noch gar nie etwas von Freude und Liebe erfahren hätten. Ich hoffe dazu, daß auch die kurze Strecke unseres Unterrichts in diesem Winter euch als eine schöne und gesegnete Wanderung im Gedächtnis bleiben werde. Ja ich hoffe, daß da euch allen dann und wann jene Sonne tief ins innerste Herz geschienen und es wunderbar hell und warm gemacht habe, von der Paul Gerhardt singt:

Die Sonne, die mir lachet,  
Ist mein Herr Jesus Christ.

Und ihr wißt und fühlt es, daß wir heute, gleichsam an einer Raststelle angelangt, von wo an ihr nun freier wandern und selbständiger den Weg finden sollt, euch mit unsern innigen Wünschen und treuen Fürbitten umgeben. Der allmächtige Gott, von dem die Bibel sagt: „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe“, möge euren Lebensweg schön und freundlich gestalten!



Aber seht, liebe Konfirmanden, vor unsern Augen liegt die Welt anders da als vor euren, trüber, dunkler, so, daß wir bisweilen, um dennoch wader weiter zu wandern, alle Kraft anbieten und das Herz fest und mutig machen müssen. Das rührt nicht davon her, daß unser Augenlicht abgenommen hätte, sondern daher, daß wir Welt und Menschen erfahren haben. Diese Erfahrungen sind für uns in mancher Hinsicht bitter und schmerzvoll gewesen. Ihr könnt unverwischbare Spuren davon im Antlitz manches Vaters und mancher Mutter entdecken. Ja es gibt Männer und Frauen, jezt vielleicht mehr als je, welche über den Enttäuschungen ihres Lebens sogar allen Glauben an die Menschen und alle Hoffnung für die Welt verloren haben. Zu denen gehören wir, Gott sei dafür gedankt, nicht. Ich denke, ihr habt das in unserm Unterricht gemerkt. Wir haben es euch auch oft gesagt, daß wir an die Menschen glauben, weil wir an einen Gottesfunken in ihnen glauben, und daß wir für die Welt Hoffnung haben, weil wir sie für die Schöpfung unseres himmlischen Vaters halten. Darum konnte uns unsere Erfahrung wohl ernster, doch nicht trübsinnig machen; sie hat uns wohl manche Illusion zerstört, aber dafür hat sie uns die Wahrheit enthüllt und unsere Pflicht gezeigt. Vollends gegenwärtig nun, ihr lieben Söhne und Töchter, sieht es in der Welt so wirr und wüß aus, daß wilder Lärm und drohende Schatten sogar in eure Kindheit hereingedrungen sind. Unter diesen Umständen müssen wir erst recht tun, wozu ohnedies schon Ueberzeugung und Gewissen uns genötigt hätten, nämlich zu euch statt vom schönsten lieber vom richtigen Wege sprechen.

Denn nicht bloß wir, mit uns alle die edlen Männer und Frauen, von denen ihr mit Bewunderung hört oder zu denen ihr mit Verehrung aufblickt, bezeugen es mit einer Einstimmigkeit, welche über alle Zonen und Zeiten hinweggreift, daß es am Ende doch dann am schönsten ist, wenn man den richtigen Weg gewählt hat. Ueberlegt es euch nur! Was hilft einem der schönste Weg, wenn man zulezt da anlangt, wo man nicht hin wollte? Und umgekehrt, wie vergift sich alle Anstrengung, alle Unbill, alle Müdigkeit, alle Enttäuschung, wenn der Weg uns schließlich an das er-

sehnte Ziel gebracht hat! Was ist nun aber dieses Ziel? Ich denke dies: Aus unserm Leben so viel Schönes, Gutes, Gesegnetes zu machen, als nur irgendwie daraus zu machen ist. Das allein scheint mir ein des Lebens wertcs, seine Mühsale aufwiegendes Ziel.

Eben jetzt, ihr lieben Konfirmanden, befindet ihr euch an der Stelle, wo verschiedene Wege sich vor euch öffnen und wo alle möglichen Wegweiser und Führer sich euch anbieten. Es liegt uns deshalb daran, euch in dieser feierlichen Stunde noch einmal mit allem Nachdruck, der uns zu Gebote steht, auf den hinzuweisen, der sich im Geiste zu euch allen schon von Kind auf gesellt hat, auf dessen Namen ihr alle getauft wurdet, der euch alle liebt, der auch für euch alle sich in den Tod am Kreuz gegeben hat, auf unsern Herrn Jesus Christus. Er möge jetzt vor eure Seele treten und euch das Wort unauslöschlich ins Herz prägen: „Ich bin der Weg!“

„Ich!“ O daß es mir gegeben worden wäre, von ihm so zu euch zu sprechen, daß ihr, selbst wenn ihr es wolltet, euch innerlich doch nicht mehr von ihm losmachen könntet! Einer unserer Dichter hat über die Beziehungen menschlicher Zuneigung den feinen Vers geschrieben:

Ein jedes Band, das noch so leise  
Die Geister aneinander reiht,  
Wirkt fort auf seine stille Weise  
Durch unberechenbare Zeit.

Was muß es dann erst bedeuten, wenn ein Mensch innerlich an den gebunden ist, von welchem schon Millionen mit dem Worte des Psalmisten, es im tiefften, innerlichsten Sinne fassend, bezeugt haben: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern“! Kein menschlicher Stift und Pinsel hat seine äußere Gestalt und die Züge seines Angesichts für die Nachwelt festgehalten. Aber das Bild seiner großen, gütigen und reinen Seele zeichnen uns die Evangelisten schlicht und klar. Laßt dieses Bild in eurem Innern nie verblässen! Laßt es nicht durch anderes aus eurem Innern verdrängen! Jedes Kreuz am Wege rufe seinen Namen euch wieder zu! Jede Kirche zu Stadt und Land mahne euch: „Halt im

Gedächtnis Jesum Christum"! Jeder Glockenklang und jeder Orgelton lasse es in euch hineinklingen: „Vergiß mich nicht“!

Soll ich ihn in dieser Stunde noch einmal euch vor die Seele rufen? Ich kann's nicht lassen. Wo war einer auf Erden, der so wie er sich frei und rein hielt von allem Bösen, in dem so wie in ihm das, was der Mensch sein soll, sich vollendete? Und wo war einer, der zugleich so geduldig und erbarmungsvoll sich auch zu den gesunkensten Sündern niederbeugte und auch denen, über welche alle Welt den Stab brach, noch Vergebung und Rettung anbot? Was für ein ungeheures, übermenschliches Bewußtsein tritt uns immer wieder in seinen Worten entgegen: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, . . . ich aber sage euch“; „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“; „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem Vater im Himmel“; „Ich bin das Licht der Welt“; „Wer mich siehet, der siehet den Vater“! Und doch wie natürlich, schlicht und demütig ist sein ganzes Wesen; die Kindlein strecken ihre Händchen nach ihm aus; jedes Weib aus dem Volke redet ihn unbefangen an; die verachteten Zöllner laden ihn an ihren Tisch. Was für ein unbeugsamer heiliger Ernst spricht aus seinen großen schweren Forderungen, aus seinen erschütternden Weherufen, aus den Gerichtsworten, in denen die Ewigkeit uns berührt! Und doch, wie kann er sich an den Lilien auf dem Felde freuen und dem Gesang der Vögel lauschen; wie weiß er so holdselige, milde, gütige Worte zu finden, daß sie einen ganzen Himmel voll Wonne und Frieden in arme, verzagte, gequälte und schuldbeladene Herzen tragen! „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele“, sagt er von sich selbst; er hat es gegeben Tag für Tag, Stück für Stück, bis daß er arm, bloß und verblutend am Kreuze hing. Und doch, wie ist er allzeit der Herr aller Dinge und Umstände! Sie haben ihn nie in ihrer Gewalt, sondern er verfügt über sie und zwingt sie in den Dienst des Vaters. Und sein Verhältnis zum Vater! Reines Menschen Blick und Scharfsinn dringt in diese Tiefen. Dem Vater gilt das erste Wort,

das uns aus seinem Munde aufbehalten ist, dem Vater das letzte, und dem Vater gilt das ganze Leben und Sterben zwischen drin. Und doch, wie hat er so gar nichts von einem Schwärmer und Träumer an sich! Er steht fest und klar in der Welt und nimmt ihre Dinge und Menschen, wie sie sind, und weiß, daß ihm die Menschheit zum Dank für seine Liebe die Dornenkrone aufs Haupt drücken wird.

Das, liebe Söhne und Töchter, ist der Mann, der zu euch spricht: „Ich bin der Weg!“ Und nun horcht in die Tiefe eures eigenen Herzens hinab und ergründet, was da in euren besten, ach und auch in euren schwersten, in euren heiligsten, ach und auch in euren beschämendsten Stunden sich regt! Was ist's? — Es wird verschiedenes sein. Geb's Gott, in euch allen frische, brausende junge Kraft, Durst nach Erkenntnis und Wahrheit und Latendurst, Verlangen nach Gerechtigkeit, Sehnsucht nach völliger Reinheit und innerem Frieden. Ihr werdet die Arme in die Luft recken und die Blicke suchend in die Welt hinauscheiden. Und wahrlich, haltet euch nur fröhlich allem offen, was nach dem Worte des Apostels „wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, was eine Tugend, was ein Lob“ ist! Aber überhört nicht die Stimme dessen, der der König der Wahrheit, der Heiland der Liebe ist und der zu euch sagt: „Ich bin der Weg!“ Was immer ihr auch nach Arbeit und Beruf in der Welt einmal sein werdet, die innere Verbindung mit ihm wird euer Leben für Gott und Menschen wertvoll machen. — Und wahrlich, auch das wünschen wir euch von ganzem Herzen, daß in jedem von euch in mancher guten Stunde ein mächtiges Gefühl des Glücks aufwallen, daß Befriedigung an gelungener Arbeit euch erfüllen, daß die Freude wahrer Freundschaft und treuer Liebe euch beseligen, mit einem Wort, daß euch die Welt ihr Schönes und Gutes dann und wann so reichlich spenden möge, daß ihr zum Augenblicke sagen möchtet: „Verweile doch! Du bist so schön!“ Dann aber gilt's dem Glück die Weihe zu geben, der guten Stunde die segnende Kraft, und von der Freude fernzuhalten, was sie verunreinigt und verdirbt. Drum trete auch vor eure beglückte Seele dann der, der



seine Jünger aufgefordert hat: „Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei“, und spreche auch da zu euch sein „Ich bin der Weg“! Der Weg, der euch vor Uebermut und falscher Sicherheit bewahrt, der euch in der Demut hält und der die Freude eures Lebens auch für die Mitmenschen zum Segen macht. — Aber aller Frühlingsglanz des heutigen Tages und alle guten Wünsche derer, die euch lieb haben, können es uns nicht verbergen, daß auch eurer Leid und Schmerz, Sorge und Trübsal warten werden. Es ist gut, daß eure Augen den Weg und was er bringt nicht schon jetzt von weitem sehen können. Aber wenn dann Tage kommen, die euch nicht gefallen, wenn trotz gutem Willen der Erfolg sich nicht einstellen will, wenn der Weg vorwärts euch wie versperrt erscheint, wenn ihr Unglück, Verkennung, Unrecht erleiden müßt, wenn ihr schwer krank darniederliegt oder vielleicht eine bleibende körperliche Hemmung davontraget, wenn ihr von aller menschlichen Hilfe verlassen seid und kein Ausweg mehr offen steht, wenn eure letzte Stunde da ist, o meine lieben Söhne und Töchter, möge auch dann euch allen der vor der Seele stehen, der der barmherzige Helfer und Retter ist, und euch wiederum das Wort sagen: „Ich bin der Weg!“ und euer Herz vor Bitterkeit und Verzweiflung bewahren und euer Gottvertrauen stärken und alles euch zum Heile wenden! — Und endlich, auch davon wollen wir offen und ehrlich reden, wenn ihr euch selber verliert, wenn böse Gewohnheiten wie Fesseln euch umschlingen, wenn das Feuer irgend einer Sucht unheimlich in euch brennt, ja — der barmherzige Gott bewahre euch alle davor! — selbst wenn eines von euch eines Tages tief in Sünde und Schuld sich verirrt, o dann möge unter Seelenangst und bitterer Reue die Erinnerung an alles in euch mächtig erwachen, was in Elternhaus und Unterricht je Liebes und Gutes euch begegnet ist! Aber über allem möge dann traurig und doch unwiderstehlich liebreich der Schmerzensmann vor euch erscheinen und seine durchbohrten Hände nach euch ausstrecken und zu euch sagen: „Ich bin der Weg, der Weg aus Sünde und Schuld zur Entsühnung und zur Gnade; ich lösche den glimmenden Docht nicht aus; ich bin gekommen, zu retten, nicht zu richten, zu heilen, nicht zu verwunden“!

„Ich bin der Weg!“ Liebe Konfirmanden, wir haben ihn alle lebenslang zu gehen. Auch die Großen im Reiche Gottes, die Helden und Heiligen sind noch unterwegs. Doch wer aufrichtig ist, dem läßt es der Herr gelingen, so daß er vorwärts, aufwärts kommt. In dem freilich, was die Hauptsache ist, gilt eigentlich gar nicht: „Ich bin der Weg“, wenigstens nicht in dem Sinne, als ob wir da erst lang und weit laufen müßten. Da gilt vielmehr: „Ich bin die Türe!“ Wenn wir an sie herantreten und die Schwelle berühren, so geht sie auch schon auf, und wir sind daheim, sind beim Vater, sind am treuesten Herz der Herzen und empfangen Vergebung, Kraft und Frieden.

Es war ein altes Weiblein, welches den lebenslustigen jungen Wanderern die Weisung gegeben hat: „Das ist der richtige Weg!“ Es werden Stimmen an euer Ohr dringen, die euch von dem, was wir in unserem Unterricht euch ans Herz gelegt haben, sagen werden: „Das ist alt und veraltet; das galt einmal, nun aber ist es überlebt; wir sind ein neues Geschlecht und wollen neue, bessere Wege gehen.“ Darauf sage ich euch zum Schlusse noch: Ja alt ist es, aber auch ewig jung wie die Luft und wie die Sonne. Es erschiën, als noch auf Zion der Tempel des Herodes stand und in Rom die Kaiser wie Götter regierten. Jerusalem fiel; das alte Rom ging unter. Völker stiegen empor und sanken wieder. Umwälzungen erschütterten die Menschheit, und gewaltige geistige Bewegungen schienen die Gedanken der Menschen in völlig andere Bahnen zu treiben. Aber immer wieder war er da, ist er da, in dem Leben und Drängen drin und doch darüber, und wird er den Menschen der Heiland und der Bruder, der Retter und der Herr, das Ziel und der Weg, er, von dem geschrieben steht: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit! Er bleibt der Weg! Amen.

---

## Ich bin die Auferstehung.

Am Ostermorgen auf dem Gottesacker. (Am 4. April 1920.)

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Ev. Joh. 11, 25.

Zu den grandiossten Stellen der Bibel gehört die Vision des Hesekiel vom Totenfelde. Der Prophet erzählt, daß die Hand des Herrn ihn erfaßt und entführt und mitten auf ein weites Feld gestellt habe, welches voller Totengebeine war. „Du, Menschenkind, meinst du wohl, daß diese Totengebeine wieder lebendig werden?“ wurde er gefragt. Er antwortete: „Herr, Herr, das weißt du.“ Dann bekam er den Auftrag, den Gebeinen die Auferweckung anzukündigen. Kaum hatte er es getan, so begann es in den Gebeinen zu rauschen. Was zusammengehörte, fand und fügte sich zusammen, und über die Gebeine wuchsen Sehnen, Adern, Fleisch und Haut. Aber die Leiber blieben unlebendig am Boden liegen. Da brauste von allen vier Himmelsrichtungen ein gewaltiger Wind herbei und blies über das Totenfeld. Nun rührten sich die Leiber und richteten sich auf ihre Füße auf und lebten, „und ihrer war ein sehr großes Heer“. Der Prophet deutet die Vision auf sein niedergetretenes, in der Gefangenschaft festgehaltenes Volk, dessen Existenz vernichtet schien. „Diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe, jetzt sprechen sie: Unsere Gebeine sind verdorret, und unsere Hoffnung ist verloren, und ist aus mit uns. Aber so spricht der Herr Herr: Ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin, und ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt!“

Seit den Tagen, da Hesekiel diese Vision niederschrieb, gab es wohl keine Zeit mehr, auf die sie besser zuträfe, als unsere Gegenwart. Jetzt ist ganz Europa ein Trümmerhaufen, ein Totenfeld. Nur das ist anders: Es ist noch nicht so still wie hier auf unserem Gottesacker. Es ist noch krampfhaftes Zucken da und ohnmächtiges Sichwinden. Es wird noch Wimmern und Stöhnen

laut, es werden noch Schmerzensschreie und Hilferufe gehört. Es richtet sich da und dort noch einmal etwas verzweifelt auf und sinkt dann wieder hilflos nieder. Es ist Gestorbensein und Sterben nebeneinander und durcheinander da. Und durch die ganze Welt geht jetzt die Frage, und jedes denkende, ernste Menschenkind hört sie: „Du Menschenkind, meinst du wohl, daß diese wieder lebendig werden?“

Es gibt Unzählige, die den Mut verloren haben, das noch zu glauben. Sie erwarten von der Zukunft nur noch die Vollendung des Niedergangs und der Auflösung. Sie glauben, daß in der abendländischen Welt der Tod das Leben besiegt habe. Andere dagegen hoffen nicht bloß auf eine Wiederbelebung, sondern glauben selber sie bewerkstelligen zu können. Sie probieren da etwas und probieren dort etwas. Sie stellen hier etwas auf die Füße und richten dort etwas in die Höhe. Insbesondere versprechen sie sich davon viel, daß sie, was zusammengebrochen ist und sich lebensunfähig erwiesen hat, nun anders zusammenfügen und nach einem ganz neuen Plan wieder aufbauen. Und überall gründen in der Tat viele Menschen ihren Auferstehungsglauben auf solche neuen Pläne und neuen Baumeister. Als ob „anders zusammenfügen“ auch schon „neu beleben“ hieße!

Hinter allem Pessimismus und allem Optimismus aber verbirgt sich die Erkenntnis, daß, was war, den Keim des Todes in sich trug und Leben vortäuschte, ohne wahres Leben zu sein, und daß deshalb erst dann geholfen ist, wenn es zu neuem, im Wesen anderem Leben kommt. Ob jedoch das noch möglich ist, darüber gehen die Ueberzeugungen auseinander. Während die einen meinen, es selber auferwecken und mit einer Aenderung der Lebensformen auch es in seinem Wesen ändern zu können, sehen die andern diesen Versuchen hoffnungslos zu. In allen freilich lebt die Empfindung, daß der armen Menschheit ein frischer sprossender Frühling not täte, eine allgemeine Auferstehung zu einem neuen, vernünftigeren, wahreren, brüderlicheren, gottwohlgefälligeren Leben. Aber den Frühling können wir nicht veranstalten. Die Auferstehung können wir nicht ins Werk setzen. Das ist allein Gottes Tat.



Eben darum sind wir dankbar, daß die Osterbotschaft erschallt. Es scheint uns, wir bedürften ihrer heute mehr als je. Aber dann als eine Botschaft nicht nur von vergangenen Dingen, sondern von lebendigen gegenwärtigen Kräften.

Die Osterbotschaft wird viel zu sehr bloß als die Verkündigung eines vergangenen Ereignisses aufgefaßt. Daß Jesus nicht dem Tode zur Beute fiel und im Grabe verging, daß Gott ihn auferweckte und zum König der Menschheit erhöhte, das ergreifen wir freilich als unsere Hoffnung und als unseren Trost. Was wir ohne sie wären, das empfinden wir hier an dieser Stätte, wo unsere Toten ruhen, besonders stark. Wie sind in den letzten Monaten die Gräberreihen auf unserem Gottesacker wieder gewachsen! Wie selten geleiten wir die sterblichen Reste eines Menschen hierher, der den Kreis seines Daseins friedvoll vollendet und seine Aufgabe hienieden erfüllt hat, so daß er nun, des Lebens satt und müde, gerne schied! Wie ist es im Gegenteil in der Regel so, daß der Entschlafene mitten in seinem Lebenstage von der Nacht überfallen wurde und nun der Bau seines Lebens wie ein unvollendetes, ja manchmal wie ein kaum recht angefangenes Gebäude unsern Augen sich darstellt. Was für quälende Fragen erheben sich da in unserer Vernunft und in unserem Herzen! Ich weiß keine andere Antwort, die uns hülfe, die uns innerlich versöhnte und zum Frieden brächte, als die Osterbotschaft von einer andern Welt, nicht von einem andern Ort in dieser selben Welt, sondern von einer nach Art und Wesen andern Welt, in die Jesus der Auferstandene eingegangen, in der er uns aber nicht unendlich ferne getreten ist, sondern nahe sein kann alle Tage bis an der Welt Ende, und von der er gesagt hat, daß er dort auch den Seinen eine Stätte bereiten wolle.

Aber das ist nicht die ganze Osterbotschaft. Sie lautet nicht nur: „Ich bin auferstanden“, sondern auch: „Ich bin die Auferstehung“. Das heißt: „Ich rufe sie hervor; ich spende Auferstehungskräfte; es geht von mir ein lebendiger Strom oder, um im Bilde Hesekiels zu bleiben, der Lebensgeist aus, der in das Totengefilde Bewegung und Leben bringt.“ Das greift weit

über das Ostererlebnis hinaus. Das macht den Auferstandenen zum Kraft- und Lebenszentrum der ganzen Welt und der Geschichte der Menschheit. In ihm bricht die ewige Gotteswelt in diese Welt der Vergänglichkeit herein. In ihm öffnet sich mitten in dieser Welt, wo alles vom Tode gekennzeichnet ist und alles die Züge der Sünde, der Schwachheit, der Krankheit, der Unvollkommenheit, der Müdigkeit und der Hinfälligkeit trägt, der Quell, durch welchen aus den Untiefen Gottes die Lebenswasser aufsteigen, um die dürren Gefilde zu befruchten und die ermatteten Herzen zu erfrischen. „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“

Das brauchen wir nun aber nicht einfach so zu glauben. Die bisherige Geschichte hat es bewiesen, und jeder von uns kann selber den Versuch damit machen. Seit jener Zeit, da die ersten Jünger und Jüngerinnen als Boten des Auferstandenen in die Welt hinauselten und ihr die Kunde brachten: „Jesus lebt; er ist auferstanden“, gab es Perioden, wo der Tod in die Christenheit wieder eindrang, wo die Frömmigkeit nur noch einen Schein von Leben vortäuschte, in Wahrheit jedoch erstarrt und unfruchtbar geworden war, wo lebendiger Glaube, brüderlicher Liebesfönn, innere Reinheit und Freiheit von den Dingen und den Menschen völlig fehlten. Wenn dann in solchen Zeiten Einzelne wieder zum ursprünglichen Evangelium zurückkehrten, den aufgehäuften Schutt wegräumten und den Quell wieder bloßlegten, wenn dann wieder Menschen die innere Verbindung mit Jesus Christus fanden, so bestätigte es sich alsbald jedesmal aufs neue: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Es rauschte wieder in den Totengebeinen. Es fing an zu grünen auf den erstorbenen Fluren. Jesusgefönnung, Jesusliebe, Jesusleben standen wieder aus dem Grabe auf und erschienen wieder in lebendigen Jüngern und Jüngerinnen, in Monika und Augustinus, in Franz von Assisi und der heiligen Clara, in Luther, Zwingli und Calvin, in Philipp Spener und Graf Zinzendorf, in John Wesley und Georg For, in Elisabeth Frey und Josephine Butler, in all den Männern und Frauen, die die Christenheit wieder lebendig machten und erneuerten.

Was im Großen geschieht, geschieht im Leben des einzelnen Menschen auch. Wenn der Mensch in Verbindung mit Christus tritt, so strömt Auferstehungskraft auf ihn über; so steht das Beste in ihm aus dem Grabe auf, das verlorene Ebenbild des himmlischen Vaters; so wird es in seinem Herzen und Leben wieder Frühling und der abgestandene Baum seines Lebens treibt wieder frische Blüten und bringt noch gute Frucht.

Ich bin gewiß, daß jetzt wieder eine Zeit kommt, wo viele, nachdem sie aus allen Menschenbrunnen getrunken und doch das Lebenswasser nicht gefunden haben, zu Jesus Christus den Weg finden werden. Und wenn es für unsere abendländische Christenheit noch einmal eine Auferstehung gibt, so ist sie nicht anders möglich als so, daß sie sich von Jesus Christus zum Leben aufwecken läßt. Aber das Leben existiert nie im Allgemeinen, sondern stets in den Einzelnen. Bedrückt es uns, daß es jetzt in der Welt so trüb und traurig aussieht, daß noch überall in Haß und Mißtrauen, in materiellem Sinn und in gewalttätigem Wesen der Tod sich auswirkt, wohl an, dann ist das einzig Vernünftige und Heilsame für uns dies: Uns für unsre Person einmal von Jesus Christus erfassen und zur Versöhnung, zum Frieden, zur Liebe, kurz, zum Leben erwecken zu lassen. Dann sind auch wir glaubwürdige Zeugen der Auferstehung und dürfen's mit Recht den Menschen sagen: „Er lebt; er ist auferstanden!“ Amen.

## Göttliche Wahl und Führung.

(Am 25. April 1920.)

Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und  
gefest, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.

Ev. Johannes 15, 16.

Auch unser Textwort spricht von dem, was in diesen Tagen unser öffentliches Leben mit so viel Leidenschaft und Lärm erfüllt: Vom Wählen. Aber es hebt gerade den Gesichtspunkt als den bei der Wahl entscheidenden hervor, von welchem man mit dem besten Willen nicht behaupten kann, daß er bei unseren öffentlichen Wahlkämpfen als der wesentlichste betrachtet werde. Die Gewählten unseres Textes sind Berufene. Daraus sollen sie dann auf ihren Posten stets aufs neue die innere Gewißheit, Freiheit, Kraft und Freudigkeit gewinnen, daß sie sich sagen dürfen: „Wir haben unseren Dienst und Posten nicht selber gesucht, sondern sind von einer höheren Instanz dazu berufen worden.“ Nun scheint das ja gerade bei den Wahlen in unserer Demokratie in hohem Maße der Fall zu sein. Sind denn die Räte, die wir heute neu bestellen, nicht die von unserem Volke Berufenen? Dürfen sie sich in ihrem Amte und in ihrer Tätigkeit denn nicht darauf stützen, daß der bei uns den Ausschlag gebende Volkswille sie an ihre Stelle abgeordnet habe? Gewiß, das ist der Fall. Aber zwei Tatsachen schwächen leider die Wirkung des Gedankens, vom Volke selbst berufen zu sein, ganz erheblich ab. Einmal werden unsere Wahlen sozusagen reiflos von den Parteien oder vielmehr von der verhältnismäßig kleinen Schar der entschlossenen Parteiführer „gemacht“. Wir meinen aber, das Volk selbst sei etwas anderes als nur die Summe aller Parteien; es sei etwas über alle Parteien hinaus und von allen Parteien abgesehen. Jedesfalls kommt der Wille des Volkes bei der Art, wie sich jetzt die politischen Wahlen unter uns vollziehen, nur gebrochen und unvollständig zum Ausdruck. Damit hängt die andere Tatsache zu-



sammen, nämlich die, daß unser Volk beim Wahlgeschäft beinahe mehr als der Leidende denn als der handelnde Teil erscheint. Offenbar besteht gegenwärtig die Anschauung, das Volk sei eine schwerhörige, schwerfällige, schwerbegreifende, überaus zähe Masse, welche, damit sie ihre Wahlentscheidungen überhaupt treffen könne, ja auch nur treffen wolle, der anhaltenden Bearbeitung mit den stärksten und massivsten Mitteln bedürfe.

Solche Erwägungen erschweren den Glauben daran, daß bei unseren politischen Wahlen die Gewählten auch immer die Berufenen seien. Und sie erschweren den Gewählten selbst das gerade bei einer so verantwortungsvollen Aufgabe und in einer so verwirrten Zeit ernsten Menschen unentbehrliche Bewußtsein, von einer höheren Instanz auf ihren Posten gerufen worden zu sein. Aber das ist kein Grund, es deshalb mit der politischen Wählerpflicht leicht zu nehmen. Gerade als Christen wissen wir uns verpflichtet, auch in dieser Sache treu zu sein und unsere Stimme nach unserer Ueberzeugung und nach unserem Gewissen abzugeben, nach einer Ueberzeugung und mit einem Gewissen, welche freilich niemals bloß an einer Gruppe, Partei oder Klasse orientiert sein dürfen, sondern ehrlich und ernstlich das zu erkennen suchen, was dem Ganzen unseres Volkes frommt.

Daneben allerdings vertrauen wir auch in diesen Dingen vor allem auf Gottes Güte und Macht. *Hominum confusione et Dei providentia Helvetia regitur.* „Durch der Menschen Verwirrung und durch Gottes Vorsehung wird das Schweizerland regiert.“ Die Geschichte unseres Volkes liefert zu diesem alten Spruche viele Belege. Aber nie hat unser Volk seine Wahrheit in so handgreiflicher und überwältigender Weise erfahren dürfen wie in dieser Kriegszeit und jetzt seither in der fälschlich so genannten Friedenszeit. Wir wissen wohl: Wir haben kein Privilegium, daß Gott bei uns die menschliche Konfusion, welche andere Nationen in so entsetzliches Elend gestürzt hat und seither zu so jammervoller Ohnmacht und Hilflosigkeit verurteilt, immer wieder gut mache und uns ihr zum Trotz stets aufs neue seine wunderbare Verschonung und gnädige Führung zuwende. Aber wir dürfen

Gott bitten, daß er uns gnädig bleibe, daß er uns seine große Geduld nicht entziehe. Und wir sind auch gewiß, daß er, er allein, wenn er es für heilsam hält und deshalb will, auch jetzt durch alle menschliche Leidenschaft und Verwirrung hindurch unser Volk zu retten und vorwärts zu führen vermag. Wir haben die Empfindung, daß wir dieses festen und ruhigen Vertrauens jetzt mehr als je bedürfen, daß wir nur auf diese Weise im allgemeinen Fluß der Dinge einen sicheren Grund unter unsere Füße finden und zwischen all den verwirrenden, aufregenden und beängstigenden Geschehnissen und Eindrücken drin innerlich frei und getrost zu bleiben vermögen.

Damit wir aber auch in bezug auf die großen Zusammenhänge und Ereignisse innerlich im Vertrauen auf Gott verharren können, ist es nötig, daß wir erst und immer wieder vor allem in unserem persönlichen Leben und Schicksal uns von Gott gerufen und getragen wissen. Es muß sozusagen der seelische Untergrund in allem unserem Erleben der sein: „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ Wollen wir nicht von den wechselnden und oft entgegengesetzten Eindrücken, Meinungen und Stimmungen wie ein leichtes steuerloses Boot hin und her geworfen werden, so müssen wir unseren Anker tiefer senken, müssen uns innerlich immer wieder von den Dingen und Menschen gleichsam loslösen und in die Verbindung mit Gott stellen. Dazu soll unser heutiges Textwort uns anregen und uns Hilfe leisten.

Es ist ein hilfreiches freundliches Jesuswort, den Jüngern gegeben unmittelbar, bevor die Katastrophe über Jesus hereinbrach, welche dann auch diese unbewährten schwachen Männer in einen grauenvollen Strudel hineinschleuderte. Von schweren düsteren Dingen mußte Jesus zu ihnen reden, vom Lebenlassen, vom Gehaftwerden, vom Gegensatz, in den sich die Welt zu ihm und zu seinen Freunden stellt, von den ernstesten Konsequenzen, die der Anschluß an ihn hat. Und mitten zwischen diesen Andeutungen und Ankündigungen spricht nun Jesus unser Textwort aus: „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt. Es ist nicht euer Verdienst, es ist auch nicht eure Laune oder euer Eigenwille

gewesen, daß ihr zu meiner Jüngerschaft gehört. Vielmehr bin ich zu euch gekommen, habe ich euch gefunden und berufen, habe ich euch aus euren bisherigen Zusammenhängen und eurem bisherigen Berufe herausgeholt und in meine Welt hereingezogen. So bin ich nun auch für euch verantwortlich. Ihr dürft euch, wenn Schwierigkeiten und Anfechtungen euch zusehen, auf mich verlassen.“

Jesus hat bei diesem Worte wohl an die besondere Aufgabe gedacht, die er seiner engeren Jüngerschaft zugewiesen und zu der er die Zwölfe in besonderer Weise feierlich berufen hatte. Aber wir dürfen dieses Wort füglich auch auf die Verbindung anwenden, in der jeder Jünger und jede Jüngerin zu ihm stehen. Ja ich meine, das ist überhaupt das Grunderlebnis in allem religiösen Erleben, daß das Göttliche zu den Menschen kommt, daß es sie sucht und findet, überwältigt und erfäßt, erschüttert und beseligt, erwählt und sich verpflichtet. Das ist im Grunde in allen Religionen das Durchschlagende, das, was ihnen diese seltsame Macht über die Gemüter gibt, und das, was dann auch in allen Religionen von einzelnen Begnadigten mit solcher Wucht, Tiefe und Innigkeit erlebt wird, daß es ihre Kräfte unerhört steigert, ihren Geist wunderbar erleuchtet und sie so zu Lichtern, zu Wegweisern und Wohltätern ganzer Völker und Zeiten macht. Es ist ergreifend und, mir kommt vor, auch überaus glaubensstärkend, durch die Zeiten und Völker hin dem nachzugehen und hinter den verschiedenen und scheinbar ungleichartigen Erscheinungen, selbst hinter abschreckenden Gebräuchen und verzerrten Vorstellungen einer Ahnung, ja sogar einer starken Erfahrung dieses fundamentalen Erlebnisses zu begegnen, daß das Göttliche als Güte und Gnade zu den Menschen kommt, sie aus dem Staube erhebt und ihnen in Not und Schuld hilft.

Aber wenn man so im Geiste durch die Geschichte und über die Erde wandert wie ein Pilger und Gottsucher von Heiligtum zu Heiligtum, sich allenthalben unter die Scharen der Gläubigen mischt und dem Sinn ihrer Gebete und heiligen Handlungen nachspürt, mit ihnen der Weisheit der Priester und den Sprüchen

der Büßer und Heiligen lauscht und dann zuletzt wieder zu Jesus kommt, seine Verkündigung vernimmt, seinem Tun und Verhalten folgt, dem Eindruck seiner Persönlichkeit, seines Lebens und Sterbens sich hingibt, dann wird einem zu Mute, als ob man aus dämmerigem Zwielichte plötzlich in die blendende Fülle des Sonnenlichtes träte. Was sonst überall doch bloß geahnt und im besten Fall bruchstückhaft erkannt und erlebt worden ist, hier wird es hell und klar, bewußt und vollendet: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ Nirgendswowas aber ist das auf Erden so tief verstanden und so klar und kraftvoll ausgesprochen worden wie in der vom Apostel Paulus mit leidenschaftlicher Energie verkündigten und von Martin Luther und den übrigen Reformatoren mit freudigen Herzen wiederentdeckten Wahrheit, daß wir selig, daß wir errettet, daß wir Menschen Gottes werden allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Jesus Christus.

Damit wird die menschliche Willens- und Tatkraft nicht ausgeschaltet und das menschliche Sichanspannen und Sicheinsetzen nicht durch Trägheit und gleichgültiges Geheißlassen ersetzt. Im Gegenteil, dieses Erlebnis macht den menschlichen Willen erst recht frei und steigert ihn zu höchster Entschlossenheit. Nun ist eine Kraftquelle aufgesprungen, die nicht mehr versiegt, aus der man sich immer wieder erneuern und erfrischen kann. Aber das weiß der Mensch, dem Gott begegnet ist, daß das Entscheidende, das Durchschlagende, das Erlösende, das Lebenspendende, das Befeliggende Gott allein wirkt und gibt und daß unser menschliches Wollen und Tun genau in dem Maße wahrhaft menschlich, wahrhaft frei, wahrhaft gut und für die Welt und die Menschen gesegnet wird, als es von Gott erfaßt und bestimmt ist, als von ihm gilt: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.“

Eben, Frucht bringet. Darauf zielt Gottes Begegnung, Gottes Eintritt in ein Menschenleben ab. Darum nennt der Gläubige sein Erlebnis Erlösung, weil jetzt Gebundenheiten und Hemmnisse überwunden sind und er nun wird, was er soll, und kann, was er soll. Wo wirklich Gottes Gnade tief und durch



greifend erlebt worden ist, da gehen von diesem Erlebnis alsbald auch Wellen mächtiger Aktivität aus. Bei einem Moses, bei einem Paulus, bei einem Luther so stark, daß sie über die halbe Erde hin laufen. Man wird, wenn man der Geschichte religiöser Erneuerungen und Umgestaltungen oder großer Taten und Bewegungen auf dem Gebiete der äußeren und der inneren Mission nachgeht, immer wieder als ersten Anstoß die Ergriffenheit einzelner Seelen von der rettenden Gnade Gottes feststellen. Da ist gleichsam von oben her der Stein ins Wasser gefallen, und von dieser Stelle aus ist dann die ganze Oberfläche bewegt worden. Das tiefste Wesen der Erweckungsbewegungen ist immer das, daß einzelne Menschen im Glauben wieder ihrer Erlösung gewiß werden. Aber gerade in diesen Erweckungsbewegungen zeigt es sich, wie die von ihr ergriffenen Menschen aufgerüttelt und getrieben werden, ihr Leben zu ändern und ihre persönlichen und häuslichen Verhältnisse auf einen sittlich gesunden Boden zu stellen. Was vorher kein Zuspruch, ja kein Zwang anderer zustande brachte und was auch alle eigenen Anläufe umsonst versuchten, jetzt auf einmal gelingt's; ja jetzt ergibt es sich wie von selbst, mit innerer Notwendigkeit. Der Trinker hat Kraft, seine Sucht zu überwinden. Die Gefallene beginnt ein ehrbares Leben. Der Anehrliche bekennt frühere Veruntreuungen und macht sie wieder gut. Alter Haß wird begraben. In ein energieloses Dasein kommen Ordnung und Tätigkeit. Zerrüttete Ehen werden glücklich. Verwahrloste Familien raffen sich auf und kommen zurecht. Die ganze Geschichte der inneren Mission ist ein Exempel- und Bilderbuch, welches diese Tatsachen tausendfach illustriert.

Die Wahrheit und Kraft aber des „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“ zeigt sich nun darin, daß in das vorher verfahrenere und sprunghafte Leben und Tun dieser Menschen ein tieferer Plan, ein innerer Zusammenhang, eine wundervolle Einheit kommt. Die einzelnen Auswirkungen dieses Lebens klassen nicht mehr widerspruchsvoll auseinander, sondern sind organisch miteinander verknüpft. Das menschlich Willkürliche, die nervöse Unruhe, die bald dieses, bald jenes anfängt, das ratlose

Hinundhertasten, das fieberhafte Draufloswerperimentieren oder das Bestimmte sein von wechselnden Launen und Leidenschaften oder dann das Eingestelltsein, das Eingeschraubtsein auf starre Begriffe und fixe Theorien, kurz alles das, was eben jetzt die ganze Welt in immer größere Verwirrung und Unsicherheit stürzt, das hört je länger desto mehr auf. Statt dessen beginnt ein natürliches Werden und Wachsen, ein organisches Leben und Sichbewegen. Man will und macht die Dinge nicht; sie stellen sich ein und entfalten sich selbst. Die innere Bestimmung der Dinge und Menschen wird offenbar; sie fügen sich wie selbstverständlich zu Ringen einer Kette, zu Gliedern eines Ganzen. Eine vernünftige Einheit umfaßt, bestimmt und trägt das Viele und das Vielerlei. Das sinnlose Nebeneinander, Durcheinander und Wiedereinander weicht einem sinnvollen Füreinander.

Der einzelne Mensch erlebt das besonders so, daß er sich unter der Führung Gottes weiß. Es gehört immer wieder zum Feinsten und im tiefsten Sinn dieses Wortes Erbaulichsten, im Leben der Jünger und Jüngerinnen Jesu dieses „von Gott geführt werden“ zu beobachten. Es mag sein, daß sich für die nachträgliche eigene oder fremde Betrachtung die göttliche Führung in einem helleren Lichte zeigt, als sie unterwegs den Geführten selbst erschien. Es gab wohl Strecken und Stunden, da sie sich ihnen verbarg. Aber die Regel ist doch die, daß die Kinder Gottes täglich die göttliche Führung erleben. Sie ist ihnen selbstverständlich. Sie besitzen auch die offenen Augen und Ohren dafür; sie merken, daß ich so sage, die leisen Weisungen Gottes.

Mir ist, als ob man es in der gegenwärtigen Christenheit im Großen und im Kleinen weithin völlig verlernt habe, die göttliche Führung zu verstehen und sich ihr zu überlassen. Ein großer Teil der immer neuen Enttäuschungen und Mißerfolge im persönlichen und im öffentlichen Leben rührt vor allem daher. Jeder, der sich auf seine eigenen Erfahrungen besinnt, weiß, was für bittere und beschämende Folgen eigenwilliges unbelehrbares Zwängen ihm schon bereitet hat. Zu den verfehltesten Begebenheiten unseres Lebens gehören die, welche wir selber „machen“

wollten. Wie oft haben wir uns doch schon hinterher, wenn dann alles wieder schief gegangen war, sagen müssen: „So, jetzt hast du wieder, was du mit aller Gewalt haben wolltest!“ Was für verhängnisvolle Geleise für ihr ganzes Leben haben unzählige Menschen sich doch schon dadurch gelegt, daß sie bei ihrer Berufswahl, bei ihrer Verheiratung, in geschäftlichen Entscheidungen, auf dem Gebiete der politischen Laufbahn etwas erzwangen, was sich ohne Zwang nicht geben wollte! Auf wie manchen Posten stehen Leute, die sich selber ehrgeizig vorgedrängt haben; nun sind sie den Anforderungen gar nicht gewachsen, werden abhängig von denen, denen sie befehlen sollten, oder sind gar der Spielball von unkontrollierbaren Beeinflussungen unverantwortlicher Hintermänner. Wie ist man in allen diesen Fällen innerlich geschlagen! Statt daß man sich in den Schwierigkeiten trösten könnte: „Nun, du hast dich doch nicht selbst berufen; du bist von höherer Hand geführt worden; du hast nicht selber gewählt, du bist gewählt worden“, muß man sich nun das Urteil sprechen: „Du hast dich ja gar nicht führen lassen; du beriefest dich selber. Nach göttlicher Wahl und Führung hast du gar nicht gefragt.“

Es ist dringend nötig, daß wir wieder auf die göttliche Führung achten lernen. Sonst kommen wir nie auf die rechte Straße und nie ans Ziel. Was die öffentlichen Dinge anbetrifft, so vermuten wir freilich, daß es vorderhand noch eine Weile in der entgegengesetzten Richtung weitergehen werde. Man läßt sich allerdings führen, aber von Menschen. In dieser Beziehung erlebten und erleben wir noch unglaubliche Dinge. Beinahe als ob die Menschen des eigenen Denkens und Willens müde oder zu eigener Entscheidung und Verantwortlichkeit unfähig wären, ließen sich im Kriege und lassen sich jetzt in den politischen und sozialen Kämpfen die Massen von wenigen Einzelnen führen, selbst in wahnwitzige Dinge hinein, ja in den Tod. Wenn wir's nicht als Zeitgenossen miterlebten, wir würden es nicht glauben, daß der Zauber der Schlagworte vernünftige Menschen derart blenden und fangen kann und daß moralisch hemmungslose Menschen eine solche diktatorische Gewalt über die großen Massen erlangen und

ausüben können. Angesichts solcher Dinge wird es für alle diejenigen, die Christen sein wollen, recht eigentlich beides zugleich, eigene Lebensbedingung und höchste Pflicht gegen die Mitmenschen, daß sie sich vom Massentaumel befreien und für ihre Person unter die göttliche Führung stellen.

Das ist möglich. Gott will uns führen. Er umgibt uns mit seinem Rat und seinen Winken. Sobald wir einmal aufzumerken beginnen und insbesondere sobald wir dann auch vertrauensvoll und gehorsam seiner Führung uns überlassen, so werden wir sie immer deutlicher und sicherer verspüren. Es handelt sich dabei nicht um Zeichen und Wunder, obwohl Gott gelegentlich auch auf die überraschendste und seltsamste Weise seine Leitung uns erfahren läßt. Aber in der Regel besteht seine Führung in einer wundervollen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, in einer herrlichen Unge sucht heit, welche sich dann doch als die wahre Folgerichtigkeit herausstellt. Sie besteht darin, daß sich ohne unser Zutun eins aus dem andern ergibt; daß die Umstände sich schlicht und natürlich fügen; daß Gott uns die rechten vernünftigen Gedanken und Einfälle gibt; daß er uns den Weg öffnet, den wir gehen sollen, oder den Weg versperrt, auf dem er uns nicht haben will; daß er uns, wenn wir nur ein wenig feinhörig und feinfühlig sind, bei unserer Entscheidung nicht im Unklaren läßt, auf welcher Seite er uns haben will.

Würden wir die Dinge in Einfalt nehmen und erleben, unbefangen, in frischer Natürlichkeit, stäken wir nicht bis über die Ohren in unseren eigenen Reflexionen und künstlichen Theorien drin, hätten wir uns Augen und Verstand für das göttlich Einfache und Natürliche nicht verdorben oder verderben lassen, wir würden die Führung Gottes in ganz anderem Umfang und mit ganz anderer Klarheit erleben, als es jetzt der Fall ist. Und von ihm geführt, von ihm berufen und gewählt würden wir auch ganz anders auf unseren Posten stehen, viel freier von den Dingen und den Menschen, viel tapferer, viel unüberwindlicher, auch viel fröhlicher. Gott helfe uns allen aus unseren komplizierten und verwirrten Seelenzuständen wieder heraus zu einfältigem, kindlichem



Glauben! Es ist nicht bloß ein schöner Vers, sondern eine göttliche Wahrheit, wenn es in Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens“ heißt:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Der Psalmdichter stellt fest: „Der Herr behütet die Einfältigen“, und Jesu jubelndes Dankwort stimmt ihm bei: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart!“ Amen.

---

## Wie Jesus die Welt ansieht.

(Am 12. Juni 1920.)

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brot, der ihm einen Stein biete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnt dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten. Matth. 7, 7—11.

Offenbar ging es schon den ersten Jüngern Jesu so, wie es jedem ehrlichen Menschen geht, wenn die großen Forderungen des Evangeliums, wie sie vor allem in der Bergpredigt ausgesprochen sind, an ihn herantreten. Sie erscheinen ihm in zwiefacher Hinsicht unerfüllbar. Einmal scheinen sie wider die menschliche Natur zu gehen. Und sodann scheinen sie auch wider die ganze Art der Welt zu gehen.

Wider die menschliche Natur. Man denke nur an das Wort vom Backenstreich, an die Forderung, auf das Richten und Vergelten zu verzichten, an das Gebot der Feindesliebe, an die Forderung unterschiedsloser Güte gegen jedermann, an die radikalen Worte vom Handabhauen und Augenausreißen. Gegen solche Zumutungen bäumen sich Fleisch und Blut auf. Was da verlangt wird, sind unnatürliche Dinge. Selbst wenn man sich zwänge, diese Forderungen zu erfüllen, so fehlte die innere Wahrhaftigkeit dabei; man handelte so, nicht weil es der eigenen Ueberzeugung und dem eigenen innersten Wesen gemäß wäre, sondern einem fremden Willen und Gesetz zuliebe. Wäre das ehrlich und wahr? Aber man bringt es ja gar nicht fertig, so zu handeln. Von allem abzusehen, was dem eigenen Ich und was den Menschen um uns her gefällt, und sich ausschließlich nur noch von dem bestimmen zu lassen, was Gott dient und sein Reich fördert, wer kann das? Wer tut das?

Über diese Forderungen scheinen, so wie die Welt nun einmal ist, auch in hohem Maße unvernünftig. Dem Bösen nicht entgegenzutreten, dem frechen Forderer einfach nachgeben, auf alles Nichten verzichten, gleichgiltig wie Sonnenschein und Regen alle sittlichen Unterschiede ignorieren und wahllos allen das gleiche Wohlwollen, die gleiche Nachsicht, die gleiche Vergebung spenden, sorglos in den Tag hineinleben wie ein Sperling, ist das nicht Feigheit, Schwäche, Denksfaulheit und sträflicher Leichtsin? Und wenn schon im persönlichen und privaten Leben die Anwendung dieser von Jesus aufgestellten Grundsätze sich als unvernünftig und unmöglich herausstellt, wie soll man vollends im öffentlichen Leben, in Gemeinde und Staat, in Handel und Verkehr oder gar in den Beziehungen der Nationen zueinander sich von ihnen leiten lassen können?

Wenn ich die Bergpredigt lese, ist mir immer, als ob Jesus mit unseren heutigen Tertworten auf derartige Bedenken habe antworten wollen. Mir ist, als ob er aus den Mienen seiner Jünger ein ungläubiges oder hilfloses Erstaunen gelesen hätte, welches sagte: „Das geht doch nicht; das können wir doch nicht. Und bist du noch so weltfremd, daß du nicht merkst, wie man in der Welt nach solchen Regeln einfach nicht leben kann?“ Darum hält es Jesus für nötig, seinen Jüngern Mut zu machen, sie zu trösten und zu ermuntern: „Bittet, suchet nur und klopft an! Es wird euch zuteil werden, ihr werdet finden, die Türen werden sich euch auftun. Denn es ist in der Welt doch nicht, wie ihr meint, sondern wie ich meine: Wer da bittet, der empfängt; wer da sucht, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgetan.“

In gewissem Sinne gibt Jesus den Einwänden seiner Jünger selber recht. Er hieße sie nicht bitten, wenn sie schon glückliche Besitzer wären. Er hieße sie nicht suchen, wenn sie schon gefunden hätten. Er hieße sie nicht anklopfen, wenn sie schon mitten im Gottesreiche drinstünden. Jesus selber weiß eben, daß sie in der Tat, so wie sie sind, seine Forderungen nicht erfüllen können. Als er jenen Ausspruch vom Kamel und Nadelöhr tat, waren seine Jünger ganz erschüttert. Sie konnten Jesu Feststellung nicht mit

der Gemütsruhe und inneren Unbetheiligkeit hinnehmen, wie die meisten Menschen, die sich dabei trösten: „Nun ja, wir sind keine Reichen; uns trifft dieses Wort nicht; die Reichen aber mögen zusehen, wie sie sich damit abfinden!“ Sie sagten sich vielmehr, wenn es so stehe, so müsse der Eintritt ins Himmelreich jedenfalls eine sehr schwierige Sache sein. Liegt für die Reichen das Hindernis in ihrem Reichtum, an den sie gebunden sind, so stecken andere in anderen Fesseln. So entfuhr ihnen die angstvolle Frage: „Ja wer kann dann selig werden?“ Jesus bestätigte mit ernstem Nachdruck ihre Empfindung: „Bei den Menschen ist es unmöglich“. Aber er fügte hinzu: „Doch bei Gott sind alle Dinge möglich.“ Es handelte sich in diesem Worte um dieselbe Sache, die in jenem Nachtgespräch zwischen Jesus und Nikodemus zur Sprache kam. Jesus erklärte: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Nikodemus, der wie die Jünger sich damit vor eine Unmöglichkeit gestellt sah, fragte hilflos: „Wie kann ein Mensch, wenn er alt ist, noch einmal geboren werden?“ Und wiederum bestätigt Jesus diese Unmöglichkeit, weist aber zugleich auf die Lösung aus Gottes Macht und Reichtum hin: „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; aber was vom Geist geboren ist, das ist Geist.“

An dieser Stelle liegt die entscheidende Hauptsache. Es muß in uns selber anders werden. Man darf sich aber nicht wundern, wenn jetzt die ganze Welt wie blind um diese Hauptsache herumgeht. Denn auch in der Kirche hat man weithin die Augen vor ihr verschlossen. Sobald man jedoch das tut und solange man es tut, befindet man sich im Nebel und findet weder Ziel noch Weg. Ein Wort Carlyles geht mir in diesem an Reformen und Reformatoren so fruchtbaren Zeitalter immer wieder durch den Sinn: „Reformiere einen Menschen — deinen eigenen inneren Menschen. Das ist mehr wert, als Reformen für eine ganze Nation auszuflügeln.“ Es ist aber verständlich, warum man lieber alles und jedes, nur nicht sich selbst reformieren und alles und jedes, nur nicht den eigenen alten Menschen umstürzen will. Denn einmal



sind Reformen und Umstürze an dieser Stelle schmerzvoller, einschneidender, persönlich ungleich empfindlicher als überall anderswo. Und sodann sind sie überall anderswo leichter möglich als gerade an dieser Stelle. Ja hier sind sie, wie das schon erwähnte Jesuswort feststellt, unmöglich. Wir erleben es eben jetzt in kaum schon dagewesenem Umfang, wie alles auf Erden sich ändert oder mit mehr oder weniger Gewalt geändert wird, wie aber mitten in allen Veränderungen eines leider unverändert bleibt: Der Mensch selbst.

Den Menschen kann nur Gott, der Schöpfer, ändern, indem er neue Lebenskeime in ihn hineinlegt, ein höheres Lebensprinzip — wie Jesus klar und offen sagt, das Prinzip des Geistes statt das des Fleisches — in ihm hervorbrechen und herrschend werden läßt. Das geschieht durch Jesus Christus. „Er ist uns“, wie der Apostel Paulus es einmal umfassend beschreibt, „von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.“ Wie steht es damit bei uns? Ich kann mir nicht denken, daß jemand unter uns die Behauptung wagen dürfte: „Ich für meine Person bin einer solchen Aenderung nicht bedürftig. Andere mögen eine Wiedergeburt nötig haben; ich kenne in der Tat auch solche. Ich jedoch habe es nicht nötig, an mir Veränderungen vorzunehmen oder vornehmen zu lassen.“ Vielmehr glaube ich, daß jeder ehrliche Mensch, sobald er sich an dem mißt, was er nach seiner eigenen sittlichen Erkenntnis, nach seinen eigenen sittlichen Idealen sein sollte, sofort fühlt, wie sehr gerade er noch an sich selbst zu ändern hat: Und vollends wird das einem Menschen gewiß, wenn er sich an Jesus und an Jesu Forderung mißt.

Gerade unser Textwort bringt uns dies zum Bewußtsein. Wie zuversichtlich spricht Jesus hier davon, daß das Bitten und Suchen seiner Jünger nicht vergeblich sei! Wie für Jesus Gottesglaube ohne Gebet zu Gott undenkbar ist, so ist für ihn auch Gebet zu Gott ohne Erhörung undenkbar. „Bittet, so wird euch gegeben; denn wer da bittet, der empfängt.“ Es wäre freilich ein grobes Mißverständnis Jesu, wollten wir dieses Wort so verstehen: „Man kann also nach Jesu Meinung bitten, worum man will, es muß einem gegeben werden.“ Man darf das Wort nicht

aus der übrigen Verkündigung Jesu herausheben und es dann, von ihr losgelöst, als einen Freipaß für ein Bitten und Suchen, wonach einen nur gelüsten mag, als eine Art Generalzusage der Erfüllung gleich zum voraus schon auffassen und gebrauchen. Jesu Evangelium ist etwas ganz anderes als eine geschickte und sichere Anweisung dafür, wie man in dieser Welt ein einigermaßen befriedigendes Lebenslos gewinnen oder wie man wenigstens möglichst ungeschlagen durch die Schwierigkeiten und Stöße des Lebens hindurchkommen könne. Es handelt sich bei Jesus überall um Gott, um Gottes Willen, um Gottes Sache, um Gottes Reich. Dann aber sind die Jünger Jesu Menschen, die darin Jesum verstehen und ihm nachfolgen, denen also das oberste Anliegen das ist, daß Gottes Name verherrlicht werde, daß sein Reich komme, daß sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Ist dies richtig, dann kann Jesu Meinung bei unserem Textwort unmöglich die sein: „Wenn ihr meine Jünger seid, so könnt ihr bitten und suchen, was euch nur einfällt oder gelüftet, ihr werdet's empfangen und finden“, sondern nur die: „Wenn ihr meine Jünger seid, so werdet ihr überhaupt nicht nur so bitten und suchen, was euch einfällt oder gelüftet; vielmehr sind alsdann euer Bitten und Suchen, eure Sehnacht und euer Wille ganz anders eingestellt, auf den ewigen Pol, auf das große Gottesziel, und was ihr aus dieser Jüngerseinnung und -sehnacht heraus bittet und sucht, das allerdings werdet ihr empfangen und finden.“

So liegt auch unserem Textwort als notwendige Voraussetzung und Bedingung der Gedanke zugrunde, daß Jünger Christi eben andersgewordene Menschen sind, Menschen mit einem anderen Lebensziel und einem andern Lebensinhalt. Trifft diese Voraussetzung bei uns zu?

Wir sollten uns hierüber klar sein. Es ist feige und gefährlich, wenn wir uns in dieser Sache Selbsttäuschungen hingeben und der Wahrheit und Klarheit ausweichen. Klar aber werden wir uns hierüber werden, sobald wir Klarheit wollen. Wir brauchen uns nur ehrlich zu prüfen: Was steht in unserem Bitten oder meinetwegen, da steht das Bitten weithin und bis in die Familientreise

herein durch das Fordern ersetzt ist, was steht in unserem Fordern vornean? Wenn im stillen Kämmerlein vor Gott unser Wünschen und Begehren offenbar wird, oder wenn wir den Menschen gegenüber unsere Forderungen aufstellen; wenn wir in einer glücklichen Stunde mit den Vertrautesten zusammensitzen und die Wache am Tore unserer Lippen beurlauben und nun die verborgensten Gedanken und Empfindungen unseres Herzens sich unbewacht, ungeprüft über die Lippen hinauswagen, oder wenn wir unsere Energie sammeln und steigern, unseren Willen hartnädig machen, wenn wir den Menschen Troß bieten und gegen die Umstände uns anstemmen und uns um keinen Preis fügen wollen; kurz, in unserem Bitten, Suchen und Anklopfen Tag für Tag, worum handelt es sich da? Was drängt sich da zuvorderst hin? Was füllt da unsere Seele aus? Worauf richten sich da die Gedanken und die Kräfte? Darauf, daß wir es noch reichlicher, noch bequemer, noch schöner haben möchten? Darauf, daß wir wieder gesund würden, daß kein Unglück uns treffe oder, wenn uns eins getroffen hat, daß es bald und spurlos wieder vorübergehe? Und allenfalls noch darauf, daß das alles nicht bloß uns geschehe, sondern auch noch den paar Menschen, mit denen wir verwandt oder befreundet sind oder für die wir uns allenfalls ein wenig interessieren? Dann könnte man unser Bitten und Suchen ebenso gut muhammedanisch, ja heidnisch nennen wie christlich. Jesus fordert: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.“ Das gilt nicht bloß Aposteln und Propheten, sondern allen, die Jünger und Jüngerinnen Jesu sein wollen. Jesus erlaubt niemandem, zuerst nach allem andern zu trachten und dann zuletzt, falls noch etwas Zeit und Seele übrigbleibt, auch noch nach dem Reiche Gottes. Geht es in unserem Bitten und Fordern, Suchen und Begehren wirklich um Gott, um Gottes Dienst und Reich? Darum, daß unser Leben, unser Tun für Gott und die Mitmenschen gesegnet sein möge? Darum, daß alles, Glück und Unglück, Erfolg und Enttäuschung, uns für unser wahres Ziel und Heil reife? Ist dies der Fall, dann sind wir recht eingestellt, dann sind wir Jünger und Jüngerinnen Jesu. Und

dann gilt uns das herrliche Ermunterungswort des Herrn: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“

Jesus weiß, daß seine Jünger, auch wenn sie seine Jünger sind, doch nicht mit einem Ruck und Sprung ans Ziel gelangen und nun alles verstehen und alles vermögen. Er versteht es wohl, daß die Größe der Forderung sie erschreckt. Er weiß auch, daß der Gedanke daran, wie es in der Welt zugeht, ihnen Angst machen muß. Aber er spricht ihnen Mut zu: „Bittet nur! Bittet Gott, bittet die Menschen! Ich begreife es wohl, daß ihr nicht habt, was ihr braucht. Aber ihr dürft bitten, wenn ihr's nicht habt. Ihr dürft eurer Sehnsucht folgen; sie wird euch wie ein guter Stern dem Ziele zuführen. Und sind Unklarheiten da, was den Weg, was das Ziel anbetrifft, sucht nur unverdrossen; ihr werdet finden.“ Für so manches gütige Jesuswort wird man, je länger man lebt, desto dankbarer; es ist Seelenspeise. Aber für das Wort „Suchet!“ bin ich ganz besonders dankbar. Wenn etwa Leute, welche über alles im Himmel und auf Erden beschlagen sind und über den lieben Gott und den Herrn Jesus und den heiligen Geist und das Werk der Erlösung und die Vollendung des Himmelreichs so fix und geläufig Bescheid wissen wie ein guter Mittelschüler über das Einmaleins, hart und ungeduldig über einen Menschen herfahren, der ihnen gegenüber noch von Ungewissheiten spricht, der noch schwere Fragen in seiner Seele wälzt, ja der vielleicht da und dort sich die Dinge anders zurechtlegt als sie, und ihn einen Halbgläubigen oder Falschgläubigen oder gar Ungläubigen schelten; oder wenn andere, welche in ihrem Wesen und Leben alle Schwierigkeiten erledigt zu haben behaupten, welche die Sünde abgetan haben und von der Welt nicht mehr angefochten sind, über einen Menschen den Stab brechen, dem noch immer Fleisch und Blut zusetzen, der in seinem Kampf mit der Sünde oft noch unterliegt, über den zuzeiten auch die Welt wieder ihren Zauber ausübt, und erklären: „Christsein heißt nicht suchen, sondern gefunden haben. Jünger Jesu stehen nicht mehr draußen und



klopfen erst an; sie sind eingetreten und nun drinnen im Vaterhause"; dann ist dieses gütige geduldige Jesuswort ein seiner sicherer Unterstand gegen ihre Geschosse; dann darf man ihrem Drängen und Richten gegenüber sich an die freundliche Erlaubnis halten, daß man noch suchen dürfe, und an die große Verheißung: „Wer sucht, der findet.“ Ja man möchte solchen fertigen Christen gegenüber am liebsten einmal den Spieß umkehren und ihnen sagen, daß sie in einem Hauptstück der Nachfolge Jesu kaum Anfänger zu sein scheinen, nämlich in der Liebe; daß die Lieblosigkeit mitunter allen Segen ihrer großen geistlichen Erkenntnis und ihrer achtbaren sittlichen Größe verderbe; daß ihnen das Wort des Apostels Paulus gelte: „Wenn ich weisagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“

Aber wir wollen es lieber bleiben lassen und uns an unserem Textworte ungetrübt und unverbittert freuen und an der wunderbaren Güte, die uns aus ihm entgegenleuchtet, unser eigenes Herz warm und weit werden lassen. Wir wollen aus Jesu Wort das ergreifen und festhalten: Rechte Jünger sind auch rechte Sucher. Gerade wenn ihnen Gott begegnet ist, so suchen sie ihn nun auch erst recht in allen ihren Erlebnissen und in allem Geschehen. Gerade wenn ein Strahl seines reinen Lichtes ihre Seele berührt hat, so bedrückt sie alle Finsternis nun um so mehr und möchten sie immer völliger ins Licht hinein. Gerade wenn sie in der Erfahrung seiner Gnade und Treue innerlich zurechtgekommen sind, in Not und Leiden seinen Trost empfangen haben, so suchen sie mit um so größerer Zuversicht in allen Dingen nach den Gedanken und dem Willen des himmlischen Vaters.

Und das ist nach dem Herzen Jesu. Daran hat er große Freude. Und dazu gibt er uns den wunderbaren Ansporn: „Bittet, suchet nur, klopft an! Denn wer da bittet, der empfängt; wer da sucht, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ Jesus sieht

demnach die Welt doch nicht für so verzweifelt schlecht und verfehlt an. Freilich er sieht sie auch nicht in der täuschenden künstlichen Beleuchtung irgendeines oberflächlichen Optimismus. Ihm stellen sich Welt, Dinge und Menschen im untrüglichen Tageslichte der Wahrheit dar. Er sieht sie, wie sie sind, nicht wie sie erscheinen möchten. Weder ihre Schatten noch ihre Lichter entgehen ihm. Wir aber pflegen die Welt durch gefärbte Scheiben zu betrachten, durch die Scheiben unserer Stimmungen, unserer Reflexionen, unserer Systeme. Wir haben es wie die Kinder. Denen erscheint es als ein herrlicher Genuß, wenn sie an einem Ausflugsorte durch verschiedenfarbige Scheiben in die Landschaft blicken können. Der magische Eindruck der künstlichen Färbung entzückt sie mehr als die natürliche Schönheit der Gegend. Es rührt ein großer Teil der Meinungsverschiedenheiten und Zwiste unter den Menschen daher, daß sie durch verschieden gefärbte Scheiben blicken und ihnen dann die Welt tatsächlich auch verschieden erscheint, den einen himmelblau, den andern rosenrot, den dritten gräulich und den vierten trostlos schwarz. Unter solchen Umständen muß der Zank endlos sein. Wir sollten uns entschließen, unsere Gläser wegzulegen und beim natürlichen Tageslichte zu bleiben. Wir sollten uns die Welt von Jesus zeigen lassen, welcher sie mit klarem tiefem Blick betrachtet hat.

Es ist aber ergreifend, daß Jesus trotz allem doch mit Vertrauen in die Welt blickt. Er hatte für den Ton des Schmerzes in der Welt wahrlich ein feines Ohr. Er beachtete nicht erst den lauten wilden Aufschrei der verzweifeltsten Not; er hörte schon das leise, unterdrückte Wimmern einer verschütteten Seele. Und wie schnitt ihm das Elend der Leiber und der Seelen ins Herz! Und wer empfand und erkannte wie er die furchtbare Macht und die verheerende Wirkung des Bösen! Die ganze Art, wie er die Welt nahm und unter ihr litt, wird in der Bibel in die erschütternde Feststellung zusammengefaßt: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“ Und doch hindert das alles ihn auch nicht einen Augenblick daran, in der Welt die Schöpfung des himmlischen Vaters zu sehen. Darum heißt er seine Jünger, um

Gottes willen auch an die Welt Glauben haben. Sie sollen glauben: Die Welt ist doch nicht so eingerichtet, daß man in ihr schlecht und gemein, lieblos und gottlos sein muß; daß der ein Narr ist, der in einer solchen Welt drin noch Gott sucht und das Gute will, nach Wahrheit ringt und nach Reinheit trachtet, an die Gerechtigkeit glaubt und auf Liebe hofft. Gewiß, die Welt ist kein Fabelland, wo die reifen Früchte den Müßigen ins Maul hängen und ihnen alle Süßigkeiten ungebeten, ungesucht zufließen. Es ist mit dem Göttlichen in ihr wie mit den Mineralschätzen. Sie liegen selten sichtbar auf der Oberfläche. In der Regel sind sie in der Erde verborgen; man muß nach ihnen suchen und graben.

Aber das sagt Jesus von der Welt: „Wer da bittet, der empfängt; wer da sucht, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ Im Zusammenhang des Lukasevangeliums geht dieses Wort aufs Gebet. Matthäus trennt es vom Abschnitt über das Beten und spricht ganz allgemein vom Bitten, ohne die Adresse zu nennen, an die sich die Bitte richtet. Wir dürfen an Gott und an die Menschen denken. Wir sollen nur herzlich bitten, wenn uns fehlt, was nötig ist. Zwar sind die Menschen, sagt Jesus, arg. Wir glaubten das nicht recht. Aber im Kriege und seither ist es grauenvoll zutage gekommen, wie arg sie sind. Und dennoch besitzt die vertrauensvolle Bitte um Entschuldigung, um eine Gefälligkeit, um einen Dienst und Beistand immer noch eine merkwürdige Macht über die Gemüter. Als ob es gölte, zu zeigen, daß Jesus mit seiner Behauptung doch recht behalte: „Wer da bittet, der empfängt“, nahm in dieser schrecklichen Zeit, wo so viele häßliche und schauerliche Dinge ihre höchste Steigerung erfuhren, auch das Bitten und Empfangen einen noch nie dagewesenen Umfang an. Wir wissen es übrigens alle aus eigener Erfahrung, daß es manchmal mehr Willensanstrengung kostet und peinlicher ist, eine Bitte abzuschlagen als sie zu gewähren.

Jesus sagt uns, daß das auch von der Welt gelte. Ob Gott wirklich diese Welt zur definitiven Stätte seines Reiches bestimmt hat, wird mir immer fraglicher. Die Bibel erwartet einen durchgreifenden Ein- und Umschmelzungsprozeß, durch den das Material

dieser Welt erst geläutert werden soll. Vorderhand aber ist die Welt unleugbar als Übungsplatz für uns eingerichtet. Und zu ihren zweckmäßigsten Einrichtungen gehört die, daß man in ihr suchen muß. Wer dabei etwas näher zusieht, merkt die feine göttliche Erziehungskunst. Gott scheint die Güter des Lebens zu verstecken, damit sie als Finderpreis zum Suchen locken. Der beste Preis ist aber stets der, daß der Suchende dabei sich selber entfaltet, sich selber vollendet, sich selber findet, sein wahres, göttliches Wesen findet. Alle sogenannten Erfindungen sind im Grunde Findungen. Kein Faullenzler ist jemals ein Entdecker geworden. Die großen Beschenker der Menschheit sind alle erst Sucher, dann Finder gewesen. Und was hienieden je Schönes, Gutes, Reines, Heiliges von Augen gesehen, von Ohren gehört und von Herzen empfunden worden ist, es ist alles, alles von begnadigten Suchern auf dem Acker dieser vielgeschmähten Welt als Schatz gefunden worden. „Suchet, so werdet ihr finden; denn wer da sucht, der findet.“

Aber unser Bitten und Suchen muß mehr sein als Laune und gelegentlicher Anlauf. Wir müssen wollen, fest, beharrlich, allen Anfechtungen und Zweifeln zum Trotz, Gott wollen, Gottes Sache und Dienst wollen, was uns heilsam ist wollen. Wir müssen anklopfen. Anklopfen ist entschlossenes Wollen. Aber doch kein Einbruch, keine Gewalttat. Es ist entschiedenste Rundgebung unseres Willens und gleichzeitig demütige Anheimstellung an eine höhere Instanz. Jetzt meint man, in Gottes Glücks- und Schatzkammern einbrechen zu können. Man klopft nicht höflich an; man tritt mit gespornten und mit ungespornten Stiefeln die Türen ein, daß sie splitternd und krachend auseinanderfahren. Aber dann ist Gott weg, und Gottes Segen liegt in Scherben. Erzwingen läßt sich's nicht. Wer jedoch die rechte Verbindung findet von menschlicher Willensanspannung und Kraftanstrengung, von menschlicher Beharrlichkeit und Unverdroffenheit einerseits und von rechter Ehrfurcht und Demut, gehorsamer Ergebung und gläubiger Zuversicht Gott gegenüber andererseits, der erfährt's in dieser Welt: „Klopfet an, so wird euch aufgetan; denn wer da anklopft, dem wird aufgetan.“



Das alles ist kein Freipaß für jegliche Konterbande. Wir werden keineswegs stets finden und empfangen, was wir wünschen. Aber kann es etwas Herrlicheres geben, als gewiß zu sein, daß wir immer das finden und empfangen dürfen, was Gott als uns heilsam und nötig bereit hält? Schön sagt ein altes, von der außerbiblischen Ueberlieferung aufbehaltenes Herrenwort: „Nicht ruhen wird, wer sucht, bis er gefunden hat; wer aber gefunden hat, der wird staunen.“ Und in unserem Texte selbst deutet Jesus das Finden und Empfangen, das seinen Jüngern verheißen ist, damit an, daß er es allem Geben menschlicher Väter gegenüberstellt — fast unaussprechlich — mit dem Ausdruck: „Wie viel mehr!“ Ja wie viel mehr! Amen.

---

## Falsche Fragestellungen.

Waldgottesdienst. (Am 20. Juni 1920.)

Aber der törichten und unnützen Fragen entschlage dich; denn du weißt, daß sie nur Jank gebären. 2. Tim. 2, 23.

Wenn man mich fragte: „Welches ist nach deiner Meinung das wichtigste Werkzeug der menschlichen Kultur?“ so wüßte ich keine sichere Antwort zu geben. Ich würde wohl an das Messer denken, aber überlegen, ob ich nicht richtiger den Pflug an erster Stelle nennen sollte; und dann fiel mir ein, daß auch der Topf oder die Nadel in Betracht kommen könnten. Und vielleicht denkt mancher Zuhörer jetzt an noch andere Instrumente. Wenn mich dagegen jemand fragte: „Welches ist nach deiner Meinung das wichtigste Werkzeug der menschlichen Geistesarbeit?“ so würde ich ohne Besinnen antworten: „Die Frage.“

Die Frage würde ich vor den Begriffen, vor den Schlussfolgerungen, vor den Vergleichen nennen. Es gibt menschliche Erkenntnisse, welche Entdeckungen sind; man fand sie ungesucht. Weitauß der größte Teil der menschlichen Erkenntnisse aber sind Antworten, die man fand, weil man fragte. Das Erwachen des geistigen Lebens beim Kinde kündigt sich damit an, daß es zu fragen beginnt. Wie schnell reizt der Erfolg ihrer Fragen dann die Kinder zu einem geradezu ausschweifenden Gebrauch dieses Mittels! Wir betrachten es als ein schlechtes Zeichen, wenn junge Leute von keinen Fragen umgetrieben werden. Zwar bereitet es Vätern und besonders auch Müttern schmerzliche Sorgen, wenn sie eines Tages entdecken, was alles für Fragen den Geist ihrer Söhne und Töchter beschäftigen und wie ihre Kinder da, wo sie, die Eltern, Gewißheiten und feste Grundsätze besitzen, lauter Zweifel und Fragen haben. Aber laßt uns lieber erschrecken, wenn junge Menschen auf alles schon behende und fixe Antworten haben! Wenn sie jedoch fragen, sofern ihr Fragen ehrliches Suchen nach

Wahrheit, ernstes Ringen nach Klarheit und Gewißheit ist, so laßt uns ihnen unsere Freude und unser Vertrauen zeigen!

Die großen Forscher haben deshalb die Menschheit mit neuen Erkenntnissen so reich beschenken können, weil sie große und, wie ich allerdings beifügen möchte, auch geschickte Frager gewesen sind. Der Schlüssel der Frage kann ein wahrer Zauberschlüssel sein, der da, wo die Menge wie an einer undurchdringlichen Mauer oder Felswand gedankenlos vorübergeht, Türen zu geheimnisvollen Sälen voll überraschender Schätze öffnet. Aber auch in bezug auf unser eigenes Leben werden wir sagen müssen, daß es Stillstand wäre, wenn wir nichts mehr zu fragen hätten. Das stets bewegte, stets wechselnde Leben sorgt übrigens dafür, daß ernststen Menschen die Fragen nie ausgehen. Und vollends die Gegenwart ist die Zeit der Fragen. Jeder rechtschaffene Mensch muß jetzt beim Antwortsuchen helfen.

Und doch hat einer der stärksten Geister, der keine Frage fürchtete und vor keiner Gedankenarbeit zurückschreckte, der Apostel Paulus, einmal einen jungen Schüler und Freund eindringlich aufgefordert: „Entschlage dich der törichten und unnützen Fragen; denn du weißt, daß sie nur Zank gebären.“ Ja er spricht geradezu von einer Fragensuche, an der viele erkrankt seien, und warnt vor Leuten, deren Beschäftigung mehr darin bestehe, Fragen aufzuwerfen, als Besserung zu Gott zu schaffen. In der Tat, es gibt törichte Fragen, die völlig unbeantwortbar sind, und unnütze Fragen, deren Beantwortung der Zeit und Mühe nicht wert ist, welche sie kostet. Das Sprichwort urteilt derb: „Am vielen Fragen erkennt man den Narren.“ Kinder fragen nur so drauf los; das Fragen macht ihnen Spaß. Zu reiferem geistigen Leben gelangte Menschen aber fragen nicht um der Fragen, sondern um der Antworten willen; ihr Fragen ist eine ernste Gedankenarbeit. Der griechische Philosoph Plato macht in einer seiner Schriften seinem Lehrer Sokrates das schöne Kompliment: „Du fragst sehr gut, Sokrates, und mir macht es Freude, denen, die gut fragen, zu antworten.“ Ein wichtiges Stück der wissenschaftlichen Arbeit besteht darin, die Fragen so zu stellen, daß sie beantwortbar werden. Einer

unserer Professoren an einer deutschen Universität pflegte, wenn er ein theologisches Problem behandelte, den ganzen Haufen der Schwierigkeiten und der Widersprüche vor uns auszuschütten, bis wir keine Möglichkeit der Lösung mehr sahen. Dann erklärte er: „Die Fragestellung ist falsch“, drehte die ganze Sache ein wenig und formulierte die Frage so, daß er sie beantworten konnte.

Bei manchen Fragen bleibt uns nichts anderes übrig, als uns nüchtern und ehrlich zu sagen, daß sie über die Grenzen des menschlichen Erkennens hinausführen. Besonders quälend sind die Fragen, die durch die Rätsel des menschlichen Schicksals verursacht werden. Ihnen gegenüber muß man oft genug entweder auf alle Antwort verzichten oder die Antwort im gläubigen Hoffen suchen. Der Christ hält sich da an das Wort Jesu: „Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst's aber hernach erfahren“ und hofft mit Gellert:

Da werd' ich das im Licht erkennen,  
Was ich auf Erden dunkel sah,  
Das wunderbar und heilig nennen,  
Was unerforschlich hier geschah;  
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank  
Die Schickung im Zusammenhang.

Auf die größten Fragen, auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Welt, nach der Vernunft der Geschichte, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach Recht und Pflicht vermag keine Wissenschaft zu antworten. Da haben nur der Glaube und die persönliche Lebenserfahrung eine Antwort. Wer aber nicht in den Tag hinein leben will, muß diese Fragen beantworten können; sie sind keine törichten und unnützen Fragen.

Woran der Apostel bei seiner Warnung an Timotheus dachte, läßt sich nicht sicher feststellen. Es handelte sich vielleicht um phantastische Spintifizierungen über die Anfänge der Welt oder über Engel und Geister. Es gibt jedoch in der Gegenwart so viele törichte und unnütze Fragen, daß wir kein Verlangen haben, uns auch noch mit den törichten und unnützen Fragen vergangener Geschlechter zu befassen. Aus denen der Gegenwart aber möchten wir einige herausgreifen, von denen wir alle uns immer wieder fangen lassen und in deren Netz dann unser Geist hilflos zappelt. Zugleich



wollen wir versuchen, sie durch vernünftige Fragen zu ersehen, deren Beantwortung uns zum Heil dienen kann.

Zuerst nennen wir die große alte Menschheitsfrage, an der sich die Menschen zu allen Zeiten abquälten, sobald schwere Schicksalsschläge sie treffen, die Frage: „Warum?“ Wir alle kennen sie, diese Warum: „Warum geschieht das?“ „Warum läßt Gott so furchtbare Dinge zu?“ „Warum muß ich solches leiden?“ „Warum trifft es gerade den und jenen?“ Dieses Warum ist der unselige Sisyphusstein, der, mit unsäglichlicher Mühe auf die Höhe emporgewälzt, oben den Händen entgleitet und alsbald wieder in die Tiefe rollt. Unzählige Seelen haben sich am Warum schon wund gerieben. Ueber das Warum grübelnd verirrt sich der Unglückliche in pfadlose Nacht. Wie wird das Herz vor der antwortlosen Frage verbittert! Alle Ruhe, allen Frieden raubt dieses Warum den armen Menschen.

Läßt uns die Frage anders stellen! Laßt uns statt „Warum“ lieber fragen: „Wozu?“ „Wozu soll, wozu kann uns unsere Trübsal dienen?“ „Was läßt sich in ihr lernen?“ „Was können wir aus ihr machen?“ Wie ein guter Spruch uns rät:

Kommt dir ein Schmerz, so halte still  
Und frage, was er von dir will;  
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen  
Bloß darum, daß du solltest weinen.

Ich bin überzeugt, daß wir an Hand dieser Frage aus dem Dunkel allmählich ans Licht kommen. Ueber dem Warum wird uns alles rätselhaft; wir sind wie in einer verheerten Welt, wo von allen Seiten grinsende Fragen uns höhnen. Das Wozu aber zeigt uns Sinn im Geschehen und bringt uns auf die Straße, wo Gott uns begegnet und hilft. In einer der Dombauhütten in Florenz lag seit Menschengedenken ein mächtiger Marmorblock aus Carrara. Es hätte eine Prophetenfigur für die Kirche Santa Maria del Fiore daraus geschaffen werden sollen. Aber die Bestellung war zurückgenommen worden, und der bereits durchbohrte Block blieb als unbrauchbar liegen. Man hatte ihn einst Donatello angeboten; aber kein Bildhauer getraute sich, aus dem verpfuschten Material

noch etwas Rechtes zu machen. Da kam Michelangelo, erbat sich den Marmorblock und schuf daraus die Statue des jungen David, die seinen Ruhm begründete. Er hatte den Block mit der Frage „Wozu?“ betrachtet. Es gibt nichts, woraus sich, so angesehen, mit Gottes Hilfe nicht noch etwas Heilsames machen ließe. Laßt uns nie vergessen, daß Jesus seinen Kreuzestod zum Werk der Erlösung gemacht hat!

Eine zweite Frage, die fast immer töricht und unnütz ist, ist die Frage: „Wer hat angefangen?“ Sie beschäftigt zwar häufig auch die Polizei- und Strafgerichte, die ihr nicht ausweichen können. Aber wir könnten ihr schon aus dem Wege gehen. Es wird freilich seit Adams Tagen bei allen Händeln und Zerwürfnissen auf Erden kaum eine Frage so leidenschaftlich erörtert wie diese. Man meint, wenn nur der Anfänger herausgefunden sei, dann sei alles erledigt, als ob der Anfänger auch immer der Schuldige wäre. Es ist aber zum vorneherein aussichtslos, einen Streitfall dadurch schlichten zu wollen, daß man der alten Streitfrage noch eine neue hinzufügt, die Frage, wer angefangen habe. Wir sehen es bei diesem Kriege. Es kommt dann darauf an, wie weit man in der Vorgeschichte des Streites zurückgeht. Jeder, den man als Anfänger bezichtigt, weiß Vorkommnisse anzuführen, die ihn bloß als Fortsetzer erscheinen lassen. Viel besser ist's, statt zu fragen: „Wer hat angefangen?“ zu fragen: „Wer kann aufhören?“ Mag angefangen haben, wer will, das Nötigste ist jedenfalls, daß der Hader, der Bruderzank, die gegenseitige Schmähung und Schädigung, das heillose Wiedervergelten endlich aufhöre. Wer bringt die moralische Kraft dazu auf? So ehrfürchtig die Menschen sonst sind, nach der Ehre geizen sie in der Regel nicht, durch Nachgeben und Aufhören sich als den Gescheiterten zu erweisen. Aber unsere Anschauungen sind in dieser Hinsicht überhaupt noch merkwürdig rückständig. Es läge im Interesse der Gesamtheit, daß die öffentliche Meinung dem Anerkennung zollte und den stützte, der den Mut besitzt, aufzuhören und dadurch einem bösen Feuer, das alle schädigen kann, weitere Nahrung zu entziehen. Aber das Urtheil der Menschen funktioniert in dieser Richtung entweder gar

nicht oder äußerst träge. Um hierin Wandel zu schaffen, müßte schon in unserer ganzen Erziehung mit Absicht und Weisheit auf dieses Ziel hingearbeitet werden und müßte man insbesondere die Kinder anhalten, in all den Reibungen und Konflikten ihrer kleinen Welt sich dementsprechend zu verhalten. „Bravo, du bist einer, der aufhören kann!“ „Aha, es ist eben keiner von euch so stark und geschickt, daß er zuerst aufhören kann!“ Mit solchem Zuspruch sollten wir die Denkart und Gesinnung der Kinder bestimmen. Vor allem aber durch unser eigenes Beispiel. Wir wollen in uns selber den einfältigen Stolz und die Rechthaberei, die nicht nachgeben können, überwinden, das Feuer einstellen und die weiße Fahne hochziehen. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

Scheinbar tiefer dringt die ebenfalls stets mit Leidenschaft aufgegriffene und umstrittene Frage: „Wer ist schuld?“ Sie mag manchmal aus dem Bedürfnis nach Klarheit, aus dem Verlangen nach Gerechtigkeit hervorgehen. Und für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Denkweise mögen ja auch die Feststellungen genügen, die menschlichen Gerichten und Untersuchungskommissionen möglich sind. Dann wird ein Schuldiger verurteilt, und die übrige Welt fühlt sich entlastet. Vor Gottes Urteil freilich stellen sich die Dinge in allen Fällen ein wenig anders dar, in sehr vielen Fällen sogar wesentlich anders. Die menschliche Untersuchung mit ihren groben Mitteln ist außerstande, die fein verschlungenen und in ihren Anfängen fast immer unsichtbaren Dinge zu erfassen. Wie oft verfällt der Verführte der menschlichen Gerichtsbarkeit, während der Verführer frei und erhobenen Hauptes als angesehenes Glied der menschlichen Gesellschaft seinen Weg geht! Oft wird die Frage: „Wer ist schuld?“ auch nur deshalb aufgeworfen, weil man die Aufmerksamkeit von sich selbst ab- und auf eine falsche Fährte hinlenken möchte. Die Schuldfrage ist ferner ein Mittel, um die Geister nicht zur Ruhe kommen zu lassen und den Haß neu aufzustacheln. Es verbirgt sich hinter der scheinbaren Sorge um Wahrheit und Gerechtigkeit oft gar nichts anderes als niedrige Schadenfreude, böse Vergeltungssucht, ja haßerfüllte Rachgier. Wir erleben ja

jetzt nach dem Krieg die ganze unheilvolle Wirkung der Schuldfrage. Wie bitter nötig wäre die Wiederversöhnung der Völker! Aber mit der Schuldfrage peitscht man die allmählich erlahmenden Leidenschaften immer wieder auf. Vor allem stiftet diese Frage dadurch unermesslichen Schaden, daß sie viel notwendigere Fragen nicht aufkommen läßt.

Allem Elend, aller Not, aller Schuld und Sünde gegenüber heißt die brennendste Frage: „Wie ist da abzuhelpen?“ Ich muß bei der Schuldfrage immer wieder an jene Antwort denken, die einst ein christlicher Hindu einem Brahmanen gab, der ihn mit der Frage nach dem Ursprung des Bösen in Verlegenheit bringen wollte. Der schlagfertige Hindu erwiderte ihm: „Es ist mit dem Bösen so, wie wenn in meinem Krautgarten des Nachbarns Ruh eingebrochen ist; da habe ich nicht lange Zeit zu untersuchen, wo und wie sie hereinkam; ich muß mich beeilen, sie wieder aus dem Garten herauszubringen.“ In allen Fällen, wo die Schuldfrage die Gemüter tief erregt, leiden Menschen unter den Folgen dieser Schuld, geht Lebensglück zugrunde, wird Kraft aufgerieben, werden Herzen verdüstert, ja ist Menschenleben in Gefahr zu verderben. Was kann es da Notwendigeres geben, als, mag die Schuld tragen wer will, so rasch als möglich die unheilvollen Folgen zu beseitigen oder doch zu hemmen und zu lindern? O wie hat Jesus doch recht, daß er den Jüngern das Richten untersagt! Statt zu richten ziemt ihnen zu retten. Die Schuldfrage verewigt den Haß, entzweit Völker und Menschen immer tiefer, macht unbußfertig und verstockt, schafft Heuchelei und widerlichen Pharisäismus. Die Frage nach der Abhilfe dagegen führt die Menschen zusammen, führt jeden zu seiner eigenen Schuld und Verantwortung, zeigt die Notwendigkeit, einander zu vergeben und sich miteinander zu vertragen. Die Frage: „Wer ist schuld?“ steht noch auf dem Boden des Alten Bundes. Die Frage: „Wie ist zu helfen?“ stellt sich auf den Boden des Neuen Bundes und lehrt nach Jesu Willen das Böse mit Gutem überwinden.

Noch eine Frage möchte ich nennen, die mit den andern zusammenhängt, die wie sie ungehörlich viel Raum in den Gedanken



und Verhandlungen der Menschen einnimmt und die man doch in unzähligen Fällen zu den törichten, jedenfalls zu den unnützen Fragen rechnen kann. Ich meine die Frage: „Wer hat Recht?“ Es scheint im natürlichen Menschen ein Jurist zu stecken; wenigstens beginnt schon in der frühesten Kindheit der Streit darüber, wer Recht habe, wem dies oder das von Rechtens wegen gehöre, wozu einer berechtigt oder nichtberechtigt sei. Man möchte meinen, es äußere sich darin ein angeborenes, ursprüngliches Gefühl für Recht und Gerechtigkeit. Aber mir kommt vor, es rege sich da eher das Bedürfnis, die Selbstsucht moralisch zu verhüllen, den eigenen Nutzen als allgemeinen Vorteil hinzustellen und das Gewissen zu täuschen. Die Rechtsfrage ist freilich leichter zu entscheiden als die Schuldfrage. Aber wenn Jesus seinen Jüngern empfiehlt: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei“, so will er damit offenbar sagen, daß die Rechtsfrage für Christen nicht die Bedeutung haben darf, die sie sonst bei den Menschen beansprucht. Viel wichtiger, entscheidender als die Frage: „Wer hat Recht?“ muß für den Christen die Frage sein: „Wer tut recht?“ Der Vater der Gläubigen, Abraham, schon hat diese Frage über jene gestellt und seinem selbstsüchtigen Neffen Loth gegenüber statt den Standpunkt des Rechthabens den Standpunkt des Rechttuns bezogen. Die Frage „Wer hat Recht?“ sucht die Sachen; die Frage: „Wer tut recht?“ sucht die Seelen. Die Frage: „Wer hat Recht?“ wendet sich an die menschlichen Instanzen; die Frage: „Wer tut recht?“ stellt sich vor das göttliche Urteil. „Recht muß Recht bleiben“, spricht die Welt. „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen“, sagt Jesus Christus.

Schließlich laufen alle diese Fragestellungen auf das Entweder-Oder hinaus: „Was will ich?“ oder „Was will Gott?“ Die Frage: „Was will Gott?“ war der Kompaß, mit dem Jesus seinen Weg ging. Laßt uns diesen Kompaß auch ergreifen! Er wird uns durch das Meer der Zeit an das Ziel leiten, zu dem wir berufen sind, an das ewige Gestade der Vollendung. Amen.

## Unsere Kirche.

(Am 4. Juli 1920.)

Auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satanas Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal dem Herrn geflehet habe, daß er von mir wiche, und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne. 2. Korinther 12, 7—9.

Wir wollen heute einmal von der Kirche sprechen. Ich erinnere mich nicht, jemals die Kirche als solche zum Gegenstand unserer Betrachtung an dieser Stätte gemacht zu haben. Wir wollten hier nicht für die Kirche werben, sondern dem Reiche Gottes dienen. Nun mag es aber doch auch einmal geschehen, daß wir unsere Gedanken auf die Kirche richten; die gegenwärtige Zeit legt es uns nahe. Es wird jetzt von der Kirche häufig gesprochen. Von solchen, die ihr gleichgültig oder gar ablehnend und feindselig gegenüberstehen. Und von solchen, die ihr noch angehören, aber mit ihr nicht zufrieden sind. Die schärfste Kritik an der Kirche üben aber einige ihrer eigenen Diener.

In Deutschland haben wieder große Austrittsbewegungen eingesetzt, welche die breiten Volksmassen von der Kirche loszulösen suchen. Auch bei uns mehrten sich in letzter Zeit die Kirchenaus-tritte. Der Staat hat nun auch bei uns den Religionsunterricht aus dem Pensum der Schule gestrichen; es ist zu erwarten, daß künftig mehr Kinder als bisher ohne religiöse Beeinflussung auf-wachsen werden, insbesondere, ohne mit der biblischen Geschichte bekannt zu werden. Vermutlich wird die Abwendung von der Kirche unter unserer Bevölkerung in dem Maße zunehmen, als sich die Kirche genötigt sieht, ihren Gliedern größere Opfer zuzu-muten, um nicht bloß bestehen, sondern auch den mannigfachen neu an sie herantretenden Bedürfnissen entsprechen zu können. Zahl-reiche Menschen sind innerlich nur noch so loder mit der Kirche

verbunden und machen für ihre Person von den Veranstaltungen und Darbietungen der Kirche nur noch einen so spärlichen Gebrauch, daß es bei ihnen bloß eines geringfügigen Anlasses bedürfen wird, um sie auch äußerlich der Kirche zu entfremden.

Diese ganze Stimmung und Strömung wird aber besonders wirksam befördert durch die beständigen Klagen und Anklagen, welche von solchen gegen die Kirche erhoben werden, die mit ihr auf dem gleichen Boden stehen, die aber gerade um des Evangeliums, um des Reiches Gottes willen an der Kirche meinen Kritik üben zu müssen. Sie behaupten, die Kirche habe Bankrott gemacht; sie habe sich unfähig erwiesen; sie habe die menschliche Gesellschaft nicht zu bessern vermocht, ja sie habe es mit der Besserung der Menschen auch gar nicht ernst genommen; sie sei viel zu zahm gewesen; sie habe feige und träge zu unendlich viel Unrecht und Sünde geschwiegen. Und dann zählt man alles auf, was in der Menschheit und unter unserem Volke verfehlt und faul ist, und erklärt: „Da seht die Unterlassungen und die Sünden der Kirche!“

Glücklicherweise sind wir nicht verpflichtet, zu behaupten, daß die Kirche immer recht habe und immer richtig handle, denn sie sei ja heilig und unfehlbar. Das glaubt kein evangelischer Christ, weder von seiner noch von irgend einer anderen Kirche. Wir sehen vielmehr, wie schon mit den ersten Anfängen der Kirchenbildung gewisse charakteristische Gefahren sich verbanden und wie durch die ganze Kirchengeschichte herab das Verhältnis der Kirche zum Reiche Gottes, das Verhältnis der äußeren menschlichen Organisation zum göttlichen Geist, dessen Gefäß und Werkzeug sie sein sollte, abwechselnd bald ein Verhältnis der Förderung, ja der Harmonie, bald ein Verhältnis der Hemmung, der starken Spannung, ja des unerträglichen Widerspruchs gewesen ist. Im Grunde handelt es sich um einen mit unserem Menschenlose unentrinnbar verknüpften Gegensatz, um den Gegensatz der menschlichen Werkzeuge und Kräfte und der göttlichen Bestimmung und Aufgabe. Und alle Kritik an der Kirche, aller Spott über sie, alle Bitterkeit und aller Widerspruch ihr gegenüber werden die Tatsache nicht zu ändern vermögen, daß wir hienieden den himmlischen Schatz stets in irdene

Gefäße fassen müssen und daß in dieser Zeit und Welt jede göttliche Aufgabe menschlichen Händen anvertraut wird, deren Spuren ihr dann anhaften.

Man sehe sich doch einmal um! Es sind im Laufe des letzten Jahrhunderts, es sind vor allem in den letzten Jahrzehnten unter uns Gefäße genug entstanden, die neue Ideen fassen und den Menschen vermitteln wollen, Vereinigungen zu dem Zwecke, einem neuen Geist und Wesen Bahn und Raum zu schaffen. Wo ist unter ihnen eine Form und Gestalt, die die reine, vollendete Ausprägung ihrer Idee wäre? Wo ist das Kristallgefäß, worin unvermischt mit unreinen irdischen Bestandteilen lauter und klar der göttliche Lebens-trunk den Menschen dargereicht würde? Tragen nicht alle diese Gebilde den Stempel des Irdischen? Liegt nicht auch auf ihnen allen der Fluch des Irrtums und der Sünde? Kein Mensch und keine menschliche Gemeinschaft entrinnt dem Jammer des Widerspruchs, welcher nun einmal unser irdisches Los ist, des Widerspruchs zwischen Wollen und Können, zwischen Sollen und Sein, zwischen Ideal und Wirklichkeit. Und wenn dieser Widerspruch überall anderswo leichter ertragen und bereitwilliger vergeben wird als bei der Kirche, wenn dieselben Menschen, welche um dieses Widerspruchs willen die Kirche schmähen und verdammen, sie für unehrlich und unbrauchbar erklären und sich von ihr abwenden, es gar nicht zu merken scheinen, wie ihre eigene Position, oft nach kürzester Frist schon, dieselben Risse aufweist, so hat das seinen Grund einzig und allein darin, daß es eben keine menschliche Organisation auf Erden gibt, welche in ihrem irdenen Gefäße einen so hohen und heiligen Schatz verwahrt wie die Kirche und daß deshalb der Natur der Sache nach der Abstand zwischen der göttlichen Gabe und Aufgabe und der menschlichen Ausgestaltung und Durchführung auch nirgendswo so groß und augenfällig sein kann wie bei ihr.

Mir scheint, die Eigenart und das Schicksal der Kirche, zu allen Zeiten, ganz besonders aber gegenwärtig, könnten kaum treffender beschrieben werden als mit den Worten unseres Textes. Was da der Apostel von sich persönlich sagt, das trifft auf unsere Kirche in überraschendster Weise zu. Paulus spricht von seinem



Leiden. Sein Beruf erforderte eigentlich eine eiserne Konstitution und eine unverwundliche Gesundheit; er war mit Anstrengungen und Anspannungen verbunden, welche eine außergewöhnliche körperliche Leistungsfähigkeit voraussetzten. Vor allem lebte in diesem Manne ein so ungezügelter, nie ruhender, stets vorwärtsdrängender, für seinen Herrn Christus sich verzehrender Geist, daß er eines Körpers als Werkzeug bedurft hätte, der ihm jederzeit willig und beweglich zur Verfügung gestanden wäre. Statt dessen war nun aber der Apostel Paulus ein körperlich schwächerer Mensch. Bei jener Heilung eines Lahmen in Lystra, als die eingeborene Bevölkerung in größter Erregung sich von den Göttern besucht glaubte, hielt man nicht ihn, den Mann von unansehnlicher Gestalt, sondern Barnabas, dessen äußere Erscheinung offenbar viel eindrucksvoller war, für den Götterkönig. Auch alte außerbiblische Ueberlieferungen stellen den Apostel als einen Menschen von kleiner Statur und wenig sympathischem Aeußern dar. Dazu kam aber noch ein eigentliches schweres körperliches Leiden. Wenn der Apostel es mit einem Pfahl im Fleisch vergleicht, so muß es demnach ein Zustand gewesen sein, der sich unausgesetzt schmerzhaft und hemmend spürbar machte. Paulus sagt aber sogar, sein Leiden sei des Satanas Engel, der ihn mit Fäusten schlage. Der Leidenszustand muß sich also bisweilen zu förmlichen Anfällen gesteigert haben, in welchen sich der Apostel dann entsetzlichen Schmerzen und Hemmungen preisgegeben sah und welche er sich nicht anders erklären konnte als so, daß Satansmächte dahintersteckten, die seine Krankheit benützen wollten, um den Lauf des Evangeliums aufzuhalten und der Gottes- und Christusache Abbruch zu tun.

Nun, so ein geringer, schwacher, und nicht nur geringer und schwacher, so ein kranker, oft fast leblos darniederliegender und zur Erfüllung seiner hohen Aufgabe unfähiger Leib ist auch unsere Kirche. Wir können das Lied von der Herrlichkeit und Heiligkeit der Kirche nicht anstimmen, welches die Katholiken mit so stolzer Genugtuung singen. Ihnen erscheint die Kirche auf strahlendem Goldgrund, vom Heiligenschein umleuchtet, mit dem unfehlbaren Lehramt ausgestattet, voller geheimnisvoller Gotteskräfte, die

durch ihre Sakramente in magischer Weise auf die Gläubigen überströmen. Für sie ist die Kirche die vollkommene göttliche Institution, von Christus selbst auf den Felsen Petrus gegründet, unüberwindlich selbst für die Pforten der Hölle, die alleinseligmachende Gnadenspenderin, die Heilsanstalt, außer der niemand gerettet wird, die Arche Noahs in der Sintflut dieser Welt. So kann der evangelische Christ von keiner Kirche auf Erden denken. Keine ist für ihn das Reich Gottes selber. Sie sind alle bloß Werkzeuge des Reiches Gottes, und nicht einmal makellose, völlig taugliche Werkzeuge. Es ist nicht schwer, die Kirche und ihre Diener und Glieder zu kritisieren; denn ihre Mängel liegen offen zutage. Es fällt auch niemandem von uns ein, das Recht der Kritik an der Kirche in Abrede zu stellen. Wahrlich, wir kennen ihre Schwächen und Sünden wohl und haben noch niemals unsere Kirche für etwas anderes als für eine menschliche Einrichtung gehalten. Wir wissen, wie vielfach sie schon versagt hat, oft gerade dann am peinlichsten, wenn man den vollen Einsatz starker reiner Kräfte und die erlösende Offenbarung neuer tieferer Einsichten von ihr erwartete. Wie ist unsere Kirche doch manchmal so schwerfällig, so bald erschöpft und müde, so bald am Ende ihrer Weisheit! Reines Wohlgefallen kann man in der That an ihr nicht haben. Immer steckt ihr irgendwo ein Pfahl im Fleisch. Meint man, nun sei sie in Bewegung gesetzt und laufe, gleich treten wieder Hemmungen ein und schon wieder liegt sie ohnmächtig am Boden. Ja es ist, als ob des Satanas Engel sie zuzeiten mit Blindheit schlage oder taub mache oder lähme, so daß sie, wo alle Welt ein großes Wort und eine hilfreiche That von ihr erhofft, stumm und müßig bleibt. Und daß wir's nur offen sagen: Das alles ist nicht bloß Schickung, es ist auch viel Schuld. Die Kirche erkennt ihren Leidenszustand manchmal gar nicht als solchen; oder sie leistet keinen rechten Widerstand dagegen, sondern ergibt sich allzu willig darein. Ja sie selber tut den Satansengeln oft die Thüre auf und läßt sich, statt ihnen zu widerstehen, mit ihnen ein und duldet sie. Das alles geben wir zu. Und doch, trotz alledem geben wir sie nicht auf, sondern sind dessen gewiß, daß Gott sie dennoch braucht und daß

ihre große Schwachheit, ihre Niederlagen, ja selbst Satansengel Gottes Kraft dennoch nicht zu hindern vermögen.

Freilich die Bedingung ist, daß die Kirche in aller Demut und Selbsterkenntnis sich ihres Zustandes bewußt sei, daß sie darunter leide, daß sie gegen seine Gefahren ankämpfe und, weil mit ihrer Macht nichts getan ist, um so glaubensfreudiger auf Gottes Gabe und Hilfe vertraue. So hielt es Paulus. Er erzählt, daß er zu dreien Malen Gott angefleht habe, sein Leiden von ihm zu nehmen. Aber nicht nur das. Als ihm sein Leiden blieb, bot er alle seine Kräfte auf, damit er ihm innerlich nicht erliege, damit es nicht zum Bollwerke finsterner Anfechtungen werde, sondern damit auch sein Leiden der Verherrlichung Gottes diene und für sein Werk gesegnet werde. Das muß die Kirche von ihm lernen. Sie darf ihre Schwachheit und ihre Gebrechen sich nicht zu einer Entschuldigung werden lassen, um nun lau und träge zu sein. Sie muß auf die großen Gefahren achten, die hier lauern. Sie muß sich mit Schmerzen bewußt bleiben, wie sehr ihr Versagen und Unvermögen der Sache Gottes hinderlich ist. Sie darf sich nicht darüber täuschen, daß ihr Unblick den Menschen vielfach eine schmerzliche Enttäuschung ist, ja daß viele um ihre willen an Gott irre werden. Das alles muß ihr wie ein Pfahl im Fleisch unausgesetzt zusehen. Sie muß unter ihrem Zustand leiden. Sie muß ihre Mängel und Nöte vor Gott bekennen. Sie muß ernstlich und anhaltend darnach ringen, daß nicht Gottes Reich durch sie Schaden nehme, sondern Gott sich dennoch ihren Dienst gefallen lasse und sie brauche. Daß er das will, dessen darf sie allerdings gewiß sein. Denn Gott hat ihr trotz allem einen himmlischen Schatz anvertraut.

Paulus spricht von hohen Offenbarungen, die ihm zuteil geworden sind. Er hat Blicke in die himmlische Welt tun dürfen; er hat unaussprechliche Verzücungen erlebt. Aber er kennt seinen Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade diese ungewöhnlichen Erlebnisse ihm hätten verhängnisvoll werden können. Er war schon ohnedies ein Geist, der alle überragte, eine überlegene Führerpersönlichkeit, die andere in ihren Bann zwang. Solche Offenbarungen hoben ihn noch mehr über die Menge der andern

empor. Die Versuchung, sich darauf etwas zugute zu tun und mit seinem Vorzug andere zu demütigen und zum Schweigen zu bringen, lag ihm nicht ferne. Er war ehrlich genug, zu fühlen, daß er bei solchen besonderen Begnadigungen auch besonderer Demütigungen bedurfte, daß seine kühnen Geistesflüge in himmlische Welten heilsam ergänzt wurden durch die körperlichen Hemmungen und Fesseln. So blieb der große Apostel bleibend auf Gott angewiesen; so wurde ihm seine Hilfs- und Gnadebedürftigkeit täglich aufs neue, manchmal wohl unerwünscht und schmerzlich genug, zum Bewußtsein gebracht.

Außerordentliche Offenbarungen sind nun freilich unserer Kirche nicht zuteil geworden. Man erwartete zwar solche von ihr. Allerdings nicht nach der Richtung hin, wie der Apostel sie empfing, über die himmlischen Dinge. Viel nötiger schien es, während des Krieges und jetzt seither angesichts der ungeheuren politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen, daß die Kirche über die irdischen Dinge erlösende Aufschlüsse und Wegweisungen hätte geben können. Daß sie das nicht vermochte und immer noch nicht vermag, ist die große Enttäuschung so vieler Menschen. Sie meinten, die Kirche hätte doch sichere und klare Worte haben müssen; sie hätte doch zwischen die streitenden Völker und Klassen hineintreten und im Namen Gottes ihr „Es ist recht“ und „Es ist nicht recht“ sagen können; sie, die Botin Gottes, die Dienerin der Wahrheit und der Gerechtigkeit, die Predigerin der Versöhnung, die Jüngerin des Friedefürsten, die Sachwalterin der Menschenliebe, sie hätte doch in der allgemeinen Hilflosigkeit nicht auch versagen, sondern die Führung und die Initiative zu einer besseren Ordnung der Dinge ergreifen sollen.

Wer will leugnen, daß es in der Tat erfreulich gewesen wäre, wenn die Kirche das alles hätte tun können? Und wer will leugnen, daß sie sicherlich manches hätte tun sollen, was sie nicht tat? Es fehlte ihr, es fehlte ihren Dienern und Gliedern an hundert und an tausend Stellen, und nicht bloß an außergewöhnlichen Offenbarungen, sondern auch an Gehorsam und Treue den Gottesgeboten gegenüber, die ihr längst offenbar waren. Es fehlte ihr



an Einsichten, zu denen ihr schon die Vertiefung in die göttliche Wahrheit verholfen hätte. Es fehlte ihr an Zeugniskraft, an Eifer für Gottes Sache, an Erbarmen und Verständnis den Schwachen und Gebundenen gegenüber. Wir verneinen das alles nicht. Es ist wahrlich kein Grund vorhanden, daß unsere Kirche stolz sein und sich rühmen dürfte, wohl aber reichlich Grund da, Leid zu tragen und Buße zu tun. Aber wir möchten doch darauf aufmerksam machen, daß die Kirche nicht der Staat, auch nicht die menschliche Gesellschaft ist, auch nicht die soziale Ordnung schafft, auch nicht die öffentliche Erziehung trägt. Diese Dinge alle haben sich im Laufe der Zeiten von ihr vollständig losgelöst. Auf diesen Gebieten allen wurde der Einfluß der Kirche, der religiöse Einfluß grundsätzlich ausgeschaltet. Es waren da vielfach Männer führend, welche die Forderungen des Christentums bewußt ablehnten. Und wo auf diesen Gebieten auch ernste Christen tätig waren, mußten sie mit Menschen zusammenarbeiten und sich verständigen, die ganz andere, ja oft entgegengesetzte Anschauungen vertraten und zur Geltung brachten. Ist es gerecht, der Kirche die Hauptverantwortung für Dinge aufzubürden, die man ihrer Beeinflussung ganz oder zum größten Teil entzogen hat?

Gewiß, die Kirche hätte in unzähligen Fällen die Stimme des Gewissens sein sollen. Sie hätte weder stillschweigend noch vollends ausdrücklich jemals ihre Zustimmung zu Vorkommnissen und Zuständen geben dürfen, welche den Geboten Gottes und dem Geist und Willen Jesu Christi zuwiderliefen. Sie hätte unbekümmert um der Menschen Gunst und Ungunst die Wahrheiten des Evangeliums allezeit laut verkündigen und verteidigen sollen; die Wahrheit, daß einem Christen Gott über alles gehen muß und daß er sich niemals einen Götzen machen darf weder aus dem Geld noch aus der Macht noch aus irgendwelchen Dingen und Menschen; die Wahrheit, daß wir durch Christus berufen sind, einander zu lieben, einander zu retten, einander zu dienen, und daß in der Liebe allein das göttliche Gesetz sich erfüllt; und endlich die Wahrheit, daß die Seelen wertvoller und wichtiger sind als die Sachen und daß jeder Mensch eine Seele hat, der Jesus un-

erschlichen Wert zuerkannte. Ich weiß nicht, ob die Kirche die entsetzlichen Ereignisse der letzten Jahre hätte verhindern können, wenn sie diese Wahrheiten stets und allen gegenüber mit unerschrockenem Ernst vertreten hätte. Ich vermute, kaum. Denn die Kirche hat keine Zwangsmittel, sondern allein das Wort, und selbst wenn ihr Zwangsmittel gegeben und erlaubt wären, zu dem, wozu sie die Menschen führen will, taugt keine Gewalt. Aber wie immer die Wirkung gewesen wäre, ihre Pflicht hätte die Kirche besser erfüllen müssen.

Freilich, daß sie zu allem hätte ein Wort und eine Begleitung haben müssen und haben können, das glaube ich nicht. Auch die Kirche ist ein Kind ihrer Zeit und abhängig von den jeweiligen Erkenntnissen und Erfahrungen. Gott hat diese Dinge nun einmal der menschlichen Entwicklung anheimgestellt. Auch ernste Christen voll Glauben und Liebe müssen tasten und fragen, suchen und versuchen, lernen und leiden, daß sie das erreichen, was gut und was möglich ist. Gott gibt ihnen in diesen Dingen keine besonderen Offenbarungen.

Das aber hat er der Kirche gegeben und das hat er ihr trotz ihrer Schwachheit und Verschuldung in großer Güte und Geduld bis auf diesen Tag gelassen: Das Evangelium von der Gnade in Jesus Christus. Das ist ihr großer, unvergleichlicher Schatz. Da und da allein liegt ihr Existenzrecht und ihre Notwendigkeit. Und würde sie heute gewaltsam unterdrückt, es müßten sich schon morgen die Menschen wieder zusammentun, um diesen Schatz zu retten, um ihn den Menschen zu erhalten und um von seinen erlösenden und beseligenden Kräften unter ihnen Zeugnis abzulegen. Dieser Schatz wird dadurch nicht unwichtiger und geringer, daß er im Augenblick nicht sehr begehrt wird, daß jetzt Millionen und Millionen Menschen auf die Erlangung ganz anderer Schätze eingestellt sind. Das Evangelium von Jesus Christus bleibt der Schatz, den Gott in den Alder dieser Zeit und Welt gelegt hat. Und was immer auch die Kirche unterlassen und verschuldet haben mag, sie kennt doch diesen Schatz und hegt ihn und führt die Menschen zu ihm. Unzählige bekennen denn auch heute noch, daß sie

an ihm die Kraft und die Freude ihres Daseins gefunden haben, daß die Botschaft der Kirche sie errettet und ihrem Herzen Frieden geschenkt hat, daß sie der Liebe ihres Heilandes und Herrn gewiß geworden sind und darin den Anstoß zu einem neuen Leben empfangen haben und nun in der Liebe, Güte und Geduld den Mitmenschen gegenüber es zu bewähren suchen.

Und von diesem Schätze gilt: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ Ich gebe zu, daß unserer Kirche sehr vieles mangelt. Und wer erkannte und empfände nicht, daß gegenwärtig der armen Menschheit überall zu einem sicheren und glücklichen Dasein tausend Dinge fehlen? Aber ich meine, auch wenn alle politischen und sozialen Probleme, die jetzt die Geister der Menschen bedrücken und erregen, gelöst wären, es wäre damit kein Glück erreicht, das den Menschen genüge. Es würde sich an den trotz allem enttäuschten und unbefriedigten Menschen das Wort Jesu erfüllen: „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten.“ Umgekehrt aber ist und bleibt wahr, was dem Apostel Paulus als Antwort auf sein Flehen zuteil wurde: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Diese Gnade genügte, um den kranken Paulus zum größten aller Apostel und Missionare zu machen und ihn ein Werk vollbringen zu lassen, vor dem wir mit Erstaunen und mit tiefer Dankbarkeit stehen. Diese Gnade genügte, um das Leben armer rechtloser Sklaven mit Frieden und Freude zu erfüllen und umhergehezten, verfolgten Menschen einen inneren Besitz zu verschaffen, für den sie alles, auch ihr Leben hingaben. Diese Gnade genügte durch alle Jahrhunderte herab, um Verzagte zu stärken, um Verlorene zu retten, um Verzweifelte aufzurichten, um Schwache in Helden und Sünder und Sünderinnen in Heilige zu verwandeln. Diese Gnade genügt, um auch über das Dasein eines jeden von uns einen verklärenden Gottesglanz zu bringen und aus ihm, selbst wenn Welt und Menschen ihn aufgaben und verstießen, noch ein Gotteskind zu machen, über das sich die Engel im Himmel freuen. Es sind jetzt sicherlich viele unter uns, deren Lebensverhältnisse bedrückend und traurig sind. Ach daß es doch gelingen möchte, bei uns und

aller Orten die Nöte zu heben, die Leiden zu lindern, die Fesseln zu brechen! Aber das Eine ist jetzt schon möglich, ist jetzt schon gewiß: Die Gnade Gottes in Christo genügt, um in alle Nöte, Leiden und Hemmungen hinein erlösende, überwindende Gotteskräfte zu spenden und allem zum Troß das Leben jetzt schon zu einem Zeugnis der allmächtigen Güte und zu einem Segen für die Mitmenschen zu erneuern.

Das Recht der Kirche liegt darin, daß sie diesen Schatz hat. Und ihre Wahrheit besteht darin, daß sie selber in ihren Gliedern und Dienern diese Gnade ergreift und sich von ihr in aller Schwachheit täglich tragen und erneuern läßt. Und ihre Aufgabe ist nicht, zu tun, was der Staat und die Wirtschaftsordnung, was das Recht und was die Schule tun sollen, sondern zu tun, was sie allesamt nicht tun können, den gebundenen und friedlosen Menschen die Botschaft bringen, daß in Jesus Christus die Gnade Gottes erschienen ist, die Gnade, die genügt, die Gnade, die auch sie sucht und auch sie frei und selig machen kann.

Mag diese Botschaft augenblicklich nicht sonderlich begehrt werden, eh wir's ahnen, kann den Menschen die Erkenntnis wieder aufgehen, daß wie vorher mitten unter all den Errungenschaften der modernen Kultur so nun mitten unter all den Errungenschaften der politischen und sozialen Umwälzungen eines vergessen und arm ist und hungert: Die menschliche Seele. Sie wird satt und lebt allein vom Brot der Gnade daheim beim Vater. Der Weg zum Vater aber ist und bleibt gestern und heute und in alle Zukunft Jesus Christus. Solange das Zeugnis von ihm in unserer Kirche noch lebendig ist, solange wird auch Gottes Gnade in ihrer Schwachheit mächtig sein. Und solange ist sie auch der Anhänglichkeit, der Mitarbeit und der Opfer noch wert. Amen.

---



## Gottes Gedanken.

(Am 25. Juli 1920.)

Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Jeremia 29, 11.

In der erschütternden Erzählung „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken“ schildert Jeremias Gotthelf das Treiben eines gottvergessenen Ehepaares, welches Zeiten der Teuerung und der Not benützte, um aus dem Ertrag seiner Acker wucherischen Gewinn aufzuhäufen. Jahrelang können die beiden ihr sündhaftes Tun scheinbar ungestraft fortsetzen, so daß die ganze Bevölkerung an Gottes Langmut Anstoß nimmt. Der Dichter macht hiezu die treffliche Bemerkung: „Die Leute meinen, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum alles aufschreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: ‚Seht, seht, wie Gott die straft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geschieht! Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur allen so ginge!‘ So meinen die Leute, möchten gern Spektakel haben, gleichsam eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höhern Sinn haben, wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen und namentlich am Geld, was für die meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Wert hat im Himmel und auf Erden. Gottes Ratschläge sind unerforschlich, und seine Wege sind nicht unsere Wege. Wie viel er innerlich straft und wie schwer er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar.“

Was Jeremias Gotthelf in diesen Worten aus seiner tiefen und sicheren Kenntnis der Denk- und Urteilsweise unseres Volkes heraus ausspricht, ist nur ein besonderer Fall der bei uns vorhandenen seltsamen Weise, wie wir uns zu Gottes Tun und Walten stellen. Wie es hier die aufgebrachte Bevölkerung dem Treiben des wucherischen Ehepaares gegenüber hielt, so halten wir alle

es den irdischen Geschehnissen gegenüber überhaupt. Wir betrachten sie von unserm beschränkten menschlichen Standpunkte aus. Wir erlauben uns, uns unsere Gedanken darüber zu machen, was eigentlich Gott da für Gedanken haben müßte, wenn er die Dinge weise und gut regieren wolle. Wir machen uns ein Bild davon, was nach unserer Meinung der göttlichen Allmacht und Weisheit und Gerechtigkeit gemäß wäre, und dann nehmen wir's uns heraus, an diesem vermeintlich göttlichen, in Wahrheit aber von uns selbst verfertigten Maßstab die Welt und die Geschichte der Völker und die menschlichen Schicksale, auch unser eigenes, zu messen. Und dann? Ja dann stimmt natürlich die Sache nicht. Dann ist alles anders, als Gott es haben will, vielmehr als wir meinen, daß Gott es müßte haben wollen. Und weil dann die Welt und das Geschehen in ihr nicht mit dem angeblichen Willen Gottes übereinstimmt, so gerät unser ganzer Gottesglaube ins Wanken, und wir stehen gerade dann, wenn wir seiner am dringendsten bedürften, zweifelnd und verzweifelnd vor den Rätseln der Welt und des Schicksals da.

Daß wir uns über die Dinge und Ereignisse unsere Gedanken machen, ist freilich unvermeidlich. Wir sollen es auch tun. Gedankenlosigkeit ist nicht löblich, sondern verwerflich. Die Fähigkeit zu denken ist ein kostbares Pfund, welches uns anvertraut ist, nicht damit wir es liegen lassen, sondern damit wir es gebrauchen.

Aber es ist doch so, daß unsere Gedanken sich nach den Dingen richten müssen, weil sich die Dinge nicht nach unseren Gedanken richten. Wir dürfen nie vergessen, daß unsere Gedanken über die Dinge und die Dinge selbst zweierlei sind. Wir nehmen nur die Außenseite, die Erscheinung der Dinge wahr; ihr Wesen entzieht sich unserer Wahrnehmung. Wir sehen in der Natur bloß die Wirkungen der Kräfte und die Spuren und die Früchte des Lebens; das Wesen der Kräfte und das Geheimnis des Lebens ergründen wir nicht. Und nun erst Gott?

Wir müssen uns zum vorneherein der Unzulänglichkeit aller unserer Gedanken über Gott und über Gottes Wesen und Gottes Walten bewußt sein. Viele Glaubensanfechtungen und innere

Zusammenbrüche rühren daher, daß man Vertrauen, Hoffnung, Hingabe statt auf Gott selbst und das, was er will und was er tut, auf die Gedanken setzte, die man sich über ihn gemacht hatte. Diese Gedanken schienen so logisch, so korrekt, so einleuchtend, so schön, so erbaulich. Man baute ein ganzes Gebäude aus ihnen auf. Aber es ging mit diesen Gedanken in der Trübsal und Anfechtung wie mit den eisernen Balken und Röhren in den Häusern, wenn eine Erdbebentatastrophe kommt; sie verschieben und verbiegen sich, als wären sie von Wachs. Deshalb müssen wir es uns selbst und ändern, zumal in Zeiten wie der gegenwärtigen, immer wieder sagen, daß unsere Gedanken über Gott nicht das Fundament unseres Glaubens sein können.

Was wissen und verstehen denn wir von Gott? Es ist, um uns einen Vergleich zu erlauben, mit Gott wie mit der Sonne. Seit es Menschen auf Erden gibt, machen sie sich Gedanken über die Sonne, über ihren Aufgang und Untergang, über ihre Gestalt und Beschaffenheit. Es ist reizvoll, einmal durch den Lauf der Zeiten diesen Gedanken nachzugehen. Was haben die Menschen alles für Erklärungen versucht, unbeholfene, phantastische, abenteuerliche und scharfsinnige, geistvolle, von exakter Beobachtung zeugende, um die Bewegungen und Eigenschaften des erhabenen Gestirns zu begreifen, von welchem Tag für Tag ihre Existenz abhängt. Fast belustigend sind die Anstrengungen, es sich verständlich zu machen, wieso denn die Sonne, wenn sie am Abend im Westen untergeht, am Morgen doch wieder im Osten aufgehen kann. Aber für unser gegenwärtiges Geschlecht, welches mit so stolzem Selbstgefühl auf die Erklärungsversuche früherer Zeitalter hinabzublicken pflegt, bedeutet es eine verdiente Demütigung, wenn jetzt die allerneueste Wissenschaft erklärt, es komme schließlich auf eines heraus und lasse sich gleichermaßen beweisen, ob man behaupte, die Sonne drehe sich um die Erde, oder ob man behaupte, die Erde drehe sich um die Sonne. So wechseln die Gedanken der Menschen. Was immer sie aber über die Sonne denken, der antike Mensch und der moderne Mensch, der Wilde in Afrika und der gelehrte Forscher in Europa, in ihrer Existenz sind sie alle

doch gleichermaßen von ihr abhängig, wandeln in ihrem Lichte und leben von ihrer Wärme. Ihr aller Dasein ist von Befehlen beherrscht, welche sie gar nicht ahnen oder welche sie völlig falsch verstehen oder welche sie einigermassen feststellen können. Und sie alle, alle blicken von dem winzigen Stäubchen unseres Planeten aus immer wieder staunend und fragend zu dem königlichen Gestirn empor, mit blinzeln den Augen oder durch rufgeschwärzte Gläser oder durch ihre komplizierten Teleskope, und kommen doch alle, alle nicht los von ihrem irdischen Standpunkt, und keiner von allen kann hinauf zur Sonne selbst. Aber sie kommt herab zu ihnen, überschüttet sie alle mit der goldenen Flut ihres Lichts und ihrer Wärme, gibt ihnen allen das Leben, aus ihrer unermesslichen Fülle einen Tropfen, und dieser Tropfen schon ist für sie ein Meer.

Und so ist es mit Gott. Es bestehen hier freilich noch ganz andere Unterschiede unter den Gedanken, die sich die Menschen in den verschiedenen Religionen über Gott machen. Man findet in diesen Gedanken alle Torheit, allen Wahn, alle Finsternis, denen der Geist der Menschen schon zum Opfer gefallen ist. Und man begegnet in ihnen dem Edelsten, Erhabensten, Heiligsten und zugleich dem Zartesten und Innigsten, was zu empfinden das menschliche Gemüt und was auszusprechen die menschliche Sprache fähig ist. Aber alles, alles das ist empfunden und gedacht und ausgesprochen worden vom Standpunkt des Menschen, der vom Pünktlein Erde aus den Schöpfer des Weltalls zu erfassen, der aus der Augenblicksspanne seines Daseins heraus den Herrn der Ewigkeiten zu begreifen versucht. Und keiner, auch kein Moses, kein Jeremias, kein Paulus, kein Luther kann von seinem menschlichen Standorte los und kann sich zu der Höhe Gottes selbst emporschwingen und ins Zentrum aller Dinge und Zeiten hineinbegeben und von dort aus mit göttlicher Allwissenheit das Wesen alles Seins durchschauen. In allen Religionen herrscht ein Bewußtsein darum, daß die Sterblichen Gottes Wesen nicht schauen können. Auch das Neue Testament stellt fest: „Gott wohnet in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch



gesehen hat noch sehen kann.“ Aber er, der große ewige heilige Gott, kommt zu den Menschen herab, umgibt sie und trägt sie mit seiner Güte und Geduld, ist ihnen nahe, so daß sie sagen dürfen: „Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir.“ Er offenbart sich ihnen „manchmal und auf mancherlei Weise.“ Zuletzt so, daß „das Wort Fleisch ward“ und „unter uns wohnte“, so, daß wir rühmen und jubeln können: „Er hat besucht und erlöst sein Volk.“

Das alles scheint selbstverständlich und ist es auch, wird aber doch von uns immer wieder außer Acht gelassen. Deshalb ist es nötig, daß wir wieder einmal nachdrücklich darauf hinweisen. Unsere Gedanken über Gott und Gottes Walten erweisen sich ja gerade jetzt wieder als höchst unzulänglich. Für unsere Augen verlieren sich die Wege Gottes in undurchdringlichem Dunkel. Die Geschichte ganzer großer Völker verwirrt sich vor uns zu einem trostlosen Chaos. Und wenn ich nur an die Bruchstücke von Menschenschicksalen denke, die der Strom der Zeit in den letzten drei, vier Wochen an mir vorübergetragen hat, so muß ich bekennen: Es sind Rätsel, lauter Rätsel. Es ist ja nicht immer so. Es gibt Zeiten, wo sich die Dinge mit überraschender Zweckmäßigkeit verknüpfen. Dann reden wir von einer erfreulichen Entwicklung der Dinge; ja dann sagen wir, daß sich in den Geschehnissen eine wunderbare Fügung offenbare. Unseren kurzfristigen Blicken kommt es in solchen Zeiten vor, es dehne sich nach vorne und nach rückwärts und nach rechts und nach links eine große Weite, und wir schauen unser Schicksal und alles Geschehen in einem hohen Rahmen und Zusammenhang, und unser Gottesglaube hat daran eine willkommene Stütze. Aber jetzt? Jetzt befinden wir uns zwischen wildbewegten Wellen, sind bald oben, bald unten, werden jetzt nach rechts und jetzt nach links geschleudert, und unser Blick reicht kein Wellental weit. Da werden wir von Gottes Wegen gar nichts gewahr und sind mit unsern Gedanken über ihn zu Ende.

Aber was ändert das an Gott? Verengt und verdunkelt sich mit unserem Gesichtsfeld denn auch das seine? Ist denn, wenn wir mit unsern Gedanken über ihn zu Ende sind, er auch mit seinen

Gedanken über uns am Berge? Wenn der Wind unsere Laterne ausbläst, weiß dann auch er nicht mehr Weg und Steg? Wenn uns die Wogen erfassen, schwankt dann auch sein Wille auf und nieder? Wenn unsere Stimmungen umschlagen, unsere Zuversicht steigt und fällt, wechselt dann auch er seine Gesinnung? Nicht wahr, man muß nur einmal so fragen, so empfindet man die ganze Unvernunft einer solchen Denkweise? Nun behaupten wir freilich niemals, daß es so sei; aber immer wieder verhalten wir uns doch so, als ob es so wäre. Wahrlich, da gilt dann auch uns die verwunderte und vorwurfsvolle Frage Jesu an seine Jünger: „Wo ist euer Glaube?“ Ja wo ist er? Verschwunden, in Angst und Ungewißheit untergegangen. Und falls noch Gottesglaube da ist, ja was ist das für ein kraftloses, nutzloses Ding? Wenn wir es nicht mehr hätten, wir wären nicht schlimmer dran. Denn das ist kein Glaube im Sinne der Bibel, im Sinne der Propheten und Apostel. Ihr Glaube ist Vertrauen auf einen Gott, der nicht mitversagt, wenn wir versagen, der nie versagt, der allem gewachsen ist, der souverän über allem Geschehen steht, von dem allezeit und überall gilt: „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe.“ Und allein wenn auch uns diese Zuversicht, diese Gewißheit erfüllt, haben wir, was Glaube zu heißen verdient. Alles andere ist Aberglaube oder Unglaube und hilft nicht, macht nicht selig, macht nicht frei, macht nicht stark. Der wahre Glaube aber beseligt und hilft, gewiß nicht immer so, wie wir es wünschen, wie wir es für Seligkeit und Hilfe halten, aber stets so, daß es letzten Endes, daß es nach Gottes Urteil Seligkeit und Hilfe ist.

Und ich meine, ein Stück davon, für das es in der ganzen Welt keinen Ersatz gibt, sei schon das, daß wir uns sagen dürfen: „Gott hat Gedanken.“ Wir haben vielleicht keine mehr; uns sind sie ausgegangen. Aber ihm nicht. Wer nicht an einen toten Götzen glaubt oder an einen bloßen Begriff, sondern an einen lebendigen Gott, der muß doch, er kann ja gar nicht anders, eben damit auch an einen denkenden und denkend handelnden und waltenden Gott glauben; muß es glauben, sogar allem Augenschein um sich her zum Trotz, daß die Fäden der Welt und des Schicksals alle

an einer Stelle zusammenlaufen, wo ein denkender Geist seine ewigen und heiligen Gedanken denkt. O laßt uns doch nur einmal mit diesem Glauben Ernst machen! Laßt uns doch den Nöten und Rätseln der Welt und des eigenen Schicksals gegenüber an diese Zuflucht uns halten: „Gott hat auch da Gedanken, nicht Einfälle, nicht Launen, nicht ohnmächtige Wünsche, sondern klare, ihm bewußte Gedanken, Gottesgedanken“!

Daß wir vor Rätseln stehen, was will das sagen? Wir sehen ja nie mehr als ein Bruchstück, ach ein winziges Stüdchen von einem Bruchstück. Davor rätseln wir; daran deuten wir herum. Aber nicht wahr, der, welcher das Bruchstück unter seinem Meißel hat, weiß wohl, was er schaffen will? So manches Ereignis, so manches Menschenschicksal liegt vor uns wie zwei, drei Worte aus einem Satz. Wir werden nicht klug daraus; wir raten unsicher hin und her: „Was will da gesagt werden?“ Aber nicht wahr, der, der die paar Worte schrieb, schrieb sie als Bestandteil eines Gedankens, den er hell und bewußt in seiner Seele trug? So steht Gott über allem Geschehen hinieden. „Er weiß wohl, was für Gedanken er hat.“ Ob wir sie verstehen oder nicht verstehen oder wie viel oder wie wenig wir davon verstehen, das ändert an seinen Gedanken nichts. Unser Verständnis ist keine Bedingung für seine Gedanken. Er führt sie hinaus, während wir im Nichtverstehen oder bloß ein Stück Verstehen stecken bleiben und Mut und Zuversicht verlieren. Sollten wir nicht aufhören, auf unser Verstehen abzustellen? Wir wollen statt dessen auf sein Wollen und Können vertrauen und es einfach fröhlich, fest und tapfer glauben: Es sind Gedanken Gottes da; es vollziehen sich Gedanken Gottes; es sehen sich Gedanken Gottes durch.

Wir bringen freilich nicht heraus, was für Gedanken. Wir bringen nur unsere Gedanken über ihn hervor, und die sind kein Fahrzeug, worin wir auf dem stürmischen Meere sicher fahren können. Seine Gedanken über uns dagegen kennen wir nur, wenn es ihm gefällt, sie uns kund zu tun. Tut er das? Ja, o ja. Er ist der Gott der Offenbarung. Er hat sich von jeher kundgetan. Es gibt kein Volk und keine Zeit, denen er nicht auf irgend eine Weise

etwas von seinen Gedanken mitgeteilt hätte. Es blitzen Strahlen seines Lichtes überall durch das Dunkel. Es dringen Töne seiner Herrlichkeit überall an die Ohren und Herzen der Menschen. Und überall ließ Gott auch Verufenen und Begnadigten besondere Offenbarungen seiner Gedanken, seines Willens zuteil werden. Die Träger aber seiner höchsten Offenbarungen, ja die, denen Gott wie Eingeweihten und Vertrauten seine Gedanken aufgeschlossen hat, reden zu uns in der Heiligen Schrift.

Da erfahren wir nicht bloß, daß Gott Gedanken über uns hat, sondern was für Gedanken. Wenn wir uns daran machen, mit unseren Gedanken ihn zu ergründen, so gleichen wir dem Knäblein, welches sich anschickt, mit einer Nußschale den Ozean auszuschöpfen; es ist ein törichtes Beginnen. Aber Gott kann unsere Nußschale mit dem Labfal seiner Gnade und Güte füllen, und ein Tropfen davon schon läßt frischen Mut und frohe Kraft durch unser Wesen rinnen. Das aber ist sein Labfal: „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der Herr, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.“ Gottes Gedanken über seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen sind Friedensgedanken, Liebesgedanken, Heilsgedanken. Sie sind es, auch wenn er Strafgerichte schickt und die Welt erschüttert. Sie sind es auch über zusammenbrechenden Völkern, über rätselhaften Schicksalen, über mitten in ihrem Werden oder Wirken abgebrochenen Lebensläufen. Er hat im Grunde gar keine andern Gedanken, kann nichts anderes wollen als den Frieden und das Heil derer, die er schuf.

Das glauben wir, nicht weil wir uns solche Gedanken über ihn machen, sondern weil er uns sagt, daß das seine Gedanken über uns sind. Unser heutiges Textwort ist eine solche Rundgebung Gottes, eine besonders menschenfreundliche und gnadenvolle. Wie viel Erquickung hat allein dieses Gotteswort schon müden, bekümmerten, angefochtenen Seelen gebracht! Aber es spricht nicht einen sonst nie mehr ausgesprochenen Gedanken aus. Durch die ganze Prophetie zieht sich vielmehr dieselbe Offenbarung. Und was in ihr sich in menschliche Worte kleidete, das ist dann in



Jesus Christus Fleisch und Blut geworden und wohnte unter uns, und wir nehmen in ihm von der Herrlichkeit Gottes, von der Gnade und Wahrheit seines Plans mit den Menschen und der Welt so viel wahr, daß wir davon genesen und leben können. Aus dem allem spricht zu uns die Versicherung: „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der Herr, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.“

Daran wollen wir uns nun auch halten. Nicht immer wieder an unsere Gedanken. Wir wollen es glauben, wie verwirrt und dunkel die Welt jetzt auch ist, daß dennoch Gott über ihr seine heiligen Friedensgedanken hat. Und auch, daß er sie über jedem Volk und jedem Menschen hat. Wir wollen das glauben allen Bruchstücken und abgebrochenen Sätzen um uns her zum Trost. Wie hat dieser Glaube eben jetzt in dieser schweren Zeit jene evangelischen Männer und Frauen, die in den Ostseeprovinzen als Märtyrer in den Gefängnissen mißhandelt und vielfach auch hingerichtet wurden, zu heldenhafter Glaubenstreue gestärkt! Und wie bringt gerade die Gedanken, die uns heute beschäftigen, jenes Lied so ergreifend zum Ausdruck, das eine junge Mitgefangene jeden Abend dort sang:

Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl;  
 Das macht die Seele still und friedevoll;  
 Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müß',  
 Daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,  
 Und du gebietest ihm, kommst nie zu spät!  
 Drum wart' ich still; dein Wort ist ohne Trug;  
 Du weißt den Weg für mich, — das ist genug.

Und seine Gedanken, die Gedanken des Friedens und nicht des Leides, Gedanken zum Leben und nicht zum Tode sind, kann niemand hindern, niemand zu Bruchstücken und unvollendeten Sätzen machen. Kein Zusammenbruch der Völker, kein Abbruch des irdischen Lebens. Er denkt sie bis ans Ende; er bringt sie zum Ziel. Sein Denken ist Schaffen, sein Denken ist Geschehen.

Wenn wir ihn aber auch daran nicht hindern können, so können, so dürfen wir ihm dabei doch helfen. Wir helfen ihm, wenn wir in festem, völligem Vertrauen auf seine Friedens- und Heilsgedanken verharren, aus aller Schuld und aller Not uns immer wieder in sie flüchten und wohl an unseren Gedanken über ihn, nie aber an seinen Gedanken über uns irre werden. Damit werden wir selber über die hemmenden und verwirrenden Kräfte emporgehoben in den Zusammenhang seiner Gedanken hinein, werden empfänglich für sein Tun an uns und brauchbar für sein Tun an andern.

Das alles glauben wir um seines Wortes willen. Wir glauben es um seiner berufenen Boten willen. Wir glauben es vor allem und immer wieder um Jesu Christi willen. Aber, daß wir's nur offen bekennen, wir glauben es auch um der Sehnsucht willen, die in uns selber lebt. „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der Herr, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.“ Das ist freilich nicht die Erfüllung der hundert und tausend Wünsche und Wünschchen, die in uns aufstauen. Aber es ist die Stillung der Sehnsucht, die jedem Menschen tief eingepflanzt ist, der Sehnsucht nach Entsühnung, nach Gnade, nach Erlösung, nach Freiheit und Reinheit, nach Frieden und Liebe, nach Vollendung. Wir bringen's einfach nicht fertig, zu glauben, diese Sehnsucht sei uns gegeben, damit sie uns narre und in die Wüste des Unsinns und des Todes locke, um uns dort elend ver-  
schmachten zu lassen. Wir glauben, sie ist uns im Gegenteil gegeben, damit wir nicht in Torheit und Sünde verkommen, damit sie in uns als Heimweh brenne und wir in der Fremde die Heimat, in der Welt den Vater nicht vergessen. Wir glauben Jesu, der da sagt: „Selig seid ihr, die ihr hie hungert; denn ihr sollt satt werden.“ Amen.

---

## Die Vergebung der Sünden.

Jahresfeier der Evang. Gesellschaft. (Am 26. September 1920.)

Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, laßt ab vom Bösen, lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfst dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwen Sache. So kommt denn und laßt uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden. Jesaja 1, 16—18.

Ein Buch, welches vor etwa zwei Jahrzehnten rasch berühmt geworden ist, trägt den Titel: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“. Sein Verfasser hat ihm als Motto den Ausspruch Goethes vorgelegt: „Wir bekennen uns zu dem Geschlechte, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.“ Ich denke, zu diesem Geschlechte bekennen wir uns alle. Man wird sogar sagen dürfen: Was im Grunde hinter all den Bewegungen und Suchungen, die jetzt durch die Menschheit gehen, hinter all den Rezepten und Programmen, die jetzt allerorten zur Heilung der Schäden, zur Beseitigung der Nöte aufgestellt werden, hinter den Reformen und hinter den Revolutionen steckt, ist eigentlich der mächtige Drang, aus dem Dunkeln ins Helle zu kommen. Dieser Drang gehört wohl zum menschlichen Wesen. Er ist so stark, daß die Menschen selbst dann, wenn sie mit ihren Methoden und Experimenten vorderhand nur immer tiefer ins Dunkel hineingeraten, dennoch überzeugt sind, es müsse jetzt gleich um irgendeine nächste Ecke gehen und dann sei man auf einmal aus dem Dunkel im sonnenhellen Licht.

Auffallenderweise versäumt man es aber, nach den Grundlagen zu sehen, nicht des neunzehnten Jahrhunderts — dieses ist vom Schauplatz abgetreten — sondern nach denen, worauf man selber sich stellen will und welche den ganzen Bau der Welt- und Menschheitsverbesserung tragen sollen. Man baut oder plant wenigstens drauflos und läßt die Frage nach den Grundlagen mit unerlaubter Sorglosigkeit beiseite. Mir wird je länger desto ge-

wisser, daß an diesem Punkte die ungeheure Täuschung aller Welt- und Menschheitsverbesserer und ihrer Pläne und Experimente liegt und daß deshalb ihren Versuchen immer wieder unausbleiblich eine ungeheure Enttäuschung folgen muß.

Die Frage nach den Grundlagen gehört in den Mittelpunkt. Sie soll uns auch in dieser Stunde beschäftigen. Denn ich denke, so eine Jahresfeier ist nicht bloß zur Rechnungsablage und Berichterstattung da, sondern auch zur Ueberprüfung, ob man noch richtig stehe und also auch sein Werk auf den rechten Grund stelle oder ob sich nicht am Ende die Grundlagen verschoben haben und die ganze Sache auf eine schiefe Ebene gerät. Die Leute, welche die Evangelische Gesellschaft tragen, welche sie leiten, welche in ihrem Dienste in Vereinen und Anstalten arbeiten, welche zu ihrer Gemeinde gehören und für ihre Werke sich interessieren, sind ohne Zweifel lauter Menschen, die aus dem Dunkel ins Helle streben. Ja sie sollten unter den Menschen dieses Strebens eine Kerntruppe sein, eine zuverlässige und zuversichtliche Pioniermannschaft, welche die Wege anlegt und die Brücken schlägt, auf denen ein größeres Heer dann nachmarschieren kann. Oder nicht? Wer soll denn überhaupt den Beruf haben und den Mut aufbringen, aus dem Dunkeln ins Helle zu streben, wenn nicht die Jünger und Jüngerinnen Jesu Christi, sie, von denen die Heilige Schrift sagt, „sie seien berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte“, sie, die dabei nicht bloß sehnuchtsvoll, doch ungewiß und unklar von irgend etwas Hellerem, Reinerem, Höherem träumen, sondern über denen in Jesus Christus das Licht schon groß und leuchtend aufgegangen ist?

Nun wohl, so wollen wir uns denn ehrlich und ernsthaft prüfen, worauf wir in Wahrheit uns stellen und wonach wir streben. Wir wollen es tun auf Grund des alten Prophetenwortes, welches wir zu Anfang lasen: „Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, laßt ab vom Bösen, lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, helft dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwen Sache. So kommet denn und laßt uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn



eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden."

So zeitgemäß der erste Teil dieses Psalmwortes klingt, so unzeitgemäß und unmodern mutet der zweite unser gegenwärtiges Geschlecht an. Der erste Teil enthält in seinen kurzen Befehlsätzen das reinste Weltverbesserungsprogramm. Forderung reiht sich da an Forderung. Es marschieren alle die Worte auf, welche einem jezt nach jeder Volksversammlung und nach jeder Zeitungslektüre in der Seele nachtönen: Recht und Gerechtigkeit, Hilfe für die Unterdrückten, Abschaffung der bösen Dinge und Zustände, Verwirklichung des Guten, Sicherstellung der Witwen und Waisen usw. Es kann kein Zweifel sein: In diesem Stück stimmt die Bibel, stimmt vor allem die Predigt der Propheten mit dem Ringen und Sehnen überein, das jezt durch die ganze Welt geht. Auch sie will Hilfe für die Schwachen und Unterdrückten; auch sie geht auf Freiheit und Gerechtigkeit; auch sie will Weltverbesserung und Menschheitserneuerung.

Aber daneben klingt uns aus der biblischen Botschaft noch ein ganz anderer Ton entgegen: Vergebung! Und dieser Ton ist der eigentliche Grundton, der durch alles hindurchgeht. Wenn Philipp Friedrich Hiller in einem seiner Lieder singt:

Mein Hauptgesuch auf Erden  
Soll die Vergebung werden,

so läßt damit sein Instrument nur in schwachem Echo widerklingen, was es von dem vollen starken Grundton der Bibel aufgefangen hat. Mit wahrhaft triumphierender Wucht und Unbedingtheit bricht dieser Ton in unserm Prophetenwort hervor: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden.“ Sie wird es einfach dadurch, daß Gott vergibt. Dann ist sie nicht mehr blutrot, sondern schneeweiß, nicht mehr Schuld, sondern — wie soll ich sagen? Schuldlosigkeit? Unschuld? Entschuldung? — nein, aber Gerechtigkeit, Rechtsein in dem Urteil derjenigen Instanz, auf die alles ankommt, vor Gott.

Ich stehe nicht an, zu behaupten: Hier ist die Grundlage der

neuen Welt und Menschheit. Ich kenne keine andere. Ich weiß zwar wohl, daß diese Grundlage gegenwärtig an den Stellen, die sich für die maßgebenden halten, gar nicht in Betracht gezogen wird, bei all den Räten, vom allerkleinsten in irgendeinem Winkel bis zum Obersten Rat, welcher das Schicksal der Welt in den Händen zu haben meint. Da überall wird mit andern Grundlagen gerechnet und auf andere Grundlagen abgestellt. Aber diese andern alle werden sich über kurz oder lang als nicht tragfähig erweisen. Tragfähig ist allein die Grundlage, die da heißt: Gott vergibt.

Daß die Welt und die Menschen nicht sind, wie sie sein sollten, das wird keiner unter uns leugnen. Man sieht's und hört's und fühlt's allerorten, daß in den Dingen, in den Zuständen, in den Einrichtungen, in den Menschen Fehler stecken, daß ein böses Gift in ihnen brennt. Das Leben wehrt sich auch in krampfhaften Suchungen gegen diese Infektion. Jedermann spricht davon, alle Parteien beraten darüber, jede Zeitung schreibt und alle Räte und Versammlungen fassen Beschlüsse darüber, wie dem Uebel am besten beizukommen sei. Vielfach schreitet man auch schon zu Operationen, oft zu solchen, an denen der Patient selbst zugrunde zu gehen droht. Man will das Gift wegkurieren, wegbrennen, weg schneiden oder doch wegschwächen, wegbeschließen, wegpredigen. Aber mit dem allem vermag man höchstens die Formen und in gewissem Sinn die Wirkungen des Uebels zu ändern, jedoch nicht das Uebel selbst.

Ueberwunden wird es einzig und allein durch die Vergebung. Wenn wir Christen jetzt noch eine Aufgabe und Pflicht in der Welt haben, — und ich meine, wir haben sie nicht nur noch, wir haben sie erst recht wieder — so ist es die, nun nicht auch zuerst alle die Irrwege nach Hilfe und Heil mitzulaufen, sondern mitten in dieser verwirrten und irrenden Welt die alte Botschaft zu verkündigen und vor allem selber zu ergreifen, daß Gott die Sünde vergibt und daß seine Vergebung der unerläßliche erste Schritt auf dem Wege zu ihrer Ueberwindung ist. Die Welt, wie sie jetzt ist, ist zum Verzweifeln. Wenn wir trotz allem doch noch Mut und

Zuversicht behalten, so ist dies deshalb der Fall, weil wir es uns selbst und andern sagen dürfen: Gott vergibt!

Gott blickt mit Erbarmen auf die arme Menschheit herab, die in den unseligen Folgen ihrer Sünden gefangen ist, die dem unheimlichen Netz entrinnen will und doch durch alle ihre Fluchtversuche sich nur immer unentwirrbarer in seine Schlingen verstrickt und die in Verblendung oder in Trotz oder in Unwissenheit die Hand nicht ergreifen will, welche allein die Fesseln zu lösen vermag: Die göttliche Vergebung. Die Vergebung Gottes uns zu bringen und zu verbürgen, dazu ist Jesus in die Welt gekommen. Das ist seine Erlösung. Nicht zunächst das, daß er die Sünde aus der Welt schafft oder auch nur aus dem Leben der Seinen für immer vertreibt. Und schon gar nicht das, daß er ihre bösen Folgen aufhebt und auf Erden und im Leben der Menschen ihre Spuren völlig vertilgt. Nicht einmal, daß er die beschämende und demütigende Erinnerung daran aus dem Gedächtnis auslöscht, wie man Kreide- oder Griffelstriche auf der Schiefertafel sauber abwischen kann. Auch nicht, daß er keine Versuchungen zu neuen Sünden mehr geschehen läßt oder seinen Jüngern Unversuchlichkeit gibt. Das alles wäre den Menschen wohl sehr erwünscht, vielleicht den meisten erwünschter als das, woran ihm selbst vor allem liegt. Das alles ließen sich die Menschen auch fast alle von ihm gefallen; ja sie kämen wohl in Scharen, um es bei ihm zu suchen. Aber das alles wäre wertlos und sinnlos, ja würde statt zur Ueberwindung der Sünde nur zu ihrer Befestigung und Steigerung dienen, wenn nicht das vorausginge, was er den Menschen bringen will. Haben sie aber dieses, dann ist die Wegnahme aller jener Dinge gar nicht mehr nötig; dann helfen sie in Wahrheit nun mit, daß die Menschen die Sünde ernst nehmen, ihre Macht nicht länger mehr unterschätzen, sondern den entschlossenen Kampf wider sie aufnehmen und darin verharren. Was Jesus aber den Menschen anbietet, das ist die Vergebung Gottes.

Damit allein wird der innere Riß geheilt, wird der Bann gebrochen, der alle unsere Kräfte bindet und verdirbt. Damit allein wird das Kind in der Liebe des Vaters behalten und werden in

seiner Seele die Zuversicht und der Friede wiederhergestellt. Solange das fehlt, ist alles andere lauter Schein und Schauspiel. Man spannt die Drähte, schraubt die Beleuchtungskörper an, stellt die Apparate auf. Alles umsonst. Es ist kein Strom da. Der lebendige Funke springt nicht über. Die Vergebung der Sünde ist Stromschluß, ist Kontakt mit dem Vater des Lichts, mit dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, mit dem, von welchem geschrieben steht: „Ohne mich könnet ihr nichts tun.“ Solange die Menschen das nicht erkennen und erfassen, ist ihnen nicht zu helfen. Sie meinen, sie könnten sich ja selber ihre Sünden vergeben und ihre eigenen Erlöser sein. Aber sie können es nicht. Alle Anstrengungen, alle Erkenntnisse, alle Aufklärung, alle Zwangsmittel überwinden die Sünde nicht. Die einzige Rettung ist die, daß Gott sie, trotzdem sie noch da ist, nicht ansieht, daß er sie vergibt und uns trotz unserer Sünde und mit unserer Sünde in Gnaden annimmt und unser Vater bleibt und uns erlaubt, uns als seine Kinder zu wissen.

Das geschieht freilich nur unter einer zwiefachen Bedingung. Einmal daß wir bei der ganzen Schuld- und Sündenfrage von aller Welt und allen Menschen um uns her absehen und ganz allein unsere eigene Schuld und Sünde ins Auge fassen, sie zugeben und sie in ihrem Fluch und Todeswesen erkennen. Es muß uns aufgehen und uns als unausweichliche Wahrheit innerlich erfassen und bezwingen: „Mag es sich mit der Welt und den Menschen verhalten, wie es will, hier jedesfalls liegt die Stelle, wo in mein Denken und Empfinden, Wollen und Tun herein und von ihm aus in alle meine Beziehungen und Verhältnisse die entweichende, verderbende, zersetzende, heillose, tödliche Macht des Bösen gedrungen ist und immer neu dringt. Es hülfte mir nichts, wenn alles um mich her anders würde, solange an dieser für mich entscheidenden Stelle ein Dammbruch bestünde und das böse Gewässer durchsickern könnte. Denn von hier aus würde doch alles wieder befleckt, erniedrigt und mißbraucht. Für mich und für alles, wofür ich verantwortlich bin, gibt es jedesfalls keine andere Rettung als die, die mich von meiner eigenen Schuld und Sünde befreit.“



Und die andere Bedingung ist die: Wir müssen in kindlichem Vertrauen die Hand ergreifen, die Gott uns in Jesus Christus gnädig entgegenstreckt. Wir dürfen der göttlichen Wahrheit nicht ausweichen. Wir müssen's uns sagen, daß es keine Flucht vor Gott gibt, daß die einzig mögliche Flucht die Flucht zu ihm ist; ja daß Gottes Gnade selbst die Initiative ergriffen hat; daß durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts sein treues geduldiges Werben um der Menschen Herz und Hingabe geht; daß er immer wieder Träger seines Wortes, Einlader in sein Reich sandte und daß schließlich in Jesus Christus sein ganzes Vaterherz sich uns zuwandte und aufschloß. Und das alles, weil er uns sucht, weil er uns nicht richten, sondern retten will. So sollen wir denn uns finden und uns helfen lassen, ihm vertrauen, ihm uns anvertrauen und in seine Führung und unter die Wirkung seines Wortes und Geistes uns stellen.

Das ist die doppelte Bedingung. Ihr zu entsprechen fällt freilich gerade unserem Geschlecht schwer. Beides läuft seinem Hochmut zuwider. Man sollte zwar meinen, es habe sich in diesem Kriege in riesengroßem Maßstab das Sprichwort erfüllt: „Hochmut kommt vor dem Fall.“ Der Fall ist eingetreten, so in die Tiefe und so zerschmetternd, wie es kein Mensch für möglich gehalten hat. Aber der Hochmut ist noch da. Ja der furchtbare Wahn, daß wir Menschen mit der Sünde fertig werden könnten, ohne sie als Sünde zu erkennen und zugeben, der ungeheuerliche Betrug, daß die Sünde überwunden werden könne, indem man sie einfach ignoriere oder leugne, der Wahnwitz, die Symptome und die Folgen der Krankheiten beseitigen zu wollen, ohne die Krankheit selbst zu bekämpfen, das alles hat sich noch gesteigert. Ein sehr erheblicher Teil dessen, was jetzt im Großen und im Kleinen, in der Politik und im Wirtschaftsleben geschieht, ist nichts anderes als ein sinnloses Ueberwindenwollen alter Sünden durch die Begehung neuer Sünden.

So kommen wir aber statt aus der Misere heraus immer tiefer in sie hinein. Heraus führt nur ein Weg: Die Vergebung der Sünden. Diesen Weg müssen wir betreten. Er ist vor einem jeden von uns offen. Gott bietet uns seine Vergebung in großer Gnade

wieder und wieder an. So gewiß wir jetzt in dieser Stunde das alte Prophetenwort vernehmen: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden“, so gewiß ist für jeden von uns die Vergebung unseres Gottes bereit. In keines Einzigen Vergangenheit oder Gegenwart drin steht eine Sünde, eine Schuld, die zu vergeben Gott nicht willens wäre. Selbst wenn sie blutrot ist, Gottes Vergebung will sie tilgen.

Nur müssen wir diese Vergebung haben wollen. Das Merkmal dafür, ob wir sie wollen, ehrlich wollen und ernsthaft wollen, ist das, daß wir uns innerlich von unserer Sünde scheiden und auf Gottes Seite stellen, daß wir endlich die Unmöglichkeit jeglichen Zweiherrendienstes einsehen und für den Dienst Gottes uns entscheiden. Ob wir das wirklich tun, wird in der Richtung offenbar, in der sich unser Streben und Ringen, unser Beten und Arbeiten einstellt. Bleibt es da beim Alten, dann sind eben auch wir in unserem eigenen innersten Wollen die Alten geblieben. Wollen wir selber aber wahrhaftig den guten Weg Gottes gehen, so muß sich das auch in einer Richtungsänderung unserer gesamten Lebensbewegung äußern. Sie muß sich dann in der Richtung einstellen, die der Prophet in unserem Texte mit kraftvollen, energischen Strichen zeichnet: „Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, laßt ab vom Bösen, lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwen Sache!“ Seht, Buße tun und Gottes Vergebung begehren heißt nicht, gelegentlich einmal ein wenig von Reue und Schmerz ergriffen sein und dieses und jenes im Leben ungeschehen oder anders wünschen. Es heißt vielmehr, es merken und zugeben, daß die böse, alles verderbende Unheilsmacht auch in unser eigenes Leben hereingekommen ist und in ihm wirkt; heißt erkennen, daß wir sie nicht länger gewähren lassen dürfen und doch zugleich in der Gotteskindschaft stehen können; heißt erkennen, daß bei Gott sein nichts anderes ist als Gottes Willen ergreifen und bedingungslos unter seinen Willen uns stellen.

Unter seinen Willen. Wir dürfen ihn nicht biegen und

beugen, bis er unser Wille ist, bis er uns paßt, bis er das ist, was ja auch wir gerne haben und gerne tun, das, was ja mit unseren Urteilen und Vorurteilen, Interessen und Liebhabereien aufs Angenehmste übereinstimmt. Gott sagt uns, was er will. Er hat einst seinem Volke Israel durch die Propheten und durch das Gesetz seinen Willen geoffenbart. Er tut ihn uns kund durch Jesus Christus. Gottes Wille ist nicht ein sprunghaftes, bald hierhin, bald dorthin gerichtetes Wollen. Was Gott will, das zieht sich als der feste, starke, klare Plan durch die ganze Geschichte seiner Offenbarung und enthüllt sich von Stufe zu Stufe tiefer, heller, organischer, bis daß es dann zuletzt in Jesus Christus als das neue Wesen und Leben vor unserer Seele steht. Was in unserem Texte der Prophet Jesajas ausspricht, das wiederholt Jesus in der Bergpredigt. Aber indem Jesus es aufnimmt, führt er zugleich auch die lange Reihe der Forderungen auf das Eine, Wesentliche zurück: Auf die Liebe. Darein faßt er durch seine ganze Verkündigung, durch sein ganzes Werk, durch sein Kreuz den Willen Gottes für uns zusammen: Liebe.

Die Liebe, die Gott will, ist freilich nicht das, woran wir zu denken pflegen, wenn wir von Liebe reden. Sie ist nicht Gefühl, Neigung, Sympathie. Sie ist Gesinnung und Wille, die Gesinnung reiner, unwandelbarer Güte. Aus der Erfahrung der Vergebung Gottes entsprungen, will sie, muß sie das Erfahrene weitergeben. In der Erfahrung der reinen Güte Gottes und seines heiligen Gutseins wurzelnd, gibt und tut sie selber Gutes. Wie sie es tut und was jeweils gut ist, das wechselt in lebendiger Fülle von Mensch zu Mensch, von Fall zu Fall. Es kann einmal nötig sein, zum Rock noch den Mantel zu lassen, statt eine Meile lieber gleich zwei mitzugehen, dem Bittenden blindlings zu geben, dem Fordernden ohne Disput die Forderung zu erfüllen, ja dem Schlagenden zum rechten Backen noch den linken darzubieten. Es kann aber ein andermal ebenso nötig sein, den Bittenden abzuweisen, der ungerechten Forderung gegenüber auf seinem Rechte zu bestehen, ja das Recht zu suchen, den Uebeltäter zu bestrafen. Eins aber muß sich in allen Fällen und allen Menschen gegenüber gleich bleiben:

Wir müssen dem andern Gutes tun wollen; wir müssen ihn fürs Gute suchen. Das ist im Grunde die einzige Gerechtigkeit, auf welche jeder Mensch Anspruch hat. Alles andere, was sonst als Forderung der Gerechtigkeit ausgegeben wird, hat Sinn und Wert nur, wenn diese Gerechtigkeit dabei die Seele ist. Von ihr losgelöst, werden alle diese Gerechtigkeiten über kurz oder lang Unrecht. Das Unrecht jedes Menschen auf Gutes und auf Güte aber muß jeder, der Gottes Gnade wirklich erfahren hat, der in die Atmosphäre Christi eingetreten ist, anerkennen und respektieren. Er weiß sich dazu berufen und verpflichtet, diesem Unrecht gemäß das eigene Verhalten und Leben zu gestalten.

Gewiß, es muß die wahre Gerechtigkeit, also die Liebe, die Güte auch ausströmen und sich in allen unseren Ordnungen und Zuständen auswirken. Aber mir scheint, wir sind jetzt dabei auf eine völlig falsche Bahn geraten. Die Menschen wollen die Welt verbessern und die Menschheit retten, ohne sich selber bessern und sich selber retten zu lassen. Unfreie spielen die Rolle der Befreier. Friedlose wollen Frieden stiften. Unversöhnte wollen Völker versöhnen. In Haß und Selbstsucht Gefangene wollen einen neuen Tag über die Menschheit heraufführen. Das geht nicht. Wenn es gilt, in der Wissenschaft neue Erkenntnisse zu gewinnen, neue Werte zu erzeugen, neue Mittel oder Methoden auf ihre Wirkung hin zu studieren, so werden erst Experimente in kleinen Maßstäben und mit kleinen Mengen vorgenommen. Erst wenn dann die Gesetze entdeckt, die Verhältnisse der Stoffe zueinander festgestellt, die Wirkungen der Mittel und Methoden genau erprobt sind, überträgt man das im Kleinen Erreichte auf die großen Quantitäten. Das ist der allein vernünftige und sichere Weg. Es gibt auch für die Weltverbesserung und Menschheitserrettung keinen andern.

Diejenigen aber, mit welchen Gott das Experiment zuerst vornehmen will, sind wir Christen. Wir sind es unserm Volke, wir sind es der Welt schuldig, daß wir endlich Ernst machen und unter uns eine Gemeinschaft von Gotteskindern bilden, also brüderlich zueinander stehen. Gottlob, es gibt noch Christen unter



Armen und Reichen, unter Arbeitnehmern und Arbeitgebern, unter Bürgerlichen und Sozialisten, unter der Stadt- und unter der Landbevölkerung. O wenn die alle einmal, jeder an seinem Orte, mit ihrer Jüngerschaft Ernst machten und aus der Vergebung der Sünde durch Gottes Gnade, an die zu glauben sie doch kennen, die Kraft zu einem Leben wahrer Gottes- und Bruderliebe empfangen, was wäre das für die Welt, für unser Volk für ein Ereignis! Gesegnet darum alle, welche an der Vertiefung und Erweckung lebendigerer brüderlicherer Gemeinschaft unter uns arbeiten, wie das auf ihre Weise auch die Evangelische Gesellschaft tut! Aber wir alle sind dazu verpflichtet.

Es hat einmal auf einem Ueberseedampfer ein Reisender den Steuermann beobachtet, wie er mit sicherer Hand das mächtige Schiff durch die Windungen einer gefährlichen Meerenge steuerte. Am Ziel der Reise angelangt, fragte er ihn: „Sie sind gewiß der Lotse?“ „Ja,“ erwiderte der Ungeredete, „ich fahre seit mehr als dreißig Jahren als Lotse auf diesem Gewässer.“ „Dann freilich begreife ich die Sicherheit,“ meinte der Reisende, „mit der Sie das Schiff steuerten. Sie kennen wohl jeden Felsen, jede Sandbank, jede bedenkliche Stelle in dieser Meerenge?“ „O nein, das doch nicht,“ erklärte der Lotse, „meine Sicherheit besteht nicht darin, daß ich alle Untiefen und Klippen des Meeres kenne, sondern darin, daß ich die Wege weiß, wo tiefes Wasser ist, und mich fest an sie halte.“ Wir sind wohl alle darin einig, daß gegenwärtig die Fahrt für uns durch gefährliche Passagen geht. Ich halte es nicht für nötig, ja nicht einmal für möglich, daß wir, um heil durchzukommen, erst alle Untiefen und Klippen festgestellt und untersucht haben müßten. Wir könnten in diesem Falle die Fahrt niemals antreten. Das einzige Vernünftige für uns ist vielmehr dies, daß wir uns an den Weg halten, wo tiefes Wasser ist und in ihm steuern. Welches ist dieser Weg, der Weg, der durch die Verwirrung sicher zur Wahrheit führt, aus dem Dunkeln ins Helle? „Ich bin der Weg“, spricht Jesus Christus. Amen.

## Ich bin ein sündiger Mensch.

(Am 3. Oktober 1920.)

Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! ich bin ein sündiger Mensch.... Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fangen. Lut. 5, 8 u. 10.

Zu den tiefsten Gedanken der Bibel gehört der auf ihren Blättern immer wiederkehrende, daß der ewige heilige allmächtige Gott, der in der Höhe, im Heiligtum wohnt, in einem Lichte, da niemand zukommen kann, doch gerade den Menschen nahe sein will, die eines gedemütigten Geistes und eines zerschlagenen Herzens sind, während er sich von den stolzen, sicheren Geistern und den selbstgewissen, unfehlbaren Herzen ferne hält.

Im Grunde empfinden und verhalten wir selber uns in dieser Sache nicht anders. Ich glaube, es gehört zu den härtesten Prüfungen des Lebens, wenn man täglich um Menschen sein muß, deren Selbstvertrauen noch nie zerbrochen am Boden lag. Ich glaube, daß eine Frau, die einen unfehlbaren Mann hat, innerlich noch Bittereres leiden muß, als eine Frau, die an einen Trunkenbold gefesselt ist, und daß ein Mann, der eine unfehlbare Frau hat, sich in größerer Gefahr befindet, innerlich zu verderben, als ein Mann, dessen Frau der Eitelkeit fröhnt. Das Leben vieler Kinder ist schon allein aus dem Grunde verkümmert, weil ihre Eltern sie mit einer bedrückenden Atmosphäre von Selbstgerechtigkeit und Unfehlbarkeit umgaben. Es haben schon gutveranlagte Lehrlinge jede Lernfreudigkeit deshalb verloren, weil sie Meister hatten, die von jeher alles wußten und konnten. Ist es nicht auffällig, daß Menschen von unbestreitbar hoher Begabung und Tüchtigkeit doch so oft andere, statt sie anzuziehen, anzuspornen und zu veredeln, abstoßen, entmutigen, ja zum Bösen reizen?

Es fehlt diesen Menschen etwas, und ohne das erlangen sie keine Macht über die Herzen: Sie sind noch nie ratlos, hilflos an

den Grenzen ihrer eigenen Weisheit und Kraft gestanden. Der Schmerz der Ohnmacht hat ihre Seele noch nie durchzittert. Die Beschämung, versagt zu haben, hat ihren Mund noch nie verstummen lassen. Vollends eigener Torheit, eigener Sünde sind sie sich schon gar nicht bewußt. Wo in ihrem Bereiche geirrt und gesündigt wird, sind immer die andern, nie sie selber schuld. Woran liegt das? Daran, daß sie ihre eigene Person, ihre eigene Tugend und Tüchtigkeit, ihre eigene Frömmigkeit und Würdigkeit noch niemals in der kläglichen Relativität gesehen haben, in welche das alles alsbald zusammenschrumpft, wenn einmal das ganz Große, das wahrhaft Gute und Reine einem Menschen in den Weg tritt. Wer in der Ebene lebt, kommt sich wer weiß wie hoch oben vor, wenn er eine kleine Erdwelle erstiegen hat. Was aber Höhe ist, weiß erst, wer einmal am Fuße der Felswände oder auf einem der Gipfel unserer Alpen gestanden ist.

Es ist nun aber so, daß Menschen, welche noch nie im Erlebnis wahrer Größe vor sich selber klein geworden sind, welchen noch nie über der Berührung mit dem wahrhaft Guten und Reinen, dem wirklich Göttlichen die eigene Selbstzufriedenheit in die Brüche gegangen ist, auch andern nicht zum Heil und Segen dienen können. Sie taugen gerade zu dem am besten, was Jesus den Seinen untersagt: Zum Richten. Und sie sind gerade zu dem unbrauchbar, wozu Jesus die Seinen beruft: Zum Retten. Wir sind jetzt in eine Zeit hineingestellt, wo wie kaum je zuvor die Menschen immer ungeduldiger und sehnlicher nach Hilfen und nach Helfern ausschauen und wo es sich doch, kommt mir vor, je länger desto mehr herausstellt, daß die gegenwärtigen Menschen das Richten besser verstehen als das Retten. Richter helfen uns jedoch nicht. Wir brauchen Retter. Nach der unerhörten Menschenvernichtung und Seelenvergiftung, die der Krieg herbeigeführt hat, wird es von Tag zu Tag dringender, daß man die Arbeit der Menschenrettung und der Seelengenesung mit allem Ernste aufnehme. Wenn einer der Evangelisten erzählt, daß, als Jesus einmal das Volk sah, ihn desselbigen gejammert habe, daß ihm seine Volks- und Zeitgenossen erschienen seien wie zerstreute, verschmachtende, hirtelose Schafe

und daß er, von diesem Eindruck überwältigt, seine Jünger aufgefordert habe: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“ so treffen jetzt, jetzt nur in weltumspannenden Dimensionen, dieselben Umstände wieder zu und müssen erst recht zu derselben Folgerung führen: Zur Bitte um Arbeiter in das Rettungs- und Erlösungswerk Gottes.

Aber erst recht gilt nun auch, daß dazu nur Menschen tauglich werden, welche innerlich schon einmal durch das Erlebnis des Zusammenbruchs und der Begnadigung gegangen sind. Nicht, als ob sich die innere Krisis bei jedem Menschen in einen bestimmten Zeitpunkt zusammendrängen müßte, so daß dann dieser besondere Tag, dieses einzelne Erlebnis als entscheidender Markstein in seinem Leben drinstünde und es in zwei für jeden klar erkennbare Hälften teilte. So war es wohl bei Paulus, bei Augustinus, bei Franziskus, bei Zinzendorf. Und so wird es immer wieder bei vielen großen Führern und bei vielen bescheidenen kleinen Helfern sein. Aber das Wesentliche ist das Erlebnis selbst, nicht seine äußere Form. Wie es sich bei den einen in einen bestimmten zeitlichen Moment zusammendrängt, so kann es sich bei andern über Jahre, ja über Jahrzehnte erstrecken. Immer aber besteht das Erlebnis selbst darin, daß man einmal im Scheine des ewigen Lichtes sich selber in der wahren Beleuchtung gesehen hat, daß man einmal in der Begegnung mit der ewigen Macht, Reinheit und Güte die eigene Unzulänglichkeit, ja die eigene Verdorbenheit und Schuld erkannt und empfunden hat.

Man sollte allerdings glauben, daß kein Mensch um dieses Erlebnis herunkommen könnte, daß vielmehr jeder einmal, ach nicht bloß einmal, sondern wieder und wieder es erfahren müßte. Aber es ist nicht so. Wie die große Menge der Menschen sich über die Grenzen des menschlichen Erkennens den ungeheuerlichsten Täuschungen hingibt, wie insbesondere die Menge der bloß Halbgelbten in der Regel dem lächerlichsten Wissensdünkel verfällt und von den großen ewigen Geheimnissen, die uns rings umgeben, keine Ahnung hat, während gerade die tiefsten Geister die Be-



schränktheit des menschlichen Wissens am schärfsten erkennen und mit schmerzlicher Resignation auch ehrlich bekennen, so leben auch weitaus die meisten Menschen im Gefühl hinlänglicher Bravheit und Tüchtigkeit in den Tag hinein und wehren jeden Vorwurf, jede Beschuldigung mit vielen Entschuldigungen entrüstet von sich ab, während über die Lippen der Besten erschütternde Sünden- und Schuldbekennnisse hervorbrechen und in den Seelen der Frömmsten die verzehrendste Erlösungssehnsucht brennt. Es muß also wohl ungewöhnlich schwierig und schmerzvoll sein, den eigenen Unwert vor Gott zu erkennen, der eigenen Sünde sich bewusst zu werden und sie ohne alle Entschuldigungen und Abschwächungen in ihrer Macht und bösen Wirkung zuzugeben. Jedefalls sind die widerstandsfähigsten Bollwerke auf unserem Planeten diejenigen, hinter welchen die Selbstgerechtigkeit sich verschanzt. Nach der Auffassung der Heiligen Schrift ist die Selbsterkenntnis überhaupt keine menschliche Leistung, sondern schon eine Wirkung der göttlichen Gnade. Wie die Heilkunst des Arztes ihre Arbeit mit der Feststellung der Krankheit beginnt, so beginnt auch das göttliche Werk der Errettung und Erlösung eines Menschen damit, daß er zum Erlebnis seines eigenen Unvermögens, ja zur Erkenntnis seiner Sünde und Schuld gebracht wird.

Wie geschieht das? Unsere Textverse zeigen es uns am Beispiel des Simon Petrus. Simon Petrus ist gerade im Punkt der Selbsteinschätzung so recht der Repräsentant der Mehrzahl der Menschen. Er gehörte nicht zu den schüchternen demütigen Naturen, welche eher an einem Mangel als an einem Uebermaß von Selbstbewußtsein leiden und bei welchen sich das Gefühl ihres Unwertes und ihrer unwürdigkeit vor Gott sozusagen von selber einstellt. Petrus besaß ein starkes und sicheres Selbstvertrauen. Er konnte wohl andere für schwach und unzuverlässig halten; sich selbst aber hielt er gerade in kritischen Stunden für besser, als er war. Es konnten ihm deshalb sehr schmerzliche Demütigungen nicht erspart bleiben. Auch später noch, in seiner Nachfolge Jesu und in seinem Apostelamte, mußte er wiederholt durch schmähhchen Fall und bittere Reue innerlich zurechtgebracht und brauchbar erhalten

werden. Aber sein entscheidendstes Erlebnis ist ohne Zweifel dasjenige gewesen, um welches es sich in unseren Textesversen handelt. Wir erfahren hier, was einen sonst seiner selbst gewissen und mit sich selbst zufriedenen Menschen am wahrhaftigsten und nachhaltigsten, ich möchte vor allem sagen, am innerlichsten zur Erkenntnis seiner selbst bringen kann, zur bedingungslosen Kapitulation Gott gegenüber, zu der Kapitulation, durch welche er sich Gott ausliefert, welche ihn aber eben damit auch heilt und rettet.

Simon Petrus hatte die ganze Nacht gefischt, jedoch ohne etwas zu fangen. Auf Jesu Geheiß war er bei Tagesgrauen gegen seine Kenntnis der Umstände doch noch einmal hinausgefahren. Und nun hatte er den reichsten Fischzug seines Lebens getan. In diesem Ereignis trat ihm die heilige Ueberlegenheit Jesu derart entgegen, daß sie ihn überwältigte und völlig erschütterte. Von Jesus her, in Jesus kam ein Wesen, kam eine Welt und Wirklichkeit über ihn so groß, so rein, so göttlich, daß ihm in ihrem sonnenhellen Glanze zum erstenmal das eigene Wesen und die eigene Welt besetzt und unerträglich erschienen. Er sank auf seine Knie und bat: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.“

Es handelte sich nicht etwa darum, daß ihm jetzt irgendein bisher vergessener oder geleugneter Fehltritt plötzlich zum Bewußtsein gekommen wäre oder daß er eine bisher in Abrede gestellte oder für harmlos gehaltene sündhafte Neigung in ihrer Gottwidrigkeit nun endlich erkannt hätte. Simon Petrus gehörte unstreitig zu den tüchtigsten und frömmsten jungen Männern am See Genesareth. Es lag gar keine besondere Schuld auf seinem Gewissen; er war in gar keine besondere Sünde verstrickt. Man durfte ihn dem jungen Volk als Muster hinstellen. Er war auch nicht bloß in herkömmlicher Weise fromm, es lebte in ihm vielmehr ein Verlangen nach tieferer Gotteserkenntnis. Er gehörte zu den Israeliten, die auf das Reich Gottes warteten. Er wanderte denn auch mit andern jungen Galiläern an den untern Jordan, als von dort die Kunde kam, es sei ein gewaltiger Prophet aufgestanden, und die Bußpredigt des Täuflers erfaßte ihn mit solcher Macht, daß er sich mit seinem Bruder und seinen Freunden taufen und in die für den

Messias zubereitete Gemeinde aufnehmen ließ. Freilich, innerlich umgeworfen und zerbrochen hat ihn das alles nicht. Im Gegenteil, es machte ihn nur seiner selbst gewisser. Es konnte kein Zweifel bestehen, Simon Petrus war ein junger Israelit nach Gottes Wohlgefallen. Er gehörte zur Elite, auf die der Messias zählen konnte. Und so hat er nun auch, ganz folgerichtig, ganz entwicklungsmäßig, noch den letzten Schritt getan und sich Jesus angeschlossen. Jetzt wartete er mit den ersten Getreuen der großen Dinge, die da kommen sollten, gewiß, daß er dabei sein würde und zwar als Bürger des Himmelreichs, als Begleiter und Freund des Messias.

Da, ohne daß von seiner Seite irgend etwas Ungeschicktes oder gar Böses geschehen wäre und ohne daß von Jesus irgend ein Vorwurf oder Tadel gegen ihn ausgesprochen würde, liegt auf einmal die ganze Sicherheit und Gerechtigkeit, Bravheit und Frömmigkeit des jungen Mannes wie in Scherben zerschlagen am Boden. Es tut sich vor seiner Seele eine ungeheure Kluft auf zwischen ihm und dem heiligen Manne, der in sein Schifflein gestiegen ist. Er fühlt es, ohne Gründe, ohne Geschehnisse, einfach als Tatsache, als Wirklichkeit, daß er, Simon Petrus, und Jesus in zwei verschiedenen Welten stehen, Jesus in der reinen, hellen, vollkommenen Gotteswelt und er, Simon Petrus, in dieser Welt der Befleckung und der Sünde. „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.“

Etwas von diesem Erlebnis wiederholt sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern jedesmal, wenn einem Menschen das Göttliche spürbar, übermächtig, erschreckend oder erhebend, richtend oder rettend, strafend oder berufend in den Weg tritt. „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land!“ Das ist die Stimmung, die überall auf dem Erleben Gottes liegt. Und der Ausruf des Propheten Jesajas, als ihm seine Vision Gottes Herrlichkeit enthüllte: „Weh mir, denn ich vergehe! Ich bin unreiner Lippen!“ schlägt den Ton an, der uns aus den Bekenntnissen aller Gottesgläubigen entgegenklingt, welcher Zeit und welcher Religion sie auch angehören, wenn sie erzählen, wie Gott sich ihnen kund-

getan hat. Wenn der Mensch Gott erlebt, so berührt ihn damit eine Wirklichkeit, vor welcher seine eigene Größe und sein eigener Glanz sich völlig verlieren. Und wo sich die Gotteserkenntnis nur einigermaßen über die rohesten Formen erhebt und in Gott die heilige Macht des Sittlichguten erkennt, da wird das Erleben Gottes, wenn es stark und tief ist, immer zugleich, ja vor allem zum Erleben der eigenen Verdorbenheit und Verlorenheit.

Aber alles, was auf Erden den Menschen Gott nahe bringt, alles, wodurch Gott das menschliche Gemüt findet und berührt, sinkt glanzlos und kraftlos zu Boden vor dem Gotteserlebnis, zu welchem Jesus den Menschen bringt. Darum findet auch erst da, wo man auf ihn trifft, die volle bedingungslose Erkenntnis der Sünde statt. Simon Petrus war jeden Sabbath in der Synagoge gewesen und hatte mit Ehrfurcht den Diener die heiligen Gesetzesrollen aus dem Schrank hervorholen sehen, und wenn dann der Vorleser die alten Gebote las und der Vorlesung in eindringlicher Ansprache hinzufügte, daß darum der verheißene Messias und seine herrliche Herrschaft verziehe und der heilige Gott die Erniedrigung seines Volkes unter die Macht der Heiden immer noch dulde, weil Israel dem Gesetze Gottes nicht gehorche und die Wege der Väter verlassen habe, so empfand sicherlich mit vielen redlichen Frommen auch der junge Fischer von Kapernaum, daß es auch an ihm noch fehle, daß auch er noch kein vollkommener Israelit sei. Aber nie hatte es ihn getrieben, sich bußfertig niederzuwerfen oder als ein Unwürdiger die heilige Stätte zu verlassen. Die Bußpredigt des Täufers sodann hatte ihn mächtig erfaßt; er hatte seine Sünden bekannt und war mit erschüttertem Herzen zur Taufe in den Jordan gestiegen. Aber damit fühlte er sich gereinigt und nun würdig, den Messias zu erwarten. Erst als an jenem Morgen in Jesus ihm, ihm ganz persönlich, auf ihn gerichtet, eine so hebeitsvolle und überschwenglich spendende und doch so herzlich ihm, gerade ihm, sich schenkende Güte entgegentrat, welche alle seine Erlebnisse weit überbot, kam's über ihn wie eine Flut, die über ihm zusammenschlug: „Was ist das für eine andere Welt, die sich da vor mir auftut? Wie göttlich rein und gut, wie göttlich groß und machtvoll! Ich



bin ihrer nicht wert; ach ich gehöre nicht zu ihr! Was wäre ich in ihr? Ein wüster Flecken in ihrem sonnenhellen Glanz, ein schmerzender Mißton in ihrer göttlichen Harmonie. Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch."

Man kann das dem Simon Petrus nun freilich mühelos nachsagen. Aber es wird damit nicht nur nichts erreicht, sondern was man erreichen möchte, noch erschwert. Denn es ist eine gefährliche Sache, das zu bekennen, was andere erlebt haben. Man täuscht auf diese Weise andere und erst recht sich selbst und wird unwahrhaftig. Man stimmt die Saiten seiner Seele falsch; wie sollen sie dann, wenn Gottes Finger sie streift, den hellen Ton der Wahrheit von sich geben? Ganz besonders gefährlich ist es, die Sündenbekenntnisse anderer nachzusagen. Man sollte von Sünde und Sündhaftigkeit lieber gar nicht als ohne Schmerz und Angst reden. Von seiner Sünde in Schmerz und Angst reden heißt aber nicht etwa, in starken Ausdrücken von seiner Sünde reden. Es gibt Menschen, die von sich selber so reden, als ob kein guter Faden mehr an ihnen zu finden wäre; ihrem Reden und Gebaren nach scheint ihre Verknirschung völlig und ihre Buße durchschlagend. Aber es ist mit den übertriebenen Sündenbekenntnissen wie mit den übertriebenen Schmerzausbrüchen an den Gräbern. Die Witwer und Witwen, welche sich am untröstlichsten gebärden und gar Miene machen, sich auf den Sarg zu werfen, stehen manchmal innert Jahresfrist schon wieder in den Eheverköndigungen. So macht man auch bei diesen geläufigen Sündenbekenntnern, sobald man sie ernst nimmt und sie in der That auf bestimmte Fehler und Mängel ihres Charakters hinweist, alsbald die Erfahrung, daß sie empfindlich werden, ja daß sie von wahrer Selbsterkenntnis weit entfernt sind und offenkundige Sünden beschönigen, wo nicht ableugnen.

Wir können eigentlich auch einander nicht zur wirklichen Selbsterkenntnis verhelfen, wenigstens dadurch nicht, daß wir einander unsere Sünden vorhalten und an der Hand der göttlichen Gebote uns gegenseitig die Schuldsomme vorrechnen. Wäre das ein zweckmäßiger Weg, die Menschen zur Erkenntnis ihrer Sünde

zu bringen, so müßte jetzt die ganze Welt in Sad und Asche Buße tun, und wir hätten die trostreiche Aussicht, eine allgemeine Sinnesänderung in der Menschheit zu erleben. Denn womit anders ist gegenwärtig jede Nation, jede Klasse, jede Partei, ach jedermann eifriger beschäftigt als damit, die Sünden der andern festzustellen und zu verkündigen? Das macht geradezu einen Hauptgegenstand der heutigen Parteipolitik und sozialen Auseinandersetzung aus und macht die Lektüre politischer und sozialer Tagesliteratur so widerwärtig. Man sieht da aber auch, wohin diese Methode führt: Zu gegenseitiger Verbitterung, zu immer größerer Selbstgerechtigkeit. Und darüber geraten wir statt aus der Schuld und Misere heraus nur immer tiefer in sie hinein.

Endlich aber bringen uns auch die äußeren Erlebnisse nicht ohne weiteres zur Selbst- und Sündenerkenntnis. Es brechen in das Leben der Menschen allerdings Dinge genug herein, welche sie zu zerbrechen drohen, welche ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihren Mut, ihre Lebensfreude, ihr Gottvertrauen, auch ihr Vertrauen zu den Menschen zertrümmern. Gab es je auf Erden so viele gebrochene Menschen wie jetzt nach dem unseligen Kriege? Aber diese Gebrochenen sind vielfach auch Verbitterte. Woran liegt es, wenn dieselben Heimsuchungen, unter denen viele zugrunde gehen, andern Anstoß zu einem neuen Leben werden, wenn in denselben Zusammenbrüchen, in denen viele Gott und sich selbst verlieren, andere Gott und sich selbst wieder finden? Und woran liegt es, daß umgekehrt in unserem Texte ein so überraschender Erfolg, ein so beglückendes Erlebnis den Simon Petrus auf die Knie und zum Bekenntnis seiner Unwürdigkeit zwang, während doch sonst bei Erfolg und Glück die Menschen sich in die Höhe recken, ihre Häupter erheben und in vergnügter Zufriedenheit mit sich selbst erstrahlen? Es liegt nicht daran, was wir erleben, sondern daran, wie wir's erleben. Es liegt daran, ob uns in unseren Erlebnissen Gott begegnet oder nicht. Wer hinter den Zusammenbrüchen und Demütigungen seines Lebens keine göttliche Weisheit und Liebe zu ahnen, zu glauben vermag, der trägt tödliche innere Verletzungen davon und verdüstert und verbittert. Und wer hinter den Er-

folgen und Glücksfällen seines Lebens nicht Gottes große Güte und Geduld findet, bei dem stellen sich gefährliche innere Veränderungen ein, an denen er zugrunde gehen kann; er wird selbstgerecht und ein harter Richter solcher, denen das Glück nicht so hold ist wie ihm. Wer aber in beidem Gott erfährt, dem dient beides zur Einkehr in sich selber und läßt ihn in solchen Berührungen mit Gott den ungeheuren Abstand zwischen dem Wesen und der Welt Gottes und seinem Wesen und seiner Welt erleben. Und ob er's denkt und sagt oder ob er's nur dunkel fühlt und ahnt, es übernimmt auch ihn: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.“

Daß wir unsere Erlebnisse so erleben können, das verdanken wir Jesu. Er ist, Gott sei Dank, auch in unsere Welt hereingetreten; er steht, Gott sei Dank, auch in unserm Boot und mit ihm das Wesen, die Wirklichkeit, von denen auch wir im tiefsten Wesen spüren: „Das ist das wahre Wesen, das ist die rechte Wirklichkeit“, ja vor denen es im innersten Grunde unserer Seele aufjauchzt:

Ach du kommst aus meinem Vaterlande,  
Und mein Heimweh kannst nur du verstehn,

vor denen wir aber zugleich auch mit Schmerz und Trauer empfinden, ja es wie in grellestem Lichte sehen: „So ist unser Wesen, so ist unsere Welt nicht; sie sind das Gegenteil davon.“

Aber nun — und da liegt, was uns rettet und beseligt — ist das alles in Jesus ja gerade auf uns zugewendet, sucht uns, will uns, kommt zu uns, erfährt uns und hebt uns aus dem Staube und der Sünde auf, zu sich empor, in seine sonnige Luft hinein, ja nimmt uns an und braucht uns. „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch“, sprach Petrus. Aber Jesus blieb und antwortete ihm: „Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschenfischer werden.“

Darauf ist es auch bei uns abgesehen. Wir sollen alle Menschenfischer werden, alle am Rettungs- und Erlösungswerk Gottes in der Welt uns beteiligen. Tüchtig dazu wird jedoch keiner, der nicht erst in der Begegnung Gottes klein geworden ist, zerbrochen worden ist, seine Sicherheit, seine Selbstzufriedenheit ver-

loren und empfunden hat, daß er selber ein zu Rettender, ein zu Befreiender ist, weil alles, was er hat und ist und weiß und kann, doch bloß ein Stück dieser Welt ist, von ihrem Staub bedeckt, von ihrem Gift infiziert, und der nun seine Hände hineinlegt bedingungslos, herzlich, glaubensvoll in die große treue Vaterhand Gottes, welche uns in Jesus Christus entgegengestreckt ist. Aber dann macht er Rechtsumkehrt und wendet sich der Welt und den Menschen zu. Jetzt nicht Gott sich gegenüber, jetzt Gott hinter sich als den, der ihn hält und der ihm hilft. Jetzt nicht mehr selbstgerecht und unfehlbar und deshalb hart und kalt, jetzt ein Mitsünder, der Gottes Erbarmen erfahren hat und es auch andern anpreisen will, jetzt ein befreiter Mitgefangener, den Jesus losgekauft hat und der nun auch andern die Fesseln lösen möchte. In dem Maße, als wir in Jesu Nachfolge es lernen und fertig bringen, nicht zu richten, sondern zu retten, mit Güte und Geduld den Menschen zu begegnen, nicht irgend etwas von ihnen, sondern sie selbst zu suchen, in dem Maße freilich können dann auch wir mithelfen, Menschen zur Erkenntnis dessen zu bringen, was ihnen wahrhaft fehlt, zugleich aber auch zur Hinwendung zu dem, der auch sie retten und brauchen kann. Amen.

---



## Nicht durch Werke, sondern durch Glauben.

Reformationssonntag. (Am 7. November 1920.)

So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Röm. 3, 28.

Heute ist der Reformationssonntag. Doch nicht bloß dieser Umstand veranlaßt uns, uns wieder einmal zu besinnen, wo denn der eigentliche Lebensnerv unserer evangelischen Kirche und Frömmigkeit liegt. Der letzte Sonntag, der 31. Oktober, ist der Tag des Thesenanschlags. Und am nächsten 10. Dezember sind 400 Jahre verflossen, seit Martin Luther zugleich mit den päpstlichen Rechtsbüchern die Bannbulle des Papstes verbrannt hat. Solche Gedenktage lassen die große bewegte Vergangenheit wieder vor uns lebendig werden. Aus den 95 Thesen klingt hell und freudig der Satz zu uns herüber: „Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ Und vom Tage nach der Verbrennung der Bannbulle hören wir Luthers ernstes, schweres Wort in der Vorlesung an seine Studenten: „Wenn ihr nicht von ganzem Herzen dem Reiche des Papstes absagt, so könnt ihr eurer Seelen Seligkeit nicht erlangen.“

Wie seltsam klingt das doch über die vier Jahrhunderte zu uns in unsere Gegenwart herüber! Es war so vieles, ach es war alles damals anders. Das heilige römische Reich war noch da mit seinen Kurfürsten und den unzähligen weltlichen und geistlichen Herren, an seiner Spitze der junge bigotte Spanier Karl V. Auf Petri Stuhl saßen die Renaissance-Päpste, diese ungeistlichen Gewalt- und Genußmenschen, die alles waren, nur nicht Jünger und Vertreter Christi. Und in allen Dingen und Bräuchen und Köpfen lebte noch fast ungebrochen das Mittelalter mit seinem Glanz und seinem Spuk, mit der imposanten Einheit seiner Kultur und Weltanschauung und der unglaublich veräußerlichten Frömmigkeit und Sittlichkeit. Und im Gegensatz dazu nun unsere gegenwärtige Zeit

mit dieser vollständigen Autoritäts- und Ehrfurchtslosigkeit, mit dieser Auflösung aller Dinge und Institutionen in ihre Bestandteile, mit dieser unabsehbaren, ewig unruhigen, an hundert Stellen wild aufschäumenden Flut der entgegengesetztesten Meinungen und Bestrebungen.

Kann da die Vergangenheit, welche die Gedenktage der Reformation vor unserm geistigen Auge heraufbeschwören, zu dieser Gegenwart noch irgendwelchen Bezug haben? Hat sie uns überhaupt noch etwas zu sagen? Jedessfalls stellt sie uns Fragen, denen wir als evangelische Christen nicht ausweichen dürfen. Diese Fragen heißen: Stehen wir noch auf dem Fundament der Reformation? Oder haben wir es verlassen? Ist es überhaupt ein Fundament, worauf ein vernünftiger Mensch auch heute noch stehen kann? Oder ist es endgiltig untauglich geworden? Wenn ja, worauf stehen denn wir? Haben wir am Ende gar kein Fundament mehr?

Diese Fragen sind wahrlich keine akademischen Fragen. Die gegenwärtige Zeit und Welt haben sich derart gestaltet, daß die Frage nach einem sicheren Fundament zur dringendsten Lebensfrage wird. Mit schwankenden, taumelnden Menschen oder mit Menschen, welche sich mit den fortwährenden Veränderungen auch selber fortwährend verändern, oder mit Menschen, welche stets den Standpunkt beziehen, der im Augenblick am populärsten und opportunisten ist, ist uns jetzt in keiner Weise geholfen. Wir sollten wieder Menschen haben, in denen etwas lebt von Luthers „Hier stehe ich; ich kann nicht anders.“ Aber eben, ist das noch möglich? Und ist es noch auf dieselbe Weise möglich?

Ich möchte gleich von vorneherein bekennen, daß ich je länger desto gewisser überzeugt bin: Einen andern Grund gibt es auch für uns nicht als den, der gelegt ist, den das Evangelium uns zeigt und von dem vor 400 Jahren die Reformatoren, Luther voran, in harter Arbeit den Schutt menschlicher Satzungen und Irrtümer wieder weggeräumt haben. Ich habe sonst auf den Reformationssonntag den Text auch schon suchen müssen. Diesmal war mir bald klar und sicher, worüber heute zu predigen sei: Ueber den Zen-

tralspruch der ganzen Reformation, über Römer 3, 28: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

Wir hielten als Protestanten selbstverständlich theoretisch nie dafür, daß das Gegenteil davon der Fall sei. Aber waren wir wirklich felsenfest davon überzeugt, daß der Glaube allein uns zu-rechtbringe? War es wirklich unser ganzer Ernst, daß es noch immer bei Paulus und bei Luther sein Bewenden habe? Waren nicht vielmehr auch wir nachgerade der Meinung, daß unsere Zeit vor allem Werke, endlich einmal anständige, entschlossene, durchgreifende Werke brauche? Und nun führt uns mehr als alles andere gerade unsere Gegenwart selbst wieder auf das alte Fundament zurück und läßt es uns mit voller Freude und Sicherheit bekennen: „So halten wir dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Wir meinen: Das müssen wir jetzt predigen; das müssen wir hören; das müssen wir wieder erkennen und wieder erleben.

Wenn uns vorhin schien, daß zwischen der Zeit, wo Luther seine Thesen anschlug und Leos X. Bannbulle verbrannte, und der Zeit, wo wir jetzt den Weltkrieg zu liquidieren, den Bolschewismus zu überwinden, überall die auseinanderfahrenden Dinge und Institutionen zusammenzuhalten oder neu zusammenzufügen haben, gar kein Bezug bestehe, so möchte ich jetzt umgekehrt behaupten, daß wir im wesentlichen genau an demselben Irrtum nicht bloß der Lehre sondern des Lebens franken, dessen Erkenntnis und Ueberwindung einst den Pharisäer Saulus zum Apostel Paulus und fünfzehn Jahrhunderte später den Augustinermönch Martinus zum Reformator Luther gemacht hat. Ist es wirklich so?

Ein Symptom dafür, daß es so ist, ein Symptom, welches, wie mir vorkommt, sogar den Blinden sich aufdrängt, ist das mächtige Wiedererstarren der römischen Kirche. Ihr Weizen blüht jetzt durch alle fünf Erdteile hin. Ja an manchen Stellen, besonders in Ländern, wo die Konfessionen sich mischen, und in den Gebieten, die der Krieg von protestantischen Ländern abgetrennt hat, ist er schon zu reicher Ernte reif. Jedermann weiß, wie fieberhaft rührig

diese Kirche jetzt auf allen Gebieten sich zeigt. Nicht bloß ihre Geistlichkeit wirkt unermüdlich und versteht es, mit dem Mittel, in welchem gegenwärtig die Menschheit das Universalheilmittel erblickt, mit der Organisation, die Menschen aller Lebensalter, aller Stände, aller Berufe einzufangen und zu umspannen von der Wiege bis zur Bahre. Auch ihre Politiker, ihre Zeitungsschreiber, ihre Gelehrten, ihre Kaufleute, ihre Handwerksmeister, ihre Gefinnungsgenossen in irgendwelchen staatlichen und privaten Betrieben, ihre Vorarbeiter, ihre Dienstboten, ja jedes katholische Mädchen, das mit einem Protestanten Bekanntschaft hat, sie alle, alle fühlen sich sozusagen als Agenten ihrer Kirche, haben nicht bloß — in rühmlichem Gegensatz zur Mehrzahl der Protestanten — den Mut und das Bedürfnis, sich zu ihrer Sache zu bekennen, sondern auch den Trieb, für ihre Kirche tätig zu sein und ihre Beziehungen, ihre Kompetenzen, ihre Macht und ihre Mittel zur Eroberung von Terrain und von Seelen für sie auszunützen. Es fehlt ihrer Kirche auch nicht an Eigenschaften, die man gerade jetzt wirksam herausstellen kann. Vor allem ihre altheilige, schon in so vielen Stürmen bewährte Autorität, welche auch jetzt fest und stolz dasteht zwischen den umgestürzten Thronen, den zusammengebrochenen Großmächten, den in schweren Krisen erschütterten Staaten, den tausend versagenden und auseinanderfahrenden menschlichen Institutionen. Dann aber auch die feierliche Würde, die farbenprachtige Schönheit, das ehrfurchtgebietende Alter, die weltumspannende Einheit und das heilige Geheimnis ihrer gottesdienstlichen Formen und Gebräuche, Sakramente und Weihen. Man denke nur an die demonstrative Wirkung ihrer Fronleichnamsprozession, wo die katholische Bevölkerung mit ihrem Allerheiligsten durch unsere Straßen pilgert und die Protestanten, den eigenen Gottesdienst versäumend, zu beiden Seiten in Haufen das erwünschte Spalier bilden. Wahrhaftig, hat man es da nicht zum Greifen, zum Drauffallen nahe vor Augen, daß Werke helfen und stark machen, eifrige, augenfällige, geschickte fromme Werke?

Ist jetzt nicht jedermann dieser Meinung? Die ganze neuere Geschichte des Sozialismus läuft auf eine immer auffallendere



Kopie der römischen Kirche hinaus, nur in der entgegengesetzten Farbe. Auch da Päpste. Auch da die Organisation, welche mehr und mehr schon im Kindesalter die Menschen einfangen und erst am Grabe wieder entlassen will und welche ebenfalls jedes Opfer für sich fordert, besonders auch das Opfer der persönlichen Freiheit, der eigenen Verantwortlichkeit und der selbständigen Ueberzeugung. Auch da die leidenschaftliche unermüdliche Propaganda, welche jedes Mittel benützt, um die Macht und den Einfluß der Partei zu mehren, der man — im buchstäblichen Sinn des Wortes — angehört. Auch da die schroffe unduldsame Ausschließlichkeit, welche auf allen Gebieten Sonderorganisationen schafft, um ja ihre Schäflein kontrollierbar in sicheren Hürden abseits zu haben und von jeder Beeinflussung durch die Anschauungen und das Wesen Andersdenkender fernzuhalten. Und endlich auch da die Meinung, mit den eigenen Werken den Himmel — dort den Himmel über der Erde, hier den Himmel auf der Erde — erlangen, die Menschheit erretten und sich selber beseligern zu können.

Und so denkt und handelt jetzt alle Welt. Es ist freilich unbegreiflich, daß es so ist. Man hätte erwarten sollen, daß mit allem dem, was in diesen Jahren zusammenbrach, auch das Vertrauen der Menschen auf ihre eigene Macht und Weisheit zusammengebrochen wäre und der Krieg sie gegenüber dem menschlichen Wissen und Können gründlich mißtrauisch gemacht hätte. Nun sind die Menschen freilich mißtrauisch geworden, aber nicht gegen sich selbst, nur gegen die andern, jede Nation, jede Klasse, jede Partei gegen die andere. Das Selbstvertrauen aber und die Selbstüberhebung sind geblieben, und die Selbsterlösung ist nach wie vor die einzige Erlösung, an die man glaubt und die man praktiziert. Man sucht nur die Erlösungsmittel zu ändern. Man erwartet die Rettung der Menschen davon, daß man dieselben Bestandteile anders zusammenfüge, dieselben Menschen zu andern Organisationen verbinde. Und setzt die übrigen Bewegungen an, die sich, vielfach unter großem Zulauf, zur Hilfe anbieten! Auch da handelt es sich um eigene Werke, um die Weckung und systematische Uebung und Steigerung menschlicher Kräfte, mit welchen

man neue Erkenntnisse erlangen und dann auch neue Taten vollbringen will. Aber eben, man weiß und tut im Grunde alles selber. Kurz, wohin wir blicken, überall heißt die Lösung, welche das Sehnen und Streben, das Denken und Kämpfen der Menschen beherrscht: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke gerecht werde“, wobei als Gesetzgeber alle nur erdenklichen alten und neuen, großen und kleinen Geister, Systeme und Einfälle widereinander streiten und einander ablösen.

Und die Gerechtigkeit, zu der man's damit bringt? Der Friede, den man auf diese Weise erlangt? Die Seligkeit, die man dabei davonträgt? Wo sind sie? Es klingt wie grausamer Hohn, wenn man die Menschen von heutzutage darnach fragt. Man mische sich unter sie, wo man will, besonders da, wo sie zusammen sitzen, um ihre Werke vorzubereiten, die rettenden, erlösenden Werke, unter die Räte, vom obersten bis zum untersten, in die Volksversammlungen, in die Parteizusammenkünfte, in die vertraulichen Beratungen der Führenden. Wo findet man gerechte Menschen, friedenerfüllte Herzen, selige Seelen? Ach überall begegnet uns das traurige Gegenteil davon, Verstimmtheit, Gereiztheit, Mißtrauen, Haß, Schadenfreude, tiefe innere Friedlosigkeit und darum Unfähigkeit, Frieden zu stiften und Frieden zu halten, innere Haltlosigkeit und Ziellosigkeit, mit einem Worte: Unseligkeit.

Und Gerechtigkeit und Frieden und Seligkeit? Findet man sie auf Erden nirgends mehr? Haben sie sich von den Menschen ganz und gar zurückgezogen? Nein, Gott sei Dank, doch nicht. Man muß sie nur am rechten Orte suchen, so findet man sie auch heute noch. Ihr könnt sie überall da finden, wo Menschen heute noch den Weg Pauli und den Weg Luthers gehen, wo man die Lösung ergreift und sich an sie hält: „So halten wir dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Sind sie euch wirklich noch nie begegnet? Geht doch einmal in eine Versammlung der „Stundenleute“, mischt euch unter irgendein Häuflein stiller Christen, welche sich ernsthaft auf den Boden des biblischen Evangeliums stellen! Ihr werdet bei den Redlichen, herzlich Gläubigen das alles finden. Und in unserer

Kirche? Ihr findet's auch da. Glaubt mir's, unsere Kirchen stünden längst leer und wir Pfarrer hätten längst unsere Bibeln zuschlagen und von den Kanzeln herabsteigen müssen und eine zeitgemähere Beschäftigung suchen können, wenn nicht auch unsere Kirchen, Gottesdienste und Versammlungen noch Stätten wären, wo man diese Dinge empfangen und erleben kann. Es gibt auch in unserer Stadt, in reichen Häusern und in armen Wohnungen, in gesunden glücklichen Familienkreisen und auf schweren Krankenlagern, Gott sei Lob und Dank dafür, noch Menschen, die durch den Glauben, allein durch den Glauben — ich will nicht sagen, unfehlbare, sündenfreie Heilige, ich will nicht sagen, nie mehr schwache, nie mehr seufzende, stets triumphierende Helden, ich will nicht sagen, überirdische Engel geworden sind, aber — was für unseren Aufenthalt in dieser gegenwärtigen Zeit und Welt vielleicht wertvoller ist — freie, tapfere, edle, gütige, menschliche Menschen, und dies deshalb, weil sie friedvolle, selige Menschen geworden sind. Und wenn ihr — immer vorausgesetzt, daß ihr den Blick und das Gefühl dafür habt, das Echte vom bloß Nachgemachten, das innerlich Wahre und Lebendige vom bloß Frommscheinenden zu unterscheiden — diese Menschen dann beobachtet, wie sie leben und handeln, leiden oder sich erholen, so werdet ihr erstaunt gewahr werden, wie sie auch um sich her die Welt verändern, wie um sie her eine Welt der Gerechtigkeit, des Friedens und der Seligkeit wächst, noch keine vollendete Welt, noch kein strahlendes Paradies, aber gesunde gesegnete Anfänge, verheißungsvolle Reime, Reichsgotteslust, Reichsgottesleben. Und geht ihr dem Geheimnis nach und möchtet wissen, woher sie das haben und wieso sie das können, so werdet ihr auf keine andere Quelle stoßen, woraus ihnen das alles zufließt, immer neu, täglich wieder, als auf den Glauben an Jesus Christus. „So halten wir dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

Gerecht werden! Das ist einer jener Ausdrücke der Bibel, welche zwar in unseren religiösen Sprachgebrauch übergegangen sind und in ihm eine ganz zentrale Bedeutung erlangt haben, mit welchen aber eine sehr große Zahl von Christen keine klaren und

sicheren Gedanken zu verbinden vermag. Der Ausdruck stammt vom Apostel Paulus her. Was dieser Mann durch Jesus empfangen hat, das mußte sein starker, um die Wahrheit ringender Geist denkend verarbeiten. Und da sein glühendes Herz ihn trieb, Jesu Christo sein Leben zu weihen und für ihn unter Juden und Heiden zu werben, so wollte er das eigene Erlebnis auch in lehrbare Begriffe und Aussagen fassen. So ein Begriff, und zwar einer der wichtigsten, ist nun der Ausdruck „gerecht werden“ oder „gerechtfertigt sein“. Ich glaube, daß wir das, was der Apostel meint, im Wesentlichen sicher treffen, wenn wir einfach sagen: Auf diese Weise wird der Mensch recht, wird er Gott wieder recht, wird er so, wie Gott ihn haben will und brauchen kann, wird er aus der verschobenen Lage und Haltung wieder ins Gleichgewicht und ins Geleise gebracht. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das, was der Apostel mit seinem Ausdruck bezeichnen will und was für ihn das große beseligende Erlebnis ist, selbstverständlich erst recht auch allen denen zuteil geworden ist, die einst von Jesus selber ergriffen und in seine Jüngerschaft hereingehoben worden sind. Aber aus Jesu Munde vernehmen wir den paulinischen Ausdruck nie. Er nennt dieselbe Sache anders. Er sagt: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Er sagt: „Selig bist du, gerettet bist du.“ Er erklärt: „Gehe nun hin im Frieden“ oder „Sündige hinfort nicht mehr“. Er stellt fest, daß diese Menschen nun „das Reich Gottes haben“ oder „es sehen“ oder „dazu gehören“ oder „darin sind“, daß sie die kostbare Perle gefunden, den Schatz im Acker entdeckt haben. Mit allem dem bezeichnet er dasselbe Erlebnis und dieselbe daraus sich ergebende innere Veränderung eines Menschen, die der Apostel Paulus im Auge hat, wenn er von „Gerecht werden“ spricht. Man ist jetzt eben recht, und vorher war man nicht mehr recht.

Und hierzu bringt uns, wie Paulus in unserem Textwort mit allem Nachdruck betont und wie Martin Luther es wieder so entschieden und kräftig verkündigt hat, allein der Glaube. Warum der Glaube? Weil der Glaube das Organ ist, um die unsichtbare Gottes-hand zu ergreifen und Gottes Gnade zu empfangen. Wir zwingen sie nicht. Wir können sie nicht zu uns herabziehen, etwa durch den



lockenden Unbild unserer prächtigen Werke. Und wir können nicht zu ihr emporsteigen, etwa auf der Leiter unserer eigenen kühnen Anstrengungen. Denn alles, was wir unternehmen und vollbringen, ist eben solange auch nicht recht, solange wir selber nicht recht sind, bleibt solange im Schiefen und Falschen, im Unfruchtbaren und Ungesegneten stecken, ja schlägt letzten Endes immer ins Gegenteil von dem um, was wir eigentlich damit wollen, dient der Knechtschaft und nicht der Freiheit, entzweit statt versöhnt, solange wir selber unerlöst und unversöhnt sind. Wir selbst aber werden recht, erleben unsere Rettung und Versöhnung durch den Glauben, und zwar allein durch den Glauben an Jesum Christum. Weshalb allein durch den Glauben an Jesum Christum? Ich weiß darauf eigentlich keine andere Antwort als die: Weil Gott es so will. Es ist im Grunde gerade so begreiflich oder so unbegreiflich wie die ganze Welt um uns und unser ganzes Schicksal und wir selbst. Und so wie sonst überall leben heißt, den Bedingungen der Wirklichkeit gemäß sich verhalten, so ist es nun auch hier. Wollen wir gerecht werden, recht werden, werden, was wir sein sollen, suchen wir Frieden und Seligkeit, dann müssen wir uns eben demgemäß verhalten; das heißt: Wir müssen glauben an den Herrn Jesum Christum.

Es hat in der vergangenen Woche ein Meister der Geschichte in unserer Stadt gesprochen. Er nannte als das Röstlichste und Wichtigste, was die Geschichte uns gebe, dies: Daß sie uns gute edle Menschen kennen lehre. In der That gute edle Menschen, solche, mit denen die Geschichte uns bekannt macht, aber und in viel größerer Zahl auch solche, die kein Geschichtsbuch erwähnt, weil ihre Namen nicht als Sterne am Himmel der Geschichte strahlen, mit denen aber das schlichte Alltagsleben uns zusammenführt, gute edle Menschen sind die Stellen, wo die Welt für das Göttliche sozusagen transparent wird. Da leuchtet es herdurch. Darum wird uns bei diesen Menschen so wohl zu Mute und wach in uns selber das Gute und Reine auf. Aber seht, in Jesus Christus haben wir mehr als eine transparente Stelle der Welt vor uns. Da ist das Göttliche unverhüllt und ungebrochen in unsere Welt

hereingekommen und hat in überfließender Fülle ausgefüllt, was eine Menschengestalt und ein Menschenleben davon zu fassen vermögen. Und darum ist uns Jesus immer beides zugleich: Der Heiland und Herr, aber auch der Bruder. Darum finden wir in ihm die Gedanken, das Wesen, den Willen, die Liebe des Vaters und zugleich unser eigenes Ziel, unsere eigene Bestimmung. Und darum bewirkt er auch beides: Er richtet uns und er rettet uns.

Und an ihn glauben, glauben im Sinne des Apostels Paulus und im Sinne Luthers und unserer evangelischen Kirche heißt nun: Ihm sich dankbar, freudig, vertrauensvoll hingeben, ihm das Herz aufschließen, ihn innerlich ergreifen und festhalten, ihm Macht über uns lassen, ihm vertrauen und uns anvertrauen. Das ist Glaube, der gerecht und selig macht. Nicht träge. Denn es ist so, wie in der Reformationszeit der englische Bibelübersetzer William Tyndale einmal dem Kanzler Thomas Morus gegenüber bemerkte: „Allerdings rechtfertigt einzig und allein der Glaube, aber das ist gar kein Glaube, der allein bleibt.“ Der Glaube hebt vielmehr hinein in die göttliche Lebens- und Liebesbewegung. Wir werden recht und selig ohne Werke, aber wir werden es zu Werken. Wer so glaubt, ist ein Baum gepflanzt an Wasserbächen; in ihm lebt, wächst und treibt nun ein neues Leben und bringt Frucht. Was Gott durch Christus an uns tut und uns gibt, ist nicht in einen toten Schrein gelegt, wo es ungebraucht liegen bliebe, sondern es wird die treibende Kraft eines Lebens, das nun ausströmen und weitergeben muß, was beglückend und befreiend in ihm lebt. Darum halten wir auch heute noch und heute erst recht wieder dafür, daß der Mensch gerecht werde, ein Mensch nach Gottes Willen werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Amen.

---

## Glaubensgewiß.

Totensonntag. (Am 21. November 1920.)

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgebrungen.

Ev. Joh. 5, 24.

Als vor etwas mehr als hundert Jahren, im Zeitalter der Aufklärung, die alten kernhaften Glaubenslieder nach dem Geschmack und der Auffassung jener Zeit umgedichtet wurden, traf das Schicksal der Verwässerung auch das schöne, seither leider aus den meisten Gesangbüchern verschwundene Lied von Benjamin Schmolck, dessen erste Strophe lautet:

Der Tod ist tot, das Leben lebet,  
Das Grab ist selbst begraben nun;  
Mein Jesus, der sein Haupt erhebet,  
Will ferner nicht im Kerker ruhn  
Und stellt mir diese Lösung für:  
Ich leb' und ihr lebt auch mit mir!

und dessen letzte Strophe mit dem unüberbietbaren Triumphruf beginnt:

O toter Tod, wie kannst du schrecken?  
Mein Jesus nimmt das Schrecken hin.

Vor einer solchen Kühnheit und Zuversicht des Glaubens schwindete jener aufklärerischen Zeit, die mit ihrer Vernunft alles meinte klar durchschauen zu können. Die wundervolle Anfangszeile: „Der Tod ist tot, das Leben lebet“ wurde durch die zahmere und vorsichtigere Wendung ersetzt: „Der Tod entflieht, das Leben sieget.“ Aber wie solche Abschwächungen und Verwässerungen vielen schlichten frommen Christen alten Schlags anstößig und schmerzlich waren, so machte die Umdichtung des Schmolckschen Liedes einen einfachen frommen Bauersmann geradezu unglücklich. „Er möge das Lied seither gar nicht mehr singen“, erklärte er dem Berliner Prediger Theremin, der in der Gesangbuchkommission

saß. Dieser suchte ihn zu trösten; die neue Fassung sei doch auch schön und gläubig. Aber der Bauer beharrte: „Nein, Herr Hofprediger. Vorher hieß es: ‚Der Tod ist tot‘; jetzt heißt es: ‚Der Tod entflieht‘. Wenn er nur entflieht, kann er wieder kommen.“

Der Mann empfand es wohl, daß in der alten Fassung eine ungeheure hinreißende Wucht und Kraft des Glaubens sich kundtat. Das war Glaube, auf welchen das neutestamentliche Wort zutraf: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Das war eine souveräne Gewißheit und Freiheit, welche der Welt und ihren Mächten so gegenüberstand, wie auf dem bekannten Dürerschen Holzschnitt der Ritter dem Tod und dem Teufel gegenübersteht; ihr Grinsen und Drohen ficht ihn gar nicht an; er gönnt ihnen keinen Blick; er reitet, unbekümmert um die beiden ihn narrenden Frazen, fest und sicher den ihm gewiesenen Weg.

In dieser trotzigen Rittergestalt des großen Malers und in jenem kraftvollen Verse des evangelischen Dichters stellt sich das wahre Wesen des Glaubens dar. So ist der evangelische Glaube, wenn er echt und lebendig ist. So steht er in der Welt da, und so schreitet er mitten durch ihre Trübsale und ihre Widerstände hindurch. So war der Glaube des Apostels Paulus. So war der Glaube Martin Luthers. Und so ist der Glaube aller der Männer und Frauen aus allen Völkern und Ständen bis auf diesen Tag gewesen, die in den Spuren dieser begnadigten Führer und Lehrer des Glaubens gegangen sind. Sie alle aber haben mit ihrer frohen hellen Zuversicht nur dem den Ton abgenommen, an welchen sie glauben und von welchem die Heilige Schrift sagt, er sei der Anfänger und Vollender des Glaubens. Hört nur, was für eine grandiose Gewißheit und Kühnheit aus dem Jesuworte spricht, das wir heute zu unserm Texte gewählt haben: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen!“

An diesem Jesuwort überwältigt vor allem die ruhige Selbstverständlichkeit, wie Jesus hier vom Tode und vom Leben spricht. Es handelt sich für ihn um feste Tatsachen. Er hat das Leben,



und er schenkt den Seinen das Leben. Wer sich zu ihm stellt, tritt in den Bereich des Lebens hinein; wer ihm fern bleibt, weiß nicht, was Leben heißt. Nicht wahr, diese ruhige Gewißheit weckt in unserer Seele Verlangen und Vertrauen? Wir spüren: Da ragt aus dem ewig unruhigen, unaufhörlich steigenden und sinkenden Meer der Zeiten ein unbeweglicher Fels empor; da streckt sich in diese wankende, schwankende, fundamentlose Welt ein starker sicherer Arm herein. Wer auf diesen Felsen sich stellt, wer diesen Arm ergreift, der steht, — der wird nicht vielleicht stehen; der hat Halt, — der wird nicht vielleicht Halt finden; der weiß sich umfassen und geführt von Gottes starker treuer Güte; — der hofft nicht bloß, daß er vielleicht einmal von ihr umfassen und geführt sein werde.

Seht, das heißt, Glauben haben. Gerade das aber haben wir vergessen oder verloren. In dieser problematischen Welt und Zeit ist uns auch die Glaubensgewißheit problematisch geworden. Der Geist des Zweifels, der Geist der Verneinung, der Geist der Unsicherheit und der Schwäche ist auch in das Heiligtum des Glaubens hereingedrungen. Wir haben uns nicht mehr getraut, im Tone der biblischen Zeugen und der lebendigen Zeugen aller Zeiten zu sprechen, welche, wenn sie von den Erfahrungen ihres Glaubens sprachen, es im Tone des gewissen Erlebnisses und des sicheren Besitzes taten: „Wir sind gerecht geworden durch den Glauben.“ „Wir sind nun Gottes Kinder.“ „Wir haben jetzt Frieden mit Gott.“ „Wir wissen, daß uns alle Dinge zum Besten dienen.“ „Gott hat es uns geoffenbart.“ „Er hat uns frei gemacht.“ „Er hat uns erlöst.“ „Durch ihn haben wir Zugang zum Vater.“ „Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden!“ Wir haben es, sofern wir überhaupt Erlebnisse und Besitz hatten, mit dem Zeugnis davon gehalten wie jene Aufklärer mit den Kernliedern im Gesangbuch. Wir haben sie abgeschwächt; wir haben das Bestimmte durch das Unbestimmte ersetzt, die fröhliche feste Unbedingtheit durch kleingläubige Bedingungen, die Gewißheit durch die Sehnsucht, den Besitz durch das Verlangen, das überzeugte sichere

„Ich bin“ und „Ich habe“ durch das schwankende „Vielleicht“, durch das zweifelhafte „Ich möchte wohl“ und „Ich werde einmal“ und „Es sollte doch“ und „Es müßte eigentlich“. Das allerdings lockte und packte dann niemanden. Es half nicht einmal uns selber zu einem festen Stand und frohen Besitz. So hatten wir einen Glauben, der jedesmal mitschwankte, wenn der Boden zu schwanken begann. So glich unser Glaube der Säule im Wetterglase, die je nach der Beschaffenheit der Atmosphäre bald hoch, bald tief, bald in der Mitte steht. Unser Glaube war mehr von der Lage der Dinge um uns her abhängig als von Gott und Gottes Zusage.

Schon vor dem Kriege hatte Unzähligen der Geist der Wissenschaft, der Geist der menschlichen Erkenntnis und Weisheit viel zu viel imponiert. Ihre Wortführer schienen mit ihren Ergebnissen auf viel sichererem Boden zu stehen als die Bibel, als der Apostel Paulus, als Martin Luther und erst recht als alle die Frommen, deren Horizont in der Regel beschränkt und unaufgeklärt erschien. Man wagte es gar nicht mehr, Gott herzhast etwas Großes, etwas Ganzes, etwas Ungewöhnliches und vollends etwas Wunderbares zuzutrauen. Man dachte sich den Machtbereich Gottes genau so weit, als die menschliche Weisheit schon vorgedrungen war. Außerhalb dieses Bereiches war alles fraglich und täuschte. Und innerhalb? Innerhalb dieses Bereiches durfte es gar nicht anders zugehen, als die klugen Menschen es sich notiert hatten und nun kontrollieren, ja berechnen konnten. So blieb dem lieben Gott noch die Rolle, das Geschehende fortwährend zu genehmigen. Daß er jedoch souverän über allem Geschehen steht und waltet, daß nicht er den von ihm geschaffenen Kräften und Gesezen, sondern diese Kräfte und Geseze ihm, ihrem Schöpfer und Herrn, gehorchen und dienen müssen, daß deshalb allerdings unser Vertrauen allen Geschöpfen und allem Geschaffenen gegenüber nur ein bedingtes, dem Schöpfer gegenüber aber nur ein unbedingtes sein kann und nicht umgekehrt, das wagte man nicht mehr zu denken und zu bekennen.

Dieser lähmende Geist blieb aber hierbei nicht stehen. Er wurde dem Glauben auf der ganzen Linie verhängnisvoll. Man traute

Gott überall nur noch Schwaches und Halbes und nirgends mehr Großes und Ganzes zu, so sehr man auch nach wie vor behauptete, man glaube an einen allmächtigen Gott und Vater. Man wagte es nicht, fröhlich und fest zu glauben und zu bekennen, daß Gott den Menschen, der auf ihn vertraut, tatsächlich nicht im Stiche läßt, sondern ihm hilft und ihn selbst aus großer Not zu retten weiß; daß Gott den Sünder, der zu ihm seine Zuflucht nimmt, aus den Fesseln seiner Leidenschaften und bösen Gewohnheiten wirklich befreit; daß Gott den Schuldbeladenen, der seine Gnade ergreift, von dem Bann und Fluch der Schuld wahrhaftig erlöst; und daß so Gott mitten in dieser unvollkommenen verworrenen Welt und freud- und friedlosen Zeit den Seinen doch von Frieden und Seligkeit so viel schenkt, als ihre armen Gefäße überhaupt zu fassen vermögen. Man stellte das alles zwar nicht geradezu in Abrede; das wäre ja erklärter Unglaube gewesen. Aber wie viele von uns trauten das in bezug auf ihre Person und auf die Menschen um sie her Gott wirklich frisch und herzlich zu? Wir haben vielleicht etwas davon Gott noch zugetraut, unter günstigen Umständen, bei glücklicher Stimmung, haben es ihm zugetraut, daß er wohl dann und wann einmal helfe, daß er da und dort einen Menschen ein Stück weit befehle und erneuere, daß es an manchen Stellen zur Ueberwindung von Schwierigkeiten und Uebelständen komme. Aber wo war ein Glaube, der Gott nicht bloß Kleines, sondern Großes, nicht bloß Halbes, sondern Ganzes, nicht bloß Stückwerk, sondern Vollendung zutraute? Und als dann gar der Krieg kam und nachher der jammervolle Zusammenbruch und dieser trostlose Friedenszustand und nun die entsetzliche Enthüllung, daß hinter all den schönen, vielversprechenden, hehren Worten kein ehrlicher Wille stand, daß die, die diese Worte am lauteften gebraucht hatten, selber gar nicht an sie glaubten, daß also auch diese Worte bloß Waffen im Kampfe, bloß Mittel zur Täuschung gewesen sind, und seither die Unsicherheit und Unzufriedenheit, die Verstimmung und Erbitterung überall und nun noch dieses schauerliche Aufwachen und Austoben aller niedrigen Instinkte und Triebe, als ob niemals den Menschen die zehn Gebote gegeben worden wären, als das

alles kam und verwirrend und anfechtend uns umgab, nicht wahr, da ist weithin in der Christenheit der Glaube wenn nicht ganz zusammengebrochen, so doch auf den tiefsten Tiefpunkt hinabgesunken?

Damit sind wir aber völlig arm und schwach geworden. Ich weiß keine andere Rettung für uns, als daß wir von allem um uns her absehen und hinsehen auf den, der als fester unerschütterlicher Fels aus den Fluten der Zeiten emporragt, auf den, der als starker treuer heiliger Gottesarm in unsere friedlose Welt hereingestreckt ist, auf Jesum Christum, und ihm glauben. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“

„Wer mein Wort hört.“ Nun, Gott sei Dank, innigster Dank, diese Voraussetzung besteht noch für uns alle. Vieles ist zusammengebrochen und verschwunden, aber die Botschaft des Evangeliums erschallt noch immer. Wir erleben jetzt tatsächlich etwas von dem, was Jesus vorausgesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Es sind Dinge vergangen, welche vielen sogar gewisser und zuverlässiger schienen als der Himmel, und es haben sich Gebilde und Einrichtungen als hohl und untauglich erwiesen, welche viele für das Bewährteste auf Erden gehalten haben. Sehr laute und maßgebende Stimmen sind plötzlich verstummt. Sehr große und erhabene Worte, welche über der ganzen Menschheit prächtig leuchtend emporgestiegen sind wie Raketen über einer schaulustigen Menge, sind auch wie Raketen mit einem jähen Knall in nichts zerplatzt. Aber Jesu Worte werden nach wie vor in ungezählten Kirchen, Kapellen und Betställen vor Tausenden, vor Hunderten, vor ein paar Duzenden, vor dreien oder zweien in allen Sprachen der Erde verkündigt. Die es tun, sind freilich keine Engel, keine Heiligen, nicht einmal Propheten und Apostel, sondern Menschen am Geist so arm und in ihrem Leben so schwach und dürftig wie die, die ihnen lauschen. Und die Gemeinschaften und Einrichtungen und Veranstaltungen, die das alles tragen und vollziehen, sind auch keine himmlischen Gebilde, sondern irdische Nachwerke und menschliche Unternehmungen.



Darum liegen auf allen diesen Dingen und allen diesen Menschen Irrtum und Sünde und vermischt sich bei ihnen mit der Wahrheit Torheit und Heuchelei, mit dem Heiligen das Unheilige, mit dem Großen und Göttlichen das Kleinliche und Menschliche und befleckt es, hemmt es, verdirbt es.

Und doch, dies alles hebt die herrliche gnadenreiche Tatsache nicht auf, daß die heilige und seligmachende Wahrheit Gottes noch da ist, wenn auch nicht in heiligen Gefäßen und in reinen Händen, daß Jesu Lebensworte noch erschallen, wenn auch nicht von sündlosen Lippen. Aber die Gefäße, die Hände und die Lippen sind's ja nicht, die uns helfen und uns retten; das kann nur die große Gabe Gottes, die ihnen anvertraut und ihnen trotz allem bis auf diesen Tag nicht wieder weggenommen ist. Man mag über die Gefäße, Hände und Lippen schelten; man mag über sie richten; man mag von ihnen sagen, sie hätten traurig versagt. Eins ist dennoch Tatsache: Das Wort Jesu wird immer noch durch sie vermittelt. Das würde Gott nicht erlauben, wenn nicht in aller ihrer Schwachheit und Gebrechlichkeit doch noch Glauben vorhanden wäre, dem er sich kundtun und den er brauchen kann. So steht denn hinter und über all dem Menschenwerk unserer Kirchen und Gemeinschaften, unserer Gottesdienste und Veranstaltungen, unserer Verkündigung in Wort und Schrift, in alten Formen und auf neuen Wegen doch Jesus selbst mit seinem Geist und dringt durch alles das warm und hell sein Licht immer noch, immer wieder in die Menschenherzen hinein und entzündet in ihnen Glauben, den Glauben, der Jesu glaubt und darum sich zu ihm stellt und ihm hingibt und sich auf seinen Weg wagt.

In diesem Glauben aber, mit ihm ergreifen wir und eignen wir uns an und haben wir dann das Beste, was Menschen hienieden jemals erlangen und besitzen können. Seht, auch an dieser Stelle stoßen wir auf einen unserer verhängnisvollsten Irrtümer und Fehler. Wir behandeln den Glauben immer wieder als Mittel zu irgendwelchen Zwecken, als schätzbares Instrument, womit sich Gottes Hilfe und Gabe, so oft wir ihrer bedürften, herabholen lasse. Aber die Sache liegt so, daß im Glauben gleich alles

beschlossen ist und uns zuteil wird, was uns not tut, was uns rettet, was uns beseligt. Es ist nicht so, daß wir dann zum Glauben noch dies und das hinzuempfangen müßten. Was Gott uns zugedacht hat und noch zudenkt, das erlangen und besitzen wir, indem wir glauben. Wenn wir an Jesum Christum glauben, so haben wir ihn, treten wir mit ihm in lebendige Verbindung, empfangen wir seinen Frieden, erleben wir ihn als unsern Heiland und unsern Herrn und haben, wie unser Textwort sagt, das Leben. „Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“

Das gilt vom wahren lebendigen Glauben, wie die Heilige Schrift ihn versteht, wie er von den rechten Jüngern und Jüngerinnen Jesu unter allem Irrtum und mitten in aller Werkheiligkeit der Kirche, wenn auch unbewußt, doch im Wesen stets erfahren und besessen worden ist, wie ihn dann aber die Reformatoren wieder zu neuem Verständnis und zur Geltung gebracht haben. Dieser Glaube ist etwas anderes als bloßes Fürwahrhalten heiliger Lehre, als Zustimmung oder wenigstens Unterlassen von Widerspruch zu dem, was die Bibel oder die Kirche oder irgendwer als göttliche Wahrheit, als Heilstatsachen, als zu glauben notwendig uns vorlegt. Das alles greift nicht zu Gott hinauf und greift nicht ins Herz hinab. Das ist Glaube jener Art, von dem es im Jakobusbrief heißt, auch die Teufel hätten den. Der Glaube aber, der gerecht und selig macht, ist nichts anderes als Ergriffensein von Christo und deshalb Vertrauen haben zu ihm, völliges, fröhliches, herzhaftes Vertrauen, so daß man sich ihm übergibt und zu ihm und seiner Sache stellt und dabei bleibt, ihm traut mehr als allem andern und, wenn's sein muß, gegen alles andere.

Indem wir so Jesu Christo glauben, haben wir das Leben, welches ewiges Leben ist. Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wir sind eingegliedert und verwurzelt in die Welt des Lebens, die in Jesus Christus und von ihm her in diese Welt des Todes hereinragt und in ihr wirkt und schafft. Wir gehören ihm, dem Fürsten des Lebens, zu und nicht mehr dem Todeswesen, das

dieser Welt eigen ist, das jezt so unermesslich viele Opfer verschlungen hat und dessen Verwesungsgeruch sich durch die ganze Welt hin nun so entseßlich bemerkbar macht. Wir kommen nicht ins Gericht. Das will nicht sagen, Gott lasse uns nun ungestraft machen, was wir wollen; es treffe uns keine Trübsal und kein Schaden mehr. Aber es will sagen, Gott leitet und hält uns, Gott arbeitet an uns, Gott erzieht uns, Gott läßt uns alles zum Heil und Segen werden. Der Glaube tut die Türen für die ewigen Kräfte auf, durch die Gott sein Werk in uns hat und das Leben in uns schafft. Und damit hebt er uns aus der Todesfurcht und der Angst vor dem Gericht heraus.

In Jesus Christus dringen diese Gotteskräfte auf uns ein, seine vergebende Heilandsliebe, sein suchender Retterwille, seine richtende Hoheit und Reinheit, seine Erlösungs- und Erneuerungsmacht. In wem diese Kräfte einen Anfang des ewigen Lebens gewirkt haben, der weiß, wo unser Ziel liegt. Nicht im Grab. Es liegt da, woher die Kräfte uns zuströmen, die uns retten und beseligen. Wir sind der ewigen Vollendungswelt gewiß, weil wir in Jesus Christus ihren belebenden Strahl und Abglanz erfahren. Darum verstehen und lieben auch wir den Schmold'schen Vers in der alten Fassung:

Der Tod ist tot, das Leben lebet.

und singen ihm auch die weiteren Verse nach:

Das Haupt belebet seine Glieder,  
Wer wollte denn gestorben sein?  
Die Lebenssonne scheint uns wieder  
Und leuchtet bis ins Grab hinein,  
Da lesen wir die Grabschrift hier:  
Ich leb', und ihr lebt auch mit mir.

O toter Tod, wie kannst du schrecken?  
Mein Jesus nimmt das Schrecken hin.  
Wie er sich selbst kann erwecken,  
So werden wir erweckt durch ihn.  
Wenn Jesus lebt, so leben wir:  
Ich leb', und ihr lebt auch mit mir.

Amen.

## Der Kerkermeister von Philippi.

Advent. (Am 28. November 1920.)

Am die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas, und lobeten Gott. Und es hörten sie die Gefangenen. Schnell aber ward ein großes Erdbeben, also daß sich bewegten die Grundfesten des Gefängnisses. Und von Stund an wurden alle Türen aufgetan und aller Bande los. Als aber der Kerkermeister aus dem Schläfe fuhr, und sah die Türen des Gefängnisses aufgetan, zog er das Schwert aus und wollte sich selbst erwürgen; denn er meinte, die Gefangenen wären entflohen. Paulus aber rief laut und sprach: Tu dir nichts Uebels; denn wir sind alle hie. Er forderte aber ein Licht, und sprang hinein, und ward zitternd und fiel Paulus und Silas zu den Füßen, und führte sie heraus und sprach: Lieben Herren, was soll ich tun, daß ich selig werde? Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Und sagten ihm das Wort des Herrn und allen, die in seinem Hause waren. Und er nahm sie zu sich in derselbigen Stunde der Nacht und wusch ihnen die Striemen ab; und er ließ sich taufen und alle die Seinen alsobald. Und führte sie in sein Haus, und setzte ihnen einen Tisch, und freute sich mit seinem ganzen Hause, daß er an Gott gläubig worden war. Apostelg. 16, 25—34.

Heute beginnt die Adventszeit wieder. Die Christenheit stimmt die freudig bewegten Melodien der Adventslieder an, mit denen sie dem Herrn den Willkomm entbietet. Paßt nun aber auf diesen Tag die Geschichte vom Kerkermeister von Philippi? O ja; mir scheint sogar, vortrefflich, denn sie erzählt uns, wie Jesus in ein verzweifelttes Menschenherz und in ein verstörtes Haus Einzug gehalten und ihnen Erlösung, Frieden und Seligkeit gebracht hat. Ich möchte deshalb behaupten: Keine Geschichte im Neuen Testament paßt gerade jetzt für uns so gut wie diese.

Zwar scheinen die Umstände bei uns völlig andere als damals bei dem Kerkermeister. Der war ein Heide; er hatte keine Ahnung von wahrer Gotteserkenntnis; er hatte den Namen Jesu noch nie gehört; er hatte sich wohl bis zu jener Schreckensnacht auch noch nie um sein Seelenheil gekümmert. Wir dagegen sind Christen, voll wahrer lebendiger Gotteserkenntnis, wandeln in der Nachfolge Jesu und haben unser Seelenheil längst bedacht. Wir bedürfen höchstens noch der Korrekturen da und dort, vielleicht auch noch



der immer tieferen, immer entschlosseneren Aneignung dessen, was wir eigentlich von Kind auf schon besitzen, jedoch nicht wie der heidnische Kerkermeister von Philippi erst noch der durchgreifenden Bekehrung und Umwandlung, des radikalen Bruchs mit unserer Vergangenheit, mit unseren bisherigen Anschauungen, Grundsätzen und Gewohnheiten, mit der ganzen Lebensrichtung, in der wir bis jetzt uns bewegten. Meint ihr wirklich? Laßt uns einmal zusehen!

Ohne Zweifel wirkten verschiedene Umstände zur Bekehrung des Kerkermeisters zusammen. Zunächst am mächtigsten das ungewöhnliche äußere Ereignis. In allen diesen Umständen erblickt die Heilige Schrift das Walten und Wirken Gottes. Er ist es, welcher mit souveräner Macht die Umstände und Ereignisse so fügt, daß sie seinen Zwecken dienstbar werden.

Das ist das Allererste, wessen wir wieder gewiß werden müssen. Wir sind in gewissem Sinne noch nie so gott-los gewesen wie jetzt. Wenn wir den entsetzlichen Gang der Dinge verfolgen und unser Nachdenken auf irgendeine Stelle dieser verwirrten, aus den Fugen geratenen Welt richten, auf den Krieg und seinen Verlauf, auf das, was seither auf der großen Weltbühne gespielt wird, auf die Zustände und Vorgänge innerhalb der einzelnen Völker, so sehen wir uns ratlos vor einem unentwirrbaren Wirrsal menschlicher Mächtschaften und Gegenmächtschaften und geraten bald in dasselbe Klagen und Anklagen den Menschen, den menschlichen Einrichtungen, den Behörden und Parteien gegenüber hinein, worin jetzt alle Welt steckt. Aber Gott? Wo denken wir uns denn eigentlich Gott weilend und wirkend? Hat er sich inzwischen in andere Welten zurückgezogen und überläßt diese Erdenwelt nun unserer Weisheit und unserer Torheit? Wartet er vielleicht, bis wir hienieden eine Wiedergeburt und Neuschöpfung fertig gebracht haben, um sich dann ihr auch wieder zuzuwenden und die Zügel der irdischen Schicksale selber wieder in die Hände zu nehmen?

Nicht wahr, man braucht nur so zu fragen, um sofort zu merken, wie widersinnig das alles ist, aber auch, wie sehr

wir aus unserem Denken und Empfinden Gott ausgeschaltet haben, wie sehr wir tatsächlich gott-los leben. Zwar daß Gott in der Vergangenheit gewaltet und die Dinge oft wunderbar gefügt habe, das glauben noch die meisten von uns. Die Bibel, die Welt- und Kirchengeschichte, besonders auch die Lebensgeschichte frommer Menschen zeigen uns ja in den Schicksalen der Völker und der Einzelnen oft so hell und schön die Linien der göttlichen Vor-sehung und Leitung. Wir erbauen uns alle gerne an Beispielen dafür, wie selbst da, wo die menschlichen Dinge im Dunkel sich verwirrten oder in Sünde und Schuld sich verloren, Gott dennoch seine Absichten überraschend durchführte und sogar Böses zum Guten zu wenden wußte. Auch das glauben die meisten von uns, daß Gott in der Zukunft einmal den Sieg behalten und seine Sache ans Ziel bringen werde. Wir müßten ja, wenn wir das nicht mehr glaubten, es aufgeben, noch an einen vernünftigen Sinn des Lebens und der menschlichen Geschichte zu glauben. Aber daß der Allmächtige auch jetzt im Regimente sitzt, daß seine Souveränität auch durch alle die entsetzlichen Ereignisse des Krieges und seither nicht in Frage gestellt ist, das getrauen sich auch unzählige Christen nicht wirklich ernsthaft zu glauben.

Aber wer regiert denn jetzt wenn nicht Gott? Vielleicht die Menschen? Ach trotz all ihrem Beschließen und Befehlen, Fordern und Erzwingen habe ich den Eindruck, daß sie weniger als je regieren. Wenn man näher zusieht, so merkt man bald, daß selbst die sogenannten Führer der Völker und der kleineren Gruppen Geführte sind und die, die zu schieben meinen, in Wahrheit geschoben werden. Es ist jetzt fast durchwegs so, daß nicht die Menschen die Dinge, sondern die Dinge die Menschen haben. Oder regieren Dämonen? Man hört aus manchem Munde den Gedanken äußern, daß sich der Menschen jetzt überirdische Gewalten bemächtigt hätten, die durch sie austoben und Böses schaffen möchten. Und in der That, wenn man an den fürchterlichen Haß denkt, von dem immer noch ganze Völker besessen sind und der fortwährend noch an so vielen Stellen in wilden gewalttätigen Ausbrüchen sich entläßt, oder an die Genußsucht, die wie eine Seuche überall gras-

fiert, dann möchte man allerdings vermuten, der Abgrund habe sich aufgetan und finstere Geister losgelassen, damit sie die Menschen in ihre Gewalt bringen sollen. Aber Gott? Ist er denn beiseite gedrängt? Ist ihm denn die Welt aus den Händen gerissen? Wir mögen die Sache drehen, wie wir wollen, ich sehe nur die eine Rettung, die, daß wir über alle Zwischenursachen und Zwischenursächer hinweg auf Gott blicken, daß wir, wie verhängnisvoll und wie schuldvoll auch die irdischen Dinge sich verknüpfen und wie rätselhaft auch die Völker- und Menschenschicksale sich gestalten, uns einfach entschlossen in den Gedanken flüchten: Und dennoch steht hinter und über allem der allmächtige heilige Gott; kein menschlicher und kein übermenschlicher Wille vermag etwas gegen seinen Willen; darum ist für uns das Allerwichtigste jetzt dies, daß wir Gott wiederfinden oder vielmehr daß wir uns endlich von ihm finden, erfassen und leiten lassen.

Das wird geschehen, wenn wir nur endlich einmal ihm stillhalten wollten. Laßt uns mit unseren Gedanken nicht immer gleich im ganzen Weltall umherschweifen! Wir bewältigen es mit unserem Geiste nicht. Laßt uns auch nicht immer gleich an die ganze Menschheit denken! Wir sind Menschheitsaufgaben noch in keiner Weise gewachsen. Laßt uns doch erst einmal ins eigene Herz und Gewissen zurückkehren und uns da vor die Frage stellen: „Was will Gott denn von mir? Was will er durch alle diese Erlebnisse mir, mir ganz persönlich sagen? Was muß ich tun, daß ich selig, daß ich gerettet und brauchbar werde?“ Da liegt unleugbar für jeden von uns die Stelle, wo sein Weg beginnt. Wir springen ins leere Dunkle, wenn wir diese Stelle überspringen. Wir kommen aber ins Licht und auf sicheren Boden, wenn wir an dieser Stelle zuerst einmal selber mit Gott ins Reine gelangen. Das zeigt uns ja unsere Textgeschichte. Da erleben wir es mit, wie ein Mensch zurechtkommt, gerettet wird, Gott findet oder vielmehr von Gott gefunden wird.

Das Erdbeben war eine Heimsuchung der ganzen Stadt. Überall gab es Trümmer, Leichen und Verwundete. Und über allen Betroffenen hatte Gott seine Gerichts- und Heilsgedanken.

Wenn es wahr ist — und es ist wahr —, was Jesus uns so nachdrücklich versichert, daß kein Sperling zur Erde fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters, so wird damals auch kein Bewohner von Philippi von den Schrecken jener Nacht betroffen worden sein, ohne daß Gott dadurch etwas ganz Bestimmtes bei ihm ausrichten wollte. In seiner Hand liefen aller Schicksalsfäden zusammen. Aber wir kennen von allen diesen Geschichten nur eine, die des Kerkermeisters. Und da sehen wir klar, was bei dem das Erdbeben ausrichten sollte. Es sollte ihn aus der Gleichgültigkeit und Sicherheit aufschrecken, in der er dahinlebte. Das tat es nun freilich unsanft genug. Der Mann fuhr zitternd aus dem Schlafe auf. Er fühlte unter seinen Füßen den Boden wanken. Er stürzte alsbald aus der Wohnung in den Gefängnishof. Da standen alle Türen offen. Die Gefangenen hatten sich wohl gegenseitig aus den Fesseln befreit und waren entsprungen. Schon sah er seine Existenz zusammengebrochen. Man würde ihn haftbar machen. Verzweifelt griff er zum Schwert, um sich selbst den Tod zu geben. Da tönt aus dem Dunkel des Gefängnisses eine fremde Stimme zu ihm her: „Tue dir nichts Uebles; denn wir sind alle hier.“ Er wacht auf aus seiner Verwirrung und Betäubung, macht Licht und findet die Gefangenen alle noch da. Aber nun bemächtigt sich seiner eine gewaltige innere Bewegung. Er denkt nicht mehr an seine äußere Existenz; jetzt sieht er auf einmal sein inneres Leben im hellen Licht und sieht, daß es ein haltloses, armes und leeres Leben ist. Er wirft sich den beiden seltsamen Männern, die ihm das Leben gerettet haben, zu Füßen und fragt sie: „Wie kann ich auch so ein Mensch werden wie ihr? Was muß ich tun, daß auch ich selig werde?“

Wir haben in diesen Jahren Erschütterungen der Welt erlebt, gegen welche das Erdbeben von Philippi ein Kinderspiel war. Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, fuhren alle Völker erschrocken aus ihrer Sicherheit auf. Und seither haben die Erdbebenstöße nicht mehr ausgesetzt. Was ist alles zusammengebrochen! Und was alles unter den Trümmern begraben! So furchtbar wie jetzt ist den Menschen die Unsicherheit und Anzu-



länglichkeit aller irdischen Güter und aller menschlichen Dinge noch nie vor Augen demonstriert worden. Der ganze stolze Bau unserer Kultur ist in seinen Grundfesten erschüttert. Millionen und Millionen Menschen haben alles eingebüßt, was ihres Lebens Halt und Reiz gewesen ist, was ihre Seelen mit Stolz und Freude erfüllt hatte. Was hat jetzt ein Mensch noch Gewisses, wenn er Gott nicht hat? Freilich, wenn er Gott hat, wer erschüttert und raubt ihm dann sein Bestes?

Man sollte erwarten, daß die allgewaltige Stimme dieser Ereignisse überall die Menschen aus ihrem Schlafe geweckt hätte. Man sollte insbesondere erwarten, daß wenigstens unter den Christen allgemein eine heilsame Erschütterung der Gemüter erfolgt wäre, daß da die Gewissen erwacht wären und die Seelen nun von der Frage umgetrieben würden: „Was muß ich tun, daß ich zurecht komme, daß ich brauchbar werde?“ Ist diese Erwartung erfüllt? Ach wir sehen fast allerorten die Menschen nach einem kurzen Aufschrecken wieder in die alte Gleichgiltigkeit und falsche Sicherheit zurücksinken. Ja wir sehen, wie sich weithin sogar ein sittlicher Zerfall und Niedergang vollzieht, wie wir ihn nie mehr für möglich gehalten hätten. Es wird so schamlos wie nur je dem Mammon gedient. Man sieht nach wie vor, ja mehr noch als zuvor den Weg zum Ziel darin, daß man die Macht in die Hände bekomme oder in den Händen behalte. Man will Entscheidungen, die in den Herzen und Gewissen getroffen werden müssen, durch äußeren Zwang herbeiführen und Entwicklungen, die zu langsam verlaufen, durch Gewalttat abkürzen. Man erniedrigt den Geist zum Sachwalter und Geschäftsführer des Fleisches und sucht die Seligkeit darin, daß man sich hemmungslos allen Leidenschaften und Trieben überläßt. Müssen nicht angesichts eines solchen Ergebnisses der Trübsale dieser unerhörten Zeit alle ernstesten Menschen fragen: „Was muß denn noch geschehen, bis die Welt zur Besinnung kommt?“ Ich weiß es nicht. Es geht einem jetzt oft das alte Wort der Bibel durch den Sinn: „Die Menschen wollen sich nicht strafen lassen.“ Landauf landab hört man klagen und anklagen; aber keiner fängt damit an, daß er einmal den Klagen und Un-

klagen seines eigenen Gewissens Rede steht. Sieht man dem Treiben der Menschen zu, so kann man sich der Feststellung nicht entziehen: Sie sind reif, aber nicht reif für Gottes Vergebung und Gnade, sondern reif zum Gericht.

Sie! Und wir? Hier steht und fällt jeder für seine Person dem Herrn. Es geht auch niemals so zu, daß sich die Völker massenweise bekehren und erneuern. Zuerst müssen immer Einzelne mit der Umkehr zu Gott und der Uebergabe an den Herrn Ernst machen. Zuerst muß immer aus Einzelnen das Leben hervorleuchten, das wahre Leben, das Leben aus Gott. Dann erheben, von den nahen Strahlen berührt, auch ein paar andere, ja Hunderte, Tausende und zuletzt oft ein ganzes Volk, eine ganze Zeit die Augen empor, dem neuen Tag entgegen. Diese Einzelnen müssen wir sein, die keine Heiden mehr sind, die wir auf Christi Namen getauft wurden. Wir müssen endlich Ernst machen. Wir dürfen nicht ewig vor der Schwelle oder auf der Schwelle bleiben, sondern müssen eintreten, aus dem Halben ins Ganze, aus dem Wollen ins Tun, aus den beständigen Vorbereitungen zur Nachfolge in die Nachfolge selbst. Dazu ist uns das Evangelium von Kind auf verkündigt worden. Dazu schickt Gottes Güte und Geduld uns jetzt diese Adventszeit wieder. Sie läßt uns ein: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig!“

Wenn wir diese Aufforderung vernehmen, so sollte sie bei uns ein ungleich verständnisvolleres Echo finden als beim Kerkermeister. Der hörte ja den Namen Jesu zum erstenmal. Er mußte fragen: „Wer ist das?“ und sich von seiner Sendung, seiner Lehre, seinem Leben und Leiden, seinem Kreuz und seiner Auferstehung erzählen lassen. Wir nicht. Wir sind damit längst bekannt. Wenn wir den Namen Jesu hören, so wird in uns das Beste und Tiefste wach. Es wachen die Erinnerung an kindliche Ehrfurcht, Gläubigkeit und Liebe Jesu gegenüber und an heilige Eindrücke und geweihte Stunden auf, wo sein Wort und sein Geist uns berührten und wir fühlten: „Das sind warme reine Strahlen von der Sonne des Lebens.“ Es erwacht die Sehnsucht in uns, die

im Innersten eines jeden schlummert und die uns spüren läßt: „Du solltest ein anderer sein, als du bist; in Jesus steht das Wesen und Leben vor dir, zu dem auch du berufen bist, das Wesen und Leben, das wahrhaft frei und schön und gut und selig ist.“ Und es erwacht endlich auch die Empfindung: „In ihm ist auch für dich das Heil da; er kann auch dich befreien und versöhnen, heiligen und beseligen.“

Seht, so viel wußte und empfand der Kerkermeister von Philippi noch nicht. Viele von uns würden das, was er bei seiner Taufe an Erkenntnis Jesu besaß, als höchst unzulänglich beurteilen. Aber das ist der große Unterschied zwischen ihm und so vielen Christen, die über Jesus geläufig Bescheid wissen und korrekte und tief sinnige Bekenntnisse haben: Während bei ihnen vielfach bloß Worte vorhanden sind, hohe Worte, fromme Worte, so lebte beim Kerkermeister und wurde von ihm erlebt in dem armen Bruchstück seiner Erkenntnis Christi die wunderbare rettende Gottesgnade. Daß Jesus auch für ihn da sei, auch für ihn gelebt und gelehrt und gelitten habe, auch für ihn am Kreuz gestorben sei, auch für ihn in der Herrlichkeit des Vaters stehe und wirke, das hat dieser Mann mit seiner Erkenntnis kaum schon recht begriffen. Aber er hat es mit einem kindlich vertrauensvollen, heilsbegierigen Herzen ergriffen. Damit ist die Gnade Gottes in ihm selbst wirksam geworden und hat sein Leben erlöst und umgewandelt.

Und da, da allein liegt auch für uns die Rettung. Nach Rettung, nach Befreiung, nach Erneuerung der Zustände, nach Umgestaltung der Verhältnisse ruft jetzt alle Welt. Man spricht und berät, wie man die Beziehungen der Völker und Staaten untereinander anders gestalten könnte. Man ist überall beschäftigt, auch innerhalb der Völker umzubauen oder neu aufzubauen. Und es fehlt nicht an Bauplänen aller Art und an Baumeistern, die sich selbst die Kunst zutrauen, nun ein besseres Gebäude aufzurichten. Wir wollen an dieser Stätte zu allem dem nur das Eine sagen: Man vergißt leider durchwegs die große unerläßliche Voraussetzung, ohne die alles Bauen und Umbauen und Neuaufbauen zum Vorneherein wieder verfehlt ist; man ver-

gißt, daß ohne neue Menschen keine wahre Rettung und Erneuerung möglich ist. Neue Menschen schaffen neue Dinge, nicht aber neue Dinge neue Menschen. Wer aber schafft neue Menschen?

Das vermag allein Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und Erde, der Quell alles Lebens. Und er schafft sie, erlöst und heiligt sie dazu durch das Evangelium von Jesus Christus. „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig!“ An ihn glauben heißt, ihm glauben, ihm vertrauen, also es auf seinem Wege, nach seinem Worte versuchen; heißt, brechen mit den Fesseln und Gewohnheiten, die uns binden und im Niedrigen und Selbstsüchtigen festhalten, und ihm sich hingeben; heißt, in sein Licht sich hineinstellen, seinem Gericht sich ausliefern, aber auch auf seine Güte und Gnade fröhlich sich verlassen und in seine Nachfolge hineintreten. Daß dieser Glaube Menschen rettet und erneuert, ist seit jener Nacht in Philippi von schuldbeladenen, in Sünde gefangenen, von Leidenschaften beherrschten, in Selbstsucht verlorenen, verzweifelte Menschen wieder und wieder erlebt worden. Jesus Christus hat ihre Krankheit von ihnen genommen, hat ihre blinden Augen für das Licht des Lebens aufgetan, hat ihre friedlosen Herzen versöhnt und beseligt, hat ihrem Dasein, das ihnen selbst zum Ekel oder zur quälenden Anklage geworden war, wieder Wert und Sinn geschenkt, hat sie mit einem Wort zu neuem Leben gebracht.

O laßt uns doch dieser Einladung auch folgen: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig“! Wir tun damit nicht bloß uns selbst, sondern auch allen denen, die um uns sind, den besten Dienst. In jener Schreckensnacht in Philippi gab es wohl in unzähligen Häusern zitternde angst erfüllte Menschen, die jammernd vor Trümmern standen oder Erschlagene beklagten oder selber unter schweren Verletzungen stöhnten. Im Hause des Kerkermeisters aber saßen selige Menschen beisammen. Die Bekehrung, die der Eine erlebt hatte, brachte dem ganzen Hause Frieden und Freude. Da war mitten im Zusammensturz der Grund gelegt worden, worauf ein neues Leben, ja wer weiß, ein neues Geschlecht wuchs. Da war, während



man wohl zahlreiche Tote aus den Trümmern hervorgrub, eine Quelle des wahren Lebens aufgesprungen und an einem Menschen wieder in Erfüllung gegangen, was Jesus verheißen hatte: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ War's beim Kerkermeister auch nicht alsbald ein breiter gewaltiger Strom, so doch ein frisches Bächlein, welches sofort den Garten seines Hauses tränkte und zu neuem seligem Leben befruchtete. Ich denke, auch die Gefangenen bekamen es zu spüren, daß nun ein Brunnen des Heils im Gefängnis floß.

So wirkt und schafft unser Gott. Er läßt das Lebenswasser nicht vom Himmel herab regnen. Er schickt auch keine Engel, daß sie den Menschen den Trunk des Heils bringen. Er will, daß wir Menschen, vom Fürsten des Lebens errettet, dann als Zeugen des Lebens unsern Brüdern und Schwestern helfen. So ist das Leben ja auch zum Kerkermeister gelangt. Darum war ihm die Botschaft von Jesus Christus ins Herz gedrungen, weil hinter ihr die lebendigen Zeugen standen. Solche Menschen hatte er noch nie erlebt. Man hatte sie mißhandelt, geschlagen und blutüberströmt in Stoc und Ketten gelegt, und — sie priesen Gott. Ein Erdbeben machte die Grundfesten der Häuser erzittern und versetzte die ganze Stadt in Schrecken, und — sie waren getrost wie Kinder im Mutterarm. Alle Türen des Gefängnisses sprangen auf, und — sie flohen nicht nur selber nicht, sondern hielten auch die andern zurück. Der Kerkermeister wollte sich in seiner Verzweiflung selber umbringen, und — sie retteten ihrem Schließer und Peiniger das Leben. Wunderbare Menschen! Gerettete Menschen! Selige Menschen! „Was muß ich tun, daß ich auch so werde wie ihr?“

O was bedeutete es jetzt für unsere Zeit, wenn mitten in ihrer Verwirrung und Haltlosigkeit überall die Christen als solche Zeugen und Boten Gottes drinstünden! Das ist der große Dienst, wozu wir berufen sind. Lasset uns mit mutiger Zuversicht, mit völligem Vertrauen zu dem uns stellen und an den uns halten, von welchem gilt: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit“! Ihm gehören wir. Laßt uns auch für ihn leben!

Alles klagt und jammert; laßt uns Gott preisen und den Menschen beweisen, daß wer Christum kennt, Freude besitzt und Gottes Güte erfährt! Alles kritisiert und schilt, richtet und verdammt; laßt uns um Gottes willen an die Menschen glauben, nicht an das, was sie können und tun, aber an das, was Gott mit ihnen will und kann! Alles ist jetzt von Haß und Neid, von Mißtrauen und Eier angesteckt; laßt uns vergeben statt vergelten, in der Liebe und Geduld verharren und allem Bösen gläubig und beharrlich im Namen Jesu etwas Gutes entgegenstellen! Alles ist jetzt verstört und verwirrt und rätselt hilflos an den Dingen und ihrem Gang herum; laßt uns in dem festen Vertrauen bleiben: „Gott weiß es; Gott lenkt es; seine Wege sind heilig und seine Gedanken sind gut. Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!“ Dann sind auch wir gesegnete Menschen und stiften Segen. Amen.

---

## Der Herr ist nahe.

Weihnachten. (Am 25. Dezember 1920.)

Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe.  
Phil. 4, 5.

Ein religiöser Schriftsteller unserer Tage kommt in einer Weihnachtsbetrachtung auf die Frage zu sprechen, warum moderne Menschen dieses Fest feiern. Er meint, wenn es nicht schon da wäre, sie würden es nicht schaffen können. Sie seien auf dem Gebiete des innern Lebens viel zu schwach dazu. Sie strömten nicht über von einer Freude und einer Kraft, welche sich in so großen Formen und in so tiefsinnigen Festen aussprechen und darstellen müßten. „Gott sei Dank,“ fügt er hinzu, „daß alte Formen da sind! Man streiche uns Weihnachten, Ostern, Pfingsten, wer hat auch nur entfernt etwas zu bieten, was diese Tage ersetzt? Gerade weil wir religiös nicht schaffenskräftig sind, keine Zeit von Offenbarungen und Propheten, von Psalmisten und Märtyrern haben, darum klammern wir uns an das, was wir als Erbe besitzen, um nicht ganz arm und leer durchs Leben zu gehen.“

Das sind allerdings keine vollen und mächtigen Akkorde, welche die Seele in Schwung versetzen und in die Höhe reißen. Das klingt müde und resigniert. Aber ist es nicht ein ehrliches Geständnis? Zeugt es nicht von mehr Lebensweisheit und Kenntnis des menschlichen Wesens, ist es darum im Grunde nicht frömmere und menschlicher zugleich als der ungeduldige, stürmisch daherfahrende Radikalismus so vieler von heute, welche, vermeintlich in prophetischen Fußspuren, über unsere kirchlichen Gebräuche und christlichen Feste meinen mit derselben schonungslosen Verwerfung, mit demselben heißenden Spott herfallen zu müssen, womit einst ein Amos und ein Jesajas, ein Hosea und ein Micha dem Gottesdienst und Opferkult in den Heiligtümern Israels im Namen Gottes das vernichtende Urteil gesprochen haben?

Wir wollen freilich vor diesen harten Stimmen unsere Ohren

nicht verstopfen. Sie bringen eine notwendige Warnung. Wir wollen uns daran erinnern, wie oft schon in der Geschichte der christlichen Kirche Gottes Geist und Leben sich aus frommen Uebungen und heiligen Ueberlieferungen zurückgezogen haben. Dann hatten die Menschen in der Tat bloß noch tote Formen in den Händen und geistverlassene Formeln auf den Lippen. Dann wurde ihr gedankenloser Religionsbetrieb nicht nur unfähig, ihnen des lebendigen Gottes Wort und Willen kundzutun, ihre Gewissen aufzuwecken und ihre Herzen zu erneuern, sondern er versperrte ihnen geradezu den Weg zu Gott, indem er sie in falscher Sicherheit, ja in heillosen Selbstbetrug festhielt. Dieser Erstarrungsprozeß, dieses Gottloswerden eben dessen, worin man Gott nahe zu sein und das Göttliche zu besitzen glaubt, beginnt immer da, wo die Menschen vergessen, daß alles am lebendigen Geist liegt, als dessen Gefäße und Kanäle allein fromme Sitten und Werke einen wirklichen Wert haben. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Gefahr dieser Erstarrung bleibend mit aller religiösen Uebung und Form verbunden ist. Sie ist für uns alle vorhanden.

Indessen scheint mir doch, daß die gegenwärtige Zeit wie auf jedem andern Gebiete so auch auf diesem alle faule Sicherheit, allen gedankenlosen Betrieb so nachdrücklich wie nur möglich störe. Ja mir ist's, als ob mitten in der Verwirrung und Willkür, Zerrissenheit und Auflösung der menschlichen Dinge, worin wir uns jetzt befinden, durch die alten kirchlichen Gebräuche wieder mehr Geisteskraft zu strömen beginne als seit Jahrzehnten und aus den alten christlichen Bekenntnissen uns für die Nöte und Fragen, die uns jetzt zusetzen, mehr Erleuchtung und Hilfe zuteil werde als aus all der neuen Weisheit. Es ist mehr als bloß das, daß an diesen Dingen fromme Stimmungen, schöne gute Erinnerungen haften. Es ist das, daß tatsächlich Gott sich dieser Dinge noch bedient, daß tatsächlich Christi Geist und Leben durch diese Dinge noch den Weg in viele Menschenherzen finden. Der bloße Anblick eines Kreuzifixes, der bloße Schall der Kirchenglocken kann werden und wird immer wieder Träger und Vermittler geheimnisvoller göttlicher Wirkungen auf das Innerste der Menschen. Mehr aber als



von allem andern, meine ich, gilt das von Weihnachten. Wenn Weihnachten wieder kommt mit seinem Glanz und seinen Klängen, rührt das nicht jedesmal bei unzähligen Menschen an die verborgenen Saiten ihrer Seele und läßt dort wieder einen Ton erklingen, der lange schief, den Ton der vergessenen Innerlichkeit, den Ton eines überhörten Heimwehs, den Ton einer ungestillten Sehnsucht? Ich glaube, gerade in der Advents- und Weihnachtszeit ist das jeweils so sehr der Fall, daß wir auf sie das Wort unseres Textes anwenden dürfen: „Der Herr ist nahe.“

Wie die andern Feste so ist freilich auch Weihnachten zunächst ein Fest der Erinnerung. Es sind die großen Wendepunkte in der Geschichte der Gottesoffenbarung, welche die christliche Kirche in ihren Festen sich vergegenwärtigt. Heute gilt die Erinnerung der Geburt des Erlösers. Die ganze Christenheit macht sich im Geiste auf zur Wallfahrt an die Krippe von Bethlehem. „Stille Nacht, heilige Nacht“ singen allenthalben fromme Kinderstimmen. Die lieben vertrauten Gestalten der Weihnachtsgeschichte ziehen wieder an uns vorbei, Maria mit dem heiligen Kinde, der beschützende Josef, die Hirten vom Felde, die Engel in den himmlischen Höhen, die Weisen aus dem Morgenlande, die steinalten Leuten droben im Tempel zu Jerusalem. Wie oft schon zogen sie um diese Zeit an unserem Geiste vorüber! Wenn sie einmal nicht mehr kämen, wie viel fehlte uns! Warum? Weil es sich eben um mehr als bloß um Stimmung und Erinnerung handelt, weil in allem dem unbegreiflich, unbeschreiblich und doch spürbar und wahr sich's erfüllt: „Der Herr ist nahe.“

Die Weihnachtsgeschichte selbst gehört der Vergangenheit an. Aber was damals auf Erden erschienen ist, ist nicht mehr aus der Welt hinweggegangen, sondern wächst und wirkt in ihr. In gewissem Sinne immer noch in der Art, wie es damals ging. „Das Wort ward Fleisch“, sagt der Evangelist Johannes von der Geburt des Herrn. Das Göttliche trat unter die Bedingungen und in die Form des menschlichen Lebens. Als Kindelein wurde der Heiland der Welt geboren. Ein Vater und eine Mutter nährten ihn und zogen ihn auf. Nach den Gesetzen des menschlichen Wach-

tums und der menschlichen Entwicklung wuchs er heran. Allen Nöten und allen Versuchungen des menschlichen Wesens war er ausgesetzt. Er lebte als ein Menschenkind; er litt und starb als ein Menschenkind. Und das ist die Weise seines Wirkens, auch nachdem er in die ewige Welt des Vaters zurückgetreten ist. Er führt seine Sache auf Erden nicht mit übermenschlichen Mitteln und Kräften, sondern hält sich an menschliche Vermittlungen und menschliche Werkzeuge. Er kommt auch jetzt zu den Menschen nicht auf den Wolken des Himmels in verklärter überirdischer Gestalt und kündigt sich auch jetzt nicht durch Zeichen und Wunder an. Es geht wie in der Weihnachtsgeschichte immer noch schlicht menschlich zu. Und eben weil an Weihnachten das Menschliche stärker, unmittelbarer sich regt als sonst das ganze Jahr durch und in drängender Freude über allerlei Rücksichten und Schranken ausbricht, benützt der Herr gerade auch dieses Fest, um sich den Menschen anzubieten und an ihre Herzen heranzukommen. „Der Herr ist nahe.“

Ist's nicht tatsächlich so? Goethe läßt in seinem Faust eben in dem Augenblick, wo Faust die Schale mit dem tödlichen Gift an die Lippen setzen will, Glockenklänge und Ostergesang durchs Fenster hereindringen; das Gift bleibt ungetrunken. Wer vermag zu sagen, in was für Schicksale und in was für Seelenzustände in diesen Tagen der helle Glanz und die fröhlichen Gesänge und das Geläute der Weihnachtsglocken und die liebe alte Weihnachtsgeschichte hineinklingen? Es gibt kein Fest auf Erden, welches so viele erreichte wie dieses, welches so in alle Winkel bis zu den Verfehmten und Aufgegebenen etwas von seinem Lichte und Klange hindringen ließe. Und wo etwas davon hindringt, und wär's noch so schwach und leise, da gilt dieser Menschenseele, und wenn's auch eine verzweifelte, eine vergessene, eine geschändete Seele ist, doch in Wahrheit: „Der Herr ist dir nahe.“ Eben in diesem Licht und Klang naht er ihr, klopft er bei ihr an, rührt er an sie, so sanft, so milde, so erbarmungsreich, wie die Heilige Schrift es beschreibt, wenn sie sagt: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“

So ist wirklich und wahrhaftig in diesen Weihnachtstagen der Herr nahe, näher als sonst, spürbarer als sonst. Es ist, als ob er durch unsere Straße ginge und zu unseren Fenstern hereinblätte, als ob sein Auge in jedes Dunkel zu dringen suchte und ein Hauch seines Wesens uns überall umschwebte. Ich glaube alles Ernstes, daß in all der zarten sinnigen Poesie, womit die Kinderwelt den Zauber der Weihnacht in Lied und Geschichten sich vergegenwärtigt, sehr viel mehr Wahrheit und Wirklichkeit steckt, als wir nüchternen, nur noch aufs Handgreifliche eingestellten Erwachsenen ahnen. Es geht da nach dem Heilandsworte: „Den Kindern ist das Himmelreich.“ Sie halten mehr für möglich; darum geschieht um sie her auch mehr. Wo man aber den Heiland und Erlöser sucht und ihm das Herz verlangend und gläubig öffnet, da läßt er die Menschen auch seine Nähe erfahren und schenkt ihnen Freude und Frieden. Ich bin gewiß, daß Tausende und Hunderttausende jetzt wieder etwas davon erfahren, nicht bloß in frohem behütetem Familientreise, auch auf manchem einsamen Krankenlager, auch in manchem Wittwenstübchen, nicht bloß in trauter warmer Heimatluft, auch in kalter fremder Ferne. Was Weihnachten bringt, ist auch in dieser Beziehung „eine unaussprechliche Gabe“, und sie gibt sich in dieser Weihnachtszeit den Menschen in besonders herzandringender Weise.

Erfahren wir es nicht selber? Wir wissen wohl, die Gefahr ist nicht gering, über all der Unruhe und Aufregung, in all dem Lärm und Getriebe den zu vergessen, dem doch das Fest gilt. Der Herr ist zwar nahe, aber so viele merken es nicht. Ihre Augen sind gehalten und ihre Herzen verschlossen. Sie sehen nur die Geschäftigkeit, das Geben und das Nehmen. Daß unsichtbar und doch spürbar, doch erlebbar der Herr hinter allem dem wartet, geht ihnen nicht auf. So kommen die festlichen Tage und gehen wieder, und sie sind dabei und tragen doch nichts davon. Der Herr ist nahe gewesen; sie aber sind ferne geblieben. O laßt uns doch nicht so Weihnachten feiern! Laßt es nicht geschehen, daß auch die letzte stille Viertelstunde noch von der Unruhe und dem Lärm in Beschlag genommen werde! Laßt uns dran denken, daß der Herr

nahe ist! Aus dem armen schwachen Kindelein in der Krippe ist der Herr geworden, der durch die Geschichte der Menschheit schreitet als ihr Erlöser und ihr König. Sein Wort ist eine lebendige Macht in der Welt; als die Macht der Wahrheit und des Lichtes muß sie einst über allen Trug und alle Finsternis triumphieren. Sein Geist allein schafft wahre Erlösung und wirkliche Erneuerung. Sollten wir uns nicht freudig bereit halten, wenn er nahe sein will? Er naht auf tausend Wegen. Ich leugne nicht, auch auf neuen Wegen, auch von Seiten her, wo wir ihn nicht erwarten, auch durch Vermittlungen, die man nicht als solche erkennen will. Aber er betritt auch immer noch die Wege, die die fromme Sitte ihm bahnt. Und so ein zubereiteter Weg, den er Jahr für Jahr bis jetzt huldreich benützt, um den Menschen mit seiner Liebe, mit seiner Freude, mit seinem Frieden, mit seinem Himmelreich nahe zu kommen, ist unser Weihnachtsfest.

Es gibt im Laufe jedes Jahres eine Zeit der Sonnennähe. Was die Sonne des Lebens anbetrifft, so ist Weihnachten die Zeit der Sonnennähe. Alles erinnert daran; alles verkündigt es. Man kann sich dem gar nicht entziehen. Jeder hört davon singen und sagen, und singt und sagt es wohl selber mit: „Der Herr ist nahe.“ Dann aber verflingen die Lieder und verlöschen die Lichter, und Unzählige bewegen sich wieder mit unaufhaltsamer Schnelligkeit aus der Sonnennähe hinweg und haben bald keine Zeit, keine Gedanken, keine Sammlung, kein Verlangen mehr für ihn. Und wir? Soll's bei uns auch so sein? Wie oft wird sich diese Sonnennähe für uns noch wiederholen? Der ganze Hintergrund des gegenwärtigen Welt- und Menschheitszustandes ist so düster und zeigt eine so beispiellose Spannung der Gegensätze und einen so besorgniserregenden Zusammenbruch aller Autoritäten, daß es eigentlich ein Wunder ist, wenn wir jetzt noch in Freude und Frieden Weihnachten feiern können, und daß wir sagen müssen: Es gehört nicht zum Unmöglichen, ja nicht zum Unwahrscheinlichen, daß die freundliche gnadenreiche Sonnennähe auch für uns abgelöst werden könnte durch Dinge, die dann allerdings nicht mehr durch friedliche Lichter und fromme Lieder uns verkündigten: „Der



Herr ist nahe“, sondern die dann wie Feuerbrände des Gerichts durch die Nacht großer Trübsale zündeten und die Menschen in Angst und Schrecken jammern ließen: „Herr, warum trittst du so ferne und verbirgst dich zur Zeit der Not?“ Auf alle Fälle befinden sich zu gleicher Zeit, während hier bei uns trotz mancher Not doch überall noch das Weihnachtsfest in Frieden begangen werden darf, an unzähligen Stellen unserer Erde Menschen in einer Jammer- und Verzweiflungslage, von welcher wir uns keine Vorstellung machen können. Sollte nicht der Gedanke hieran uns veranlassen, die Sonnennähe, deren wir uns noch erfreuen, dankbar zu benützen, auf daß der Herr, der uns nahe sein will, bei uns auch offene Türen finde und wir uns von ihm schenken und ihn an uns ausrichten lassen, wozu ihn der Vater gesandt hat?

Oder ist alles nur Wort und Schall, aber keine Kraft, keine Wirklichkeit dahinter? Bloß Einbildung der Phantasie, die Kinder täuschen kann, welche noch an das Christkind glauben, die aber ernste Menschen, welche das Leben kennen, ablehnen müssen? „Der Herr ist nahe!“ Wirklich? Erfahren etwas davon die armen Menschen, welche jezt auf dem Krankenlager qualvolle Nächte durchwachen, oder welche mit hungerndem Magen und frierenden Gliedern auf der Landstraße wandern, oder welche arbeitslos und obdachlos jezt irgendwo in den Winkeln und Wylen der Großstädte einen Unterschlupf suchen? Oder die vielen, welche sich jezt den Kopf zergrübeln an all den Fragen, die unsere Zeit ernsten Menschen stellt, und welche doch keinen Ausweg finden aus den Widersprüchen und Schwierigkeiten, in die sich ihr Geist verstrickt hat? Oder die Zöllner und Sünder unserer Tage, welche an allen Heiligtümern vorübergehen und Ehrfurcht und Glauben verloren haben? Oder die Entgleisten, die von der ehrbaren Gesellschaft Bezeichneten, die in Sündenketten Gefangenen, die von schwerer Schuld Belasteten? Berührt sie jezt rettend, versöhnend, heilend, helfend irgendeine lichte Kraft von dem her, der gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, von dem her, der verheißen hat: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“?

Ach alle Lichter aller Christbäume sind zu schwach, um die dunkeln Schatten zu verscheuchen, die zu Stadt und Land so schwer auf unserer Menschheit lasten. Und alle die Wärme, die in diesen Tagen von erbarmenden gütigen Herzen ausstrahlt, ach was vermag sie gegenüber dem Haß und Neid und Mißtrauen, die jetzt wie Dämonen der Menschenherzen sich bemächtigt haben? Wo ist da der Herr? Wo bleibt seine Erlösung, seine Herrschaft? Wo sind die Wunder seiner Macht? Wo sind die Spuren des neuen Lebens, das er schafft? Wo sind die Menschen nach Gottes Bild, wozu er die Seinen erneuern will? Ist's eben doch nicht wahr, daß der Herr nahe ist? Ist er vielmehr fern, weit draußen irgendwo im unermesslichen Weltenraum oder weit hinten irgendwo in längst verschwundener Vergangenheit, so daß er für uns nicht mehr in Betracht kommt und es Torheit ist, von ihm noch Hilfe zu erwarten?

Es scheint oft, als ob es so wäre. Und doch ist es nicht so. In Wirklichkeit ist er nahe, ganz nahe für jedes kindlich gläubige Herz. Für die Kinder sind die Türen hinüber und herüber noch offen. Wenn sie reden und erzählen, als hätten sie ihn geschaut, so haben sie mehr Recht und wissen's besser als die alten kalten Zweifler, die immer nur glauben, was sie sehen, und die nichts sehen, was über die größte Handgreiflichkeit hinausgeht. Seht euch doch einmal bei denen um, die in gläubiger Einfalt ihre Herzen ihm aufgetan und in ihm wahrhaft ihren Heiland und ihren Herrn gefunden haben! Geht's einem mit solchen Menschen nicht immer wieder wie den jüdischen Ratsherren, als sie mit den Aposteln zu tun hatten? Von denen heißt es: „Sie erkannten sie als solche, die mit Jesus gewesen waren.“ Die Spuren Jesu leuchten aus ihrem Leben. Man merkt ihnen die Anwesenheit ihres Herrn an. Man fühlt, daß sie höchste Verbindungen haben. Es müßte doch seltsam zugegangen sein, wenn nicht jedem von uns auch schon da oder dort ein Mann oder eine Frau begegnet wären, von denen wir solche Eindrücke empfangen.

Aber warum ist das nicht allgemein der Fall? Wir kennen Gottes Geheimnisse nicht. Wir wissen nicht, wann die Zeit da-

für erfüllet ist, daß der Herr mit Kraft und Gerechtigkeit erscheinen darf oder erscheinen kann. Vielleicht brennt die Sehnsucht nach ihm in den Menschenherzen noch viel zu schwach. Vielleicht muß die Menschheit erst ihrer falschen Messiasse satt werden, von denen sie sich immer wieder verführen läßt, selber die Erlösungen herbeizuführen und mit Gewalt und Haß das Reich der Liebe und des Friedens aufzurichten. Jedefalls aber liegt ein Haupthindernis bei uns Christen darin, daß die meisten Menschen in der Christenheit zwar gerne den Herrn für sich brauchen möchten, nicht aber sich für ihn und von ihm brauchen lassen wollen. Es gibt jedoch keine andere wahrhaftige Erlösung als die für seinen Dienst. Es geschieht keine andere wirkliche, wesentliche Erneuerung als die für sein Reich. Es kann keiner anders die Nähe des Herrn erfahren als so, daß er sich in seine Nachfolge ziehen läßt. „Lasset eure Lindigkeit kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe“, schreibt der Apostel den Philippnern. Das gehört zusammen. Dadurch wird die Nähe des Herrn glaubhaft und kundbar, daß nun Lindigkeit von den Menschen ausgeht.

Denn daß es in der Welt noch Liebe gibt,  
Glaubt eins erst dann, wenn man es wirklich liebt.

Wen soll das Bekenntnis: „Der Herr ist nahe“ überzeugen können, so lange hinter den bekennenden Lippen harte kalte Herzen schlagen?

Und da fehlt's. Man will vielleicht dann und wann einmal ein paar Schritte auf seinem Wege tun. Er aber fordert, daß die Seinen gar keinen andern Weg mehr gehen. Man möchte wohl, z. B. um Weihnachten, ein wenig Lindigkeit den Menschen kund sein lassen. Aber Jesu Nachfolge ist kein Stundendienst; er will, daß alle Menschen allerorts, allezeit von den Seinen Lindigkeit erfahren sollen. Ihre Lindigkeit ist der helle warme Schein seiner Sonne. Es ist ja wahr, Gott sei Dank dafür, daß sich um Weihnachten mehr Lindigkeit und Liebe in der Welt kund gibt als sonst das ganze Jahr über, mehr Aneinanderdenken und Füreinanderdasein, mehr Bedürfnis, etwas Liebes zu tun, und mehr Bedürfnis, etwas Liebes zu erfahren. Aber das kann doch nur ein Gleichnis und eine Verheißung dafür sein, wie es immer sein sollte.

In dieser Lust sollten wir stets atmen. Solche Lindigkeit sollte unser ganzes Denken und Empfinden, Urteilen, Verhalten und Tun tragen und bestimmen. Dabei ist nicht an eine weiche, rührselige, schwächliche Mitleidsstimmung gedacht. Eine solche lag der Art des Herrn selbst und lag der Art seines großen Apostels völlig fern. Ihre Liebe ist starker entschlossener Retterwille. Ihre Liebe kann zürnen und strafen, rüttelt auf und mutet zu. So muß auch unsere Liebe etwas anderes sein als mutlose Nachgiebigkeit und Urteilslosigkeit, als furchtsames Allesgehenlassen und Allesgewähren. Sie muß anfassen, herausreißen und retten können. Es gibt für sie Arbeit und Kampf. Und doch muß sie in allem Liebe sein. Sie muß die Sünde, nicht den Sünder treffen. Sie muß, auch wo sie versagt und straft, die Seele suchen und ihr geben und helfen wollen. Sie darf selbst in ihrer Strenge niemals Härte sein, sie ist stets Lindigkeit. Und in ihr hat dann der Herr sein Werk. Da geschah und geschieht Erlösung und Erneuerung durch ihn. Da wächst sein Reich. Da ist er nahe.

So laßt uns doch einmal Ernst machen mit der Hingabe an ihn! Mit dem Glanz und Zauber des Weihnachtsfestes ist es nicht getan. Getan ist's allein mit dem Entschluß, endlich zu werden, was wir längst sein sollten, Jünger und Jüngerinnen dessen, dessen Geburt für uns wir heute feiern und dessen Tod für uns jetzt das Brot und der Wein auf dem Abendmahlstische uns verkündigen. In ihm ist uns die Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes erschienen, nicht damit wir sie ansehen und rühmen, sondern damit wir sie annehmen und uns selber von ihr erfüllen lassen. Wo das geschieht, da wird die Nähe des Herrn erfahren, von uns und von den andern. Von uns; er gibt uns Freude und Frieden, auch in dunkle Tage, auch in große Trübsale hinein; denn er versöhnt unser Herz und gründet es in Gott. Und von andern; nun geht Lindigkeit von einem Menschen auf sie aus; nun brennt wieder ein Licht mehr in der Welt, von welchem Helle und Wärme ausstrahlen. Ohne das bleiben wir im Dunkel und bleiben hart.

Die Seele der Menschen gleicht jener Harfe in der Sage. Auf einem Schlosse stand in der Ecke eines Gemaches eine Harfe,



auf der niemand mehr spielen konnte. Sie war einst zu Schaden gekommen. Aber keiner wußte, wo es fehle. Doch erzählte man, wie herrliche Klänge die Harfe einst von sich gegeben habe. Da klopfte eines Tages ein Wanderer im Silberhaar ans Schloßthor und bat um Herberge. Man nahm ihn auf, und er hörte von der Harfe. Mit kundigem Blick erkannte er sofort den Schaden, besserte ihn aus, und als er dann in die Saiten griff, klangen durch die Hallen des Schlosses wunderbar reine und volle Töne. Es stellte sich heraus, daß der Alte der Harfner war, der dieses Instrument gefertigt hatte. Das ist ein Gleichnis der Menschenseele, der Seele auch der Menschheit. Diese Seele ist verstimmt. Es erklingt von ihren Saiten nicht mehr die edle reine Musik, für welche ihr Schöpfer sie einst schuf. Und alle Versuche der Menschen, sie zu stimmen, laufen im Grunde auf neue Mißhandlungen hinaus. Nur einer kann sie wieder zu Freude und Frieden stimmen, so daß linde Töne von ihr erklingen zum Lobpreis Gottes und zur Erquickung der Menschen: Jesus Christus. Und von ihm verkündigt uns heute Weihnachten wieder: „Der Herr ist nahe!“ Amen.

---

## Treu im Dienst.

Schlußversammlung der Allianz-Gebetswoche. (Am 9. Januar 1921.)

Gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seinen Knechten, und tat ihnen seine Güter aus; und einem gab er fünf Zentner, dem andern zween, dem dritten einen, einem jeden nach seinem Vermögen, und zog bald hinweg. Da ging der hin, der fünf Zentner empfangen hatte, und handelte mit denselbigen, und gewann andere fünf Zentner. Desgleichen auch, der zween Zentner empfangen hatte, gewann auch zween andere. Der aber einen empfangen hatte, ging hin, und machte eine Grube in die Erde, und verbarg seines Herrn Geld. Ueber eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte, und hielt Rechenschaft mit ihnen. Da trat herzu, der fünf Zentner empfangen hatte, und legete andere fünf Zentner dar und sprach: Herr, du hast mir fünf Zentner getan; siehe da, ich habe damit fünf andere Zentner gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch herzu, der zween Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zween Zentner getan; siehe da, ich habe mit denselben zween andere gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch herzu, der einen Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, da du nicht gestreuet hast; und fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Zentner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine. Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du Schall und fauler Knecht! wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesät habe, und sammle, da ich nicht gestreuet habe, so solltest du mein Geld zu den Wechslern getan haben, und wenn ich kommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher. Darum nehmet von ihm den Zentner, und gebet's dem, der zehn Zentner hat. Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappen.

Matth. 25, 14—30.

Mit Dank und Beugung begann unsere Gebetswoche. Mit Dank vor allem dafür, daß Gottes Langmut und Erbarmen uns bis hierher getragen hat und daß Gott die Gaben, welche er uns anvertraute, uns immer noch läßt. Die Gnadenfrist besteht also noch. Wir dürfen und können noch alles, unsere Tage, unsere Kräfte, unsere Gelegenheiten, für Gottes Sache nutzbar machen. So gewiß wir jezt diese Worte hören, so gewiß nimmt der Herr eines jeden Hingabe und Dienst noch an.

Das Programm für die Gebetswoche lenkte unsere Blicke auf die Felder hin, wo das menschliche Gemeinschaftsleben sich ausbreitet und entfaltet, auf die Gemeinde Jesu in allen Kirchen und Denominationen, auf die verschiedenen Völker und ihre Behörden, auf die Werke des Glaubens und der Liebe in der äußeren und inneren Mission. Wir durften dabei uns freuen, daß das heilige Feuer, welches Jesus auf Erden angezündet hat, noch brennt, — auch die wilden Stürme dieser bösen Zeit haben es nicht auszublösen vermocht —, daß überall noch Getreue sich finden, welche im Glauben und im Dienste verharren, und daß der himmlische Vater sich immer noch dazu bekennt, wenn irgendwo Menschen gläubig und gehorsam als seine Kinder seinen Namen verherrlichen. Für das alles danken wir Gott von Herzen. In dem allem ist seine Geduld und Güte gegen uns offenbar.

Aber der Blick auf das alles ist uns auch Ursache zu demütiger und bußfertiger Beugung vor Gott geworden. Wenn alle diejenigen, welche sich noch als Christen zählen lassen, einmal beisammen wären, Männer, Frauen, Kinder, Alte, Junge, es gäbe eine Menschenansammlung, die selbst die Millionenheere des Weltkrieges in Schatten stellte. In Wahrheit aber sind es doch überall nur kleine Trüppchen, ja oft bloß versprengte Einzelne, welche wirklich Ernst machen und im Kampfe für Christus stehen, welchen es wirklich um ihr Heil und um das der Mitmenschen geht. Warum ist ihre Zahl nicht größer?

Man mag, wenn man sucht, viele Gründe zur Erklärung finden. Ein Hauptgrund ist unzweifelhaft der, daß das Salz der Jünger nicht recht salzte, daß der Sauerteig der Jünger nicht recht trieb. Es hätte ganz anders Kraft und Leben von uns ausströmen sollen. Das Zeugnis unseres Mundes war zu furchtsam; das Zeugnis unseres Lebens war zu kraftlos. Es gab in allen unseren Gemeinden viel Verleugnung, viel Lauheit und viel Zwiespältigkeit. Das ist Grund zu Buße und Beugung. Und weil an dieser Stelle für uns die entscheidende Verantwortung liegt, so haben wohl die Veranstalter der Gebetswoche uns für unsere Schlußversammlung als Text das Gleichnis von den anvertrauten Zentnern aufgeschlagen.

Es soll uns heute eindringlich auffordern: „Stellt euch mit ganzer Treue in den Dienst des Herrn!“

„Gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seinen Knechten.“ Laßt mich zu allererst mit großer Freude und Dankbarkeit dies feststellen: So ist's nur im Gleichnis; so ist's in der Wirklichkeit nicht. Es fehlt freilich gerade in unserer Zeit nicht an Menschen, welche die Welt und unsere Gegenwart so ansehen, als ob sich Gott von ihnen abgewendet habe und sie nun einfach sich selbst oder finsternen Mächten überließe; als ob die Welt Gott verleidet wäre und er sich jetzt lieber mit andern Regionen des Universums befaßte. Der Unglaube hält ja ohnedies die Welt schon für einen herrenlosen Betrieb. Und der Kleinglaube klagt und jammert auch, als ob der Herr in der Tat ferne über Land gezogen wäre und seine Knechte in der schwierigen Lage stecken ließe. Wir wollen es uns aber heute mit allem Nachdruck sagen: Das ist nur im Gleichnis so. In der Wirklichkeit ist der Herr nahe, ist der Herr da. Er sitzt nach wie vor im Regimente. Ich würde es nicht wagen, einen Menschen zum Dienste des Herrn aufzurufen, wenn es sich um einen abwesenden Herrn handelte. Aber wenn wir in die Nachfolge Jesu eintreten, so dienen wir einem Herrn, der zu allererst uns beschenkt und dann erst uns etwas zumutet, der zu allererst uns zurechthilft und dann erst etwas von uns fordert, der uns seine Gnade und Vergebung gibt, der uns in seiner Liebe genesen läßt, dessen Wort uns Licht und Leitung spendet und dessen Geist uns mit Kraft und Freudigkeit ausrüstet und der dann erst uns in seine Aufgaben hineinstellt und uns auch da nicht allein läßt. Der Krieg hat sehr viele Dinge aufgehoben. Aber die Verheißungen Gottes hat er nicht aufgehoben. Jesus hat es den Seinen zugesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Die Heilige Schrift versichert uns: „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen.“ So dürfen wir uns schon freudig in seinen Dienst hingeben. Sein Joch ist sanft, und seine Last ist leicht. Auch unser Gleichnis macht uns Lust dazu.

Es ist ein köstliches Gleichnis. Seht doch, wie unter den Händen der beiden treuen Knechte die Gaben des Herrn sich um-



setzen und vermehren! Fünf Zentner hatte der Erste empfangen, und als der Herr kam, konnte er zehn Zentner hinlegen. Zwei Zentner hatte der Zweite empfangen, und als der Herr kam, konnte er vier hinlegen. Genau verdoppelt hat sich's bei beiden. Es steckt also eine geheimnisvolle Kraft in den Dingen, welche sie wachsen läßt. Wißt ihr, wie diese Kraft heißt? Das ist der Segen Gottes. Es klingt heutzutage freilich altväterisch, wenn man noch vom Segen Gottes spricht. Aber ich meine, es sei höchst nötig, davon zu sprechen. Deshalb sind wir trotz allen Erfindungen und Errungenschaften, trotz allen Preissteigerungen und Lohnerhöhungen doch ein unheimlich rasch arm und ärmer werdendes Geschlecht, weil wir den Segen Gottes verloren haben. Fehlt aber der, dann langt's nie. Dann kann man mehr und steigern und erhöhen, wie man will, es hält nicht, es nährt nicht, es macht nicht satt, es macht nicht gesund, es macht nicht froh, es macht nicht frei, es erlöst nicht und beseligt nicht. Dann mag man unternehmen und veranstalten und organisieren und reformieren und abschaffen und einführen, was man will, die Misere wird nur immer größer, die Lage immer verzweifelter und der Mensch immer verbitterter und unzufriedener. Wir müssen den Segen Gottes wieder bekommen, sonst kommen wir nicht mehr zurecht, sonst werden die Zustände nicht besser und die Verhältnisse nicht geordneter. Wo aber die geheimnisvolle Kraft des göttlichen Segens in den Dingen steckt, da führt die Arbeit ans Ziel, da steigern sich die Kräfte, da lichtet sich die Erkenntnis, da ziehen Freude und Friede ins dunkle Herz, da verschwindet das Klagen und Jammern von den Lippen und macht dem Lobpreis und der Danksgiving Platz.

Aber wem gibt Gott seinen Segen? Den Treuen, denen, die ihm dienen, nicht bloß dienen wollen und es doch nie tun, sondern die damit anfangen und Ernst machen. Die Menschheit war ja mit einer unglaublichen Fülle von Gaben, Gütern, Kräften, Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgestattet. Aber es war kein Segen dabei. Deshalb kam trotz aller dieser Fülle nur das namenlose Elend über die ganze Erde hin dabei heraus. Und warum kein Segen? Weil man nicht treu war. Treu im Sinne der Heiligen Schrift.

Da heißt nämlich treu sein nichts anders als, nicht das Seine suchen, sondern das, was des Herrn ist. Da heißt treu sein, alles, das Geld und den Geist, die Kräfte und die Gelegenheiten nicht nach den eigenen Launen und Gelüsten und Einfällen, sondern nach dem Willen Gottes brauchen. Im Kriege wurden den Völkern unerhörte Anspannungen und Anstrengungen zugemutet; alles wurde aufgeboten und in den Dienst genommen, alle Hände, alle Füße, alle Köpfe, alle Geister. Aber alles und alle in den Dienst der Selbstsucht, der Gewalttat, des Hasses, des Geld- und Macht-hungers. Treu sein aber heißt, sich selbst und alles, was man ist und hat und kann, in den Dienst Gottes geben, also in den Dienst der Liebe, der Menschengelösung, der Seelenerrettung, der Ver-söhnung, des Friedens.

Laßt uns damit Ernst machen! Wahrhaftig, es geschieht zu unserem eigenen wahren Besten. Was will denn Gott? Unser Heil, unser wahres Leben. Was will denn Jesus? Unsere Er-lösung, unsere Befeligung. Wer sein Leben behalten will, es also dem Dienste Gottes entzieht, der verliert es, der lebt ein ungeseg-netes, von Gott ungebrauchtes und darum verlorenes Leben, dessen Gaben, Kräfte, Fähigkeiten und Gelegenheiten ihre Bestimmung nicht erfüllen. Wer aber sein Leben verliert, indem er es in den Dienst des Herrn hingibt, der erst findet das Leben, nämlich das wahre, das befreite, versöhnte und gesegnete Leben. Es läuft eigentlich immer wieder alles auf den Glauben hinaus. Man muß Gott Glauben schenken und es daraufhin wagen, sein Leben in seinen Dienst zu stellen. Man muß es sich selber in bedingungslosem Vertrauen sagen: „Der Herr weiß schon, was er will, und er macht alles recht. Ich habe ihm zu dienen; zu leiten und zu re-gieren hat er. Ich habe treu zu sein; segnen und lohnen ist seine Sache.“ In dieser Gesinnung, mit solchem Vertrauen laßt uns seinem Dienst uns hingeben!

Alle, die Reichbegnadigten, die Mittelmäßigen und die Be-scheidenveranlagten. Auf aller Treue liegt derselbe gute Gottes-segen. Von keinem verlangt Gott mehr, als daß er treu sei. Daß er aber treu sei, das wird von jedem gefordert; darüber hat jeder

einmal Rechenschaft abzulegen. Darin besteht die göttliche Gerechtigkeit. Nicht darin, daß der Herr allen gleichviel Zentner gibt und von allen die gleichen Leistungen verlangt. Es ist nun einmal der heilige Schöpferwille Gottes, daß nicht alle Menschen nach demselben Model geschaffen seien, daß nicht jeder dem andern bis ins Kleinste und Einzelste gleich sei, — was wäre das für eine unerträglich trostlose Welt? — sondern daß jeder Mensch wieder etwas für sich sei, etwas Unwiederholtes, Einzigartiges und deshalb für Gott und Menschen Unerseßliches. Keiner ist genau das und kann genau das, was andere, und keiner ist es genau so und kann es genau so, wie andere. Eben darum brauchen wir einander und ergänzen einander und erschallt der Lobpreis Gottes erst dann in vollen Akkorden und vollendeter Harmonie, wenn alle Stimmen und Instrumente dabei sind, auch deines und meines. Dann aber wäre es nicht gerecht, sondern höchst ungerecht, wenn Gott allen gleichviel Zentner zur Verwaltung übertrüge und an alle dieselben Forderungen stellte, an die Schnellen und an die Langsamen, an die Reichbegabten und an die Schwachbegabten, an die Niemüden und an die Raschermüdeten, an die Frohgemuten und an die Schwerblütigen. Gerecht ist allein das, daß Gott jedem zuteilt nach dem Maße seiner Fähigkeiten und der Art seines Wesens und daß er von keinem etwas anderes verlangt als Treue mit dem, was ihm anvertraut ist.

Das heißt aber, daß Gott von Reichbegnadigten, sei's mit materiellen, sei's mit geistigen Gütern, das Höchste fordert. Er ist mit ihnen nicht so geschwind zufrieden, wie sie selbst es sind und wie in der Regel sogar die Welt es ist. Wenn der Knecht, der fünf Zentner empfangen hatte, damit nur drei oder gar nur zwei neue gewonnen hätte, so würde er seine Pflicht nicht getan haben. Wer sich andern gegenüber in irgendeiner Hinsicht überlegen fühlt, der bringe also überlegene Leistungen hervor! Wer glaubt, das innere Leben anderer kritisieren zu dürfen, der weise reichere und bessere Glaubensfrüchte auf! Es genügt weder Gott noch den Menschen, wenn die Reichen auch bloß ein Witwenschersflein einlegen. Ich habe einmal von Sören Kierkegaard in einem Aufsatz über

die christliche Liebe das erschütternde Wort gefunden: „O daß ich das Gesicht darstellen könnte, das die Ewigkeit machen wird, wenn der Reiche auf die Frage, ob er barmherzig gewesen sei, antwortet: Ich habe hunderttausend Taler an die Armen geschenkt. Denn die Ewigkeit wird verwundert auf ihn blicken, wie einer, der die Worte eines andern nicht fassen kann; und dann wird sie ihm die Frage noch einmal vorhalten: Bist du barmherzig gewesen?“ Die Reichen müssen große Taten tun, große Verantwortungen auf sich nehmen, zu großen Opfern willig sein. Aber es wird nur darum von ihnen das Größte erwartet, weil ihnen zum Größten Gabe und Gelegenheit geschenkt worden sind. Dann aber wird ihnen einst auch die Thüre zur Freude des Herrn aufgetan, wo nach den großen irdischen Aufgaben erst recht große und selige ewige auf sie warten.

Das Gleichnis ist besonders freundlich für die Mittelmäßigen. Das ist die zahlreichste Klasse. Die meisten von uns gehören zu denen, denen weder die große Gabe von fünf Zentnern noch die kleine Gabe von nur einem Zentner anvertraut worden ist, sondern deren Gabe durchaus den Durchschnitt darstellt. Laßt uns deshalb uns nicht grämen! Wir können mit wahrer Treue genau dasselbe Resultat erzielen, wie die Reichbedachten, nämlich die Verdoppelung der Gaben. In unserem öffentlichen Leben stehen auf fast allen Posten keine Genies ersten Ranges, sondern nur Durchschnittsbürger. Weil sie aber ihre Gaben strebsam ausnützten und sich entschlossen und beharrlich einsetzten, haben sie genialer Veranlagte, welchen es jedoch an Entschlossenheit und Ausdauer fehlte, weit überflügelt. Auch im Reiche Gottes braucht Gott verhältnismäßig wenig Knechte erster Ordnung, Propheten, Apostel, Reformatoren, Helden. Dagegen braucht er fortwährend ungezählte schlichte Handlanger und Handlangerinnen, welche auf mittleren und unteren Posten ihm in zuverlässiger Treue dienen. So laßt uns nicht neidisch auf die Reichbegabten, Glücklicherveranlagten, Freundlichergeführten hinüberschielern! Der geniale Maler und edle Mensch Vincent van Gogh schreibt in einem Briefe: „Sicherlich kommt man nicht dadurch über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinaus, daß man verachtet, was mittelmäßig ist. Meines Er-



achtens soll man wenigstens anfangen, etwas Respekt vor dem Mittelmaß zu haben, und sollte wissen, daß auch das etwas bedeutet und man selbst dazu nur mit viel Mühe gelangt.“ So laßt uns diese Mühe uns geben und, wenn Gott es für heilsam fand — was es ganz gewiß auch ist —, uns nur mittelmäßig auszustatten, ihm mit unserer Mittelmäßigkeit treu dienen! Dann segnet er uns und öffnet uns die Türe zu derselben Freude, in welche auch die ganz Großen nur haben eingehen dürfen, weil sie treu, nicht weil sie groß gewesen sind.

Im Gleichnis versagt gerade der Knecht, welcher bloß einen Zentner empfangen hatte. Im Leben entziehen auch viele, sehr viele Hochbegnadigte ihre Gaben dem Dienste Gottes. Und eine Menge Durchschnittsmenschen arbeiten nicht für ihn, nur für sich selbst. Mancher Schwachbegabte dagegen gibt sich mit rührender Treue in Gottes Dienst und läßt aus seinem bescheidenen Winkel ein freundliches stilles Licht leuchten. Aber es verbindet sich allerdings mit der kleinen Gabe und dem geringen Posten leicht die Versuchung zur Nutzlosigkeit: „Mit dieser kleinen Kraft und Gabe kann ich ja doch nichts Rechtes ausrichten; das schätzt niemand und vermißt niemand; mein Dienst kommt ja gar nicht in Betracht.“ Das ist jedesfalls nicht göttlich gedacht, auch nicht wahrhaft menschlich. Vielleicht ist unser Gleichnis in der ganzen Bibel die köstlichste Stelle gerade für die Geringen und Schwachen. Warum ist der Herr so streng und hart mit diesem schwächsten seiner Knechte? Aus keinem andern Grunde, als weil er auch seinen Dienst braucht, als weil ihm auch seine kleine Kraft und Gabe unentbehrlich ist. Es mag dem und jenem oft eine schwere Anfechtung sein, daß er so geringe Fähigkeiten empfangen hat und in eine so armselige Ecke gestellt ist und nur einen so untergeordneten Dienst erfüllen darf. So höre: „Du hast in Gottes Plan genau so deinen unentbehrlichen Dienst und deine notwendige Stelle, wie die Großen ihren Dienst und ihre Stelle haben. Und wenn auf Erden gar kein Mensch zu deiner Leistung, 'Danke schön' spricht, niemand dich schätzt oder dich vermißt, an einer Stelle bist du vermißt, wenn du nicht antrittst, und wird eine Lücke sein, wenn

deine Art und Gabe fehlt: Bei Gott, dem himmlischen Vater, und bei dem, der von Ersten spricht, welche Letzte, und von Letzten, welche Erste sein werden.“

So laßt uns denn alle mit dem, was uns gegeben ist, in den Dienst des Herrn uns stellen! Das allein gibt allem erst den wahren Wert und Sinn und bringt in unser Tun den Segen des Höchsten. Wir müssen alle einst Rechenschaft ablegen. Freilich nicht vor einem harten Herrn, der schneiden will, wo er nicht gesät, und ernten, wo er nicht gestreut hatte, sondern vor unserem Heiland und Herrn, der für uns alles getan und alles dahingegeben hat. Er hat uns zuerst geliebt; laßet uns nun auch ihn lieben! Er hat uns zuerst gedient; laßet uns nun auch ihm dienen! Amen.

---

## Die wunderbare Speisung.

(Am 16. Januar 1921.)

Darnach fuhr Jesus weg über das Meer an der Stadt Tiberias in Galiläa. Und es zog ihm viel Volks nach, darum daß sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. Jesus aber ging hinauf auf einen Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern. Es war aber nahe die Ostern, der Juden Fest. Da hub Jesus seine Augen auf, und siehet, daß viel Volks zu ihm kommt, und spricht zu Philippus: Wo kaufen wir Brot, daß diese essen? Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Groschen Brot ist nicht genug unter sie, daß ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme. Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zween Fische; aber was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Schaffet, daß sich das Volk lagere. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich bei fünftausend Mann. Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie den Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten; desselbigen gleichen auch von den Fischen, wieviel sie wollten. Da sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbrotten, die überblieben denen, die gespeiset worden. Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. Da nun Jesus merkte, daß sie kommen würden und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten, entwich er abermal auf den Berg, er selbst allein. Joh. 6, 1—15.

Man kann ein aufrichtiger, lebendiger Christ sein und doch der Geschichte, die wir soeben vernommen haben, voller Zweifel gegenüberstehen, ja sie nur für eine fromme Sage halten. Und umgekehrt kann jemand diese Geschichte buchstäblich für wahr halten und innerlich doch Jesu vollständig ferne stehen. Die Stellung zu Jesus entscheidet sich nicht bei der Wunderfrage.

Die Zeitgenossen Jesu haben an den biblischen Wundergeschichten keinerlei Anstoß genommen. Sie hätten noch ganz andere ertragen. Die später entstandenen Jesus- und Apostelgeschichten gingen gerade in dieser Beziehung weit über die nüchterne Berichterstattung des Neuen Testaments hinaus. Die Juden baten bekanntlich den Herrn, er möge noch mehr und noch andere Zeichen tun; dann wollten sie an ihn glauben. Aber sie hätten auch dann nicht an ihn geglaubt. Die Entscheidung für oder gegen

Jesus muß an einer andern Stelle getroffen werden. Diejenigen Juden und Heiden, die in die Jüngerschaft Jesu eintraten, taten es, weil sie in ihrem Innersten von Jesus ergriffen waren, weil das Leben, welches ihnen in ihm entgegentrat, es ihnen angetan und sie an sich gebunden hatte. Da liegt immer das Wesentliche und Entscheidende. Man darf sich durch die äußeren Bekenntnisse nicht täuschen lassen. Es kann ein Mensch in hohen frommen Worten von Jesus reden und mühelos der kirchlichen Lehre über Jesu Person und Werk zustimmen und doch sein Leben oder gewisse Gebiete seines Lebens, z. B. sein Genußleben oder sein Geld und Geschäft oder seine öffentliche politische Tätigkeit, beharrlich der Zucht Jesu entzogen halten. Und ebenso ist das Gegenteil möglich, daß ein Mensch, den allerlei Verstandesbedenken hindern, ohne weiteres alles anzunehmen, was die biblische und die kirchliche Ueberlieferung berichten, doch in Tat und Wahrheit sein Leben entschlossen unter die Gewalt des Geistes Jesu stellt. Das sichere Merkmal der wahren Jüngerschaft sind nach Jesu eigenem Ausspruch nicht die Gedanken und die Worte über ihn; das ist allein das Leben nach dem in ihm offenbar gewordenen Willen des himmlischen Vaters. Nur darauf darf unser Urteil abstellen, sofern wir es nicht vorziehen, das Gericht über unsere Mitmenschen überhaupt bleiben zu lassen.

Nachdem ich diese Bemerkung vorausgeschickt habe, wende ich mich nun aber mit großer Freude der Betrachtung unserer Wundergeschichte zu. Ich würde sie allerdings nicht zum Gegenstand unserer Betrachtung wählen, wenn ich sie für eine schöne und sinnreiche Sage, aber eben für eine Sage hielte. Ich zöge es dann vor, unser Gottvertrauen, unseren Jesusglauben mit Worten und Berichten zu stützen, deren Geschichtlichkeit mir unzweifelhaft wäre. Ich gestehe jedoch offen, daß ich unsere Tergeschichte für eine wahre Begebenheit halte und daß sie mir sogar je länger desto lieber und wichtiger wird. Nicht deshalb, weil sie zu den paar Jesusworten und Jesusgeschichten gehört, welche von allen vier Evangelisten bezeugt werden, und weil sie von allen vierten ohne wesentliche Abweichungen in ihrem Ver-



laufe übereinstimmend erzählt ist. Das verursacht freilich den kritischen Auslegern eine gewisse Schwierigkeit, um die sie nicht leicht herumkommen, aber es ist nicht der Grund unseres Glaubens.

Mich erfasst bei dieser Geschichte vielmehr immer wieder die wundervolle Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, wie hier alles zugeht. Ich brauche mir nur die Jünger und das Volk und in ihrer Mitte Jesus vorzustellen, so leuchtet es mir unmittelbar ein, daß sie, von Jesus bewirtet, alle satt wurden, und zwar weil sie ihren Hunger wirklich stillten, nicht bloß weil sie ihn unter suggestiver Wirkung gestillt zu haben meinten. Und ich brauche nur Jesum hereinzudenken als den lebendigen Mittelpunkt, als den ratenden, ordnenden und segnenden Herrn in alle unsere gegenwärtige Not und Ohnmacht, Ratlosigkeit und Verwirrung, so bin ich alsbald gewiß: Dann würden alle satt werden, alle froh werden; dann würde sich die herrliche Vision erfüllen, welche unser Dichter C. F. Meyer in der dritten Strophe seines schönen Gedichtes „Alle“ schaute:

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute  
 Ein unermesslich Mahl, soweit ich schaute,  
 Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,  
 Da streckte keine Schale sich vergebens,  
 Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,  
 Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

Aus dieser Zuversicht heraus glaube ich, daß uns die Betrachtung unserer Tergeschichte auf sehr wesentliche Dinge hinweisen kann.

Die Evangelisten erzählen, daß Jesu des Volkes gejammert habe, als er es sah. Er hatte sich dem beständigen Menschenandrang entziehen wollen und war deshalb mit seinen Jüngern ans jenseitige Ufer hinübergesegelt, um dort mit ihnen allein zu sein. Aber die Leute waren einfach um den See herum gelaufen und ließen ihm auch dort keine Ruhe. Das war in der Tat herzbeweglich.

Es ist es immer, wenn da, wo Hilfe gewährt oder auch nur in Aussicht gestellt wird, die Menschen alsbald in Massen zusammenströmen. Man braucht nur einmal eines einzigen Handwerks-

burschen sich in besonderer Weise anzunehmen, so melden sich binnen kurzem drei, fünf, zehn weitere um dieselbe Hilfe. Wo sich irgend-eine warme, helle Stelle in der Welt austut, sammeln sich sofort zahlreiche Menschen an, um ihre Hände und ihre Herzen zu wärmen. Und weil es viel leichter ist, Hilfe zu versprechen als Hilfe zu gewähren, weil man die Worte nicht bloß viel freigebiger austheilen kann als die Taten, sondern weil man mit den Worten auch gleich alles und jedes versprechen kann, so sind zu allen Zeiten die Menschen — wenigstens jeweils für eine Weile — in den größten Scharen und mit den größten Erwartungen da zusammen-geströmt, wo man ihnen alles verheißt, wonach es sie gelüstet. In allem dem kommt etwas zum Vorschein, was allerdings herzbeweglich ist: Die allgemeine menschliche Hilfsbedürftigkeit, das elementare Sichsehnen und Sichstrecken nach Lösung und Erlösung. Es waren unter den Leuten, die dort um den See herum dem Retter nachgeeilt sind, Bedürftige und Gebundene mit den aller-verschiedensten Anliegen. Hunderten und Aberhunderten war's um Befreiung von irgendwelchen körperlichen Hemmungen zu tun. Andern lagen religiöse Fragen und Nöte auf der Seele, für welche in der Synagoge und im Tempel keine Hilfe zu finden war. Viele waren auch dabei, welche unter der Wirkung der Predigt des Täufers und Jesu die Fesseln ihrer Sünde oder den Fluch irgend-einer Schuld, die ungesühnt in ihrem vergangenen Leben lag, zu spüren begannen und nun diese dunklen Lasten bei Jesus los zu werden hofften. Und in allem dem regte sich bewußter oder unbewußter, stärker oder schwächer das Verlangen und die Hoffnung, bei Jesus zurechtgebracht zu werden, bei ihm aus Schiefem und Verbogenem, aus Krankem und Lebensunfähigem, aus Gottent-fremdetem und Ungesegnetem heraus und ins volle, freie, reine, von Gott erlöste und gesegnete Menschentum und Leben hinein-zukommen.

Und so ist's auch jetzt. In der allgemeinen Unbefriedigtheit und Unruhe, die sich der ganzen Welt bemächtigt hat, verbirgt sich, von den einen klar erkannt, von den andern nur dumpf empfunden, das Gefühl, daß die Welt und die Menschen nicht sind, wie sie

sein sollten, und dementsprechend auch ein ungeduldiges, ja fieberhaftes Verlangen nach Hilfen und Helfern, welche Welt und Menschen zur Erfüllung ihrer Bestimmung bringen könnten. Ich glaube, wenn wir die Dinge so ansehen, sehen wir sie mit den Augen und mit der Gefinnung dessen an, von dem wir lesen: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen.“ Und diese Betrachtung wird uns dann nicht ins Klagen, ins Schelten, ins Richten treiben, sondern auch ins Erbarmen und vor allem zu dem, der das Erbarmen ist und der sich wirksam erbarmt. Eben hiefür ist unsere Textgeschichte ein prächtiges Zeugnis. Sie ist freilich gleichzeitig auch ein Zeugnis dafür, wie wir Menschen, auch wenn wir Erbarmen haben, doch ratlos und unfähig dastehen. Der Gegensatz zwischen Jesus und seinen Jüngern enthüllt hier seine wahre Art, sein tieferes Wesen.

Die Jünger bitten Jesus, das Volk zu entlassen, damit die Leute vor Einbruch der Nacht noch sich in die nächsten Dörfer zerstreuen und dort ihren Hunger stillen könnten. Jesus aber fordert sie auf: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ Daraufhin fangen die Jünger zu rechnen an. Dann stellen sie fest, daß das Vorhandene nicht im Entferntesten ausreicht. Und schließlich stehen sie ratlos und hilflos vor dem Ergebnis ihrer Rechnung und Feststellung da. Das ist, auf drei, vier Striche vereinfacht, das Bild, das jetzt ungefähr die ganze Welt bietet, alle großen und alle kleinen Räte mitinbegriffen. Man rechnet, man organisiert, man trifft Maßnahmen, man erläßt Verordnungen. Und dann stellt man beides fest: Die großen Bedürfnisse, die großen Nöte, die großen Schwierigkeiten, die großen Aufgaben auf der einen Seite und die unzureichenden Kräfte, die unzureichenden Mittel, die unzureichenden Einsichten, die unzureichenden Maßnahmen auf der andern Seite. Und schließlich steht man, nicht überall freilich so in stiller Beschämung und Verlegenheit wie die Jünger, sondern weithin mit ungeduldigen Klagen, mit lärmenden Protesten, mit verzweifelte[n] Ausbrüchen und gewaltsamen Erhebungen, aber in Wahrheit doch auch überall ratlos, unfähig zu wahrer, sättigender Hilfe da.

Ich möchte gegen das Rechnen und Feststellen an sich nichts

sagen. An seinem Ort, in seinen Grenzen ist auch das Pflicht und unentbehrlich. Jesus selber tut es in seiner Weise auch, indem er das Volk sich ordentlich lagern heißt, und besonders am Schluß unserer Geschichte, indem er befiehlt: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!“ Aber der ungeheure Fehler der Menschen ist der: Sie unterlassen es bei ihrem Rechnen, mit Gott zu rechnen, und vergessen bei ihrem Feststellen, daß sich Gottes Möglichkeiten ihren Feststellungen entziehen. Dennoch halten sie ihr Rechnen und Feststellen für das Sichere, Wesentliche und Wirksame. Wahrlich, Jesus hätte seinen Jüngern in der Einöde vor dem hungernden Volke dieselbe Frage wiederholen können, die er nicht sehr lange vorher auf dem See Genesareth in dem aufregenden Sturm an sie gerichtet hatte, die Frage: „Wo ist euer Glaube?“

Ja wo ist der Glaube? Der scheint den Menschen gar nicht immer nötig; jedesfalls dann nicht, wenn sie selber rechnen und die Dinge arrangieren können. Sie greifen nach dem Glauben wie die Schiffbrüchigen nach den Rettungsringen, nämlich dann, wenn ihre eigenen Kräfte und Künste zu Ende sind. Während Jesus fordert: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“, so kommt bei ihnen Gott, wenn er überhaupt an die Reihe kommt, erst daran, nachdem alles Uebrige versucht ist und versagt hat. Genau so laufen jetzt die Dinge wieder im Großen und im Kleinen. Die Menschen versuchen alles selber, ohne Gott. Sie stehen vor ihren Bedürftigkeiten und Nöten; sie stellen ihre Rechnungen an; sie werfen ihre Fragen auf; sie erheben ihre Forderungen; sie erlassen ihre Verordnungen. Und wenn es ihnen gelingt, ihre Zahlen stimmen zu machen und ihre Worte zu einem vielversprechenden Programm, ihre Begriffe zu einem geschlossenen System zusammenzufügen, so meinen sie, damit seien nun auch die Schwierigkeiten überwunden und jetzt müsse es gehen. Es geht natürlich auch, wie ja hienieden nichts stille steht, sondern alles geht, zumal wo der Druck der Bedürftigkeiten und der Nöte so stark ist. Es geht in der Tat, aber so wie auf unserem Planeten unter der Herrschaft der Schwerkraft alles geht, abwärts, dem tiefsten



Tiefpunkt zu. In diesem Gange der Dinge sind wir jetzt begriffen. Wo die Verblendung nicht gar zu hartnäckig ist, merken es die Menschen nachgerade auch. Daher die Mutlosigkeit, welche sich vieler bemächtigt. Die Menschen stehen da und sehen, daß sich bei ihren Rechnungen und Feststellungen ein unerhörtes Manko ergibt. Nun heißt es zweifelnd und verzweifelnd bei jedem Vorschlag und Versuch der Hilfe: „Was ist das unter so viele?“ Oder man sucht wie die Jünger die Hilfsbedürftigen loszuwerden; man schickt die Menschen von Instanz zu Instanz und verschiebt die Maßnahmen von Sitzung zu Sitzung in der stillen Hoffnung, daß inzwischen die Menschen sich vielleicht selber helfen und die Dinge sich vielleicht selber lösen und fügen würden. Oder, was jetzt sehr vielerorts der Fall ist, es übernimmt die Bevölkerung eine stumpfe Stimmung der Gleichgültigkeit oder eine gefährliche Stimmung der Erregtheit und der Ungeduld.

Das ist der menschlichen Hilfsbedürftigkeit gegenüber die menschliche Hilfslosigkeit. Wie anders verhält sich Jesus! Er läßt sich bringen, was noch da ist. Seine Stellung ist zum vorneherein der unsrigen entgegengesetzt. Wie er bei jedem Menschen, auch bei dem, welchen die Welt aufgegeben hat und verachtet und ausstößt, noch an den Gottesfunken seiner Seele glaubt und den anzufachen sich bemüht, so sieht er in jedem Ding, auch in dem, welches nach menschlichem Urteil unzulänglich und unvermögend ist, eine Gottesgabe mit einer Gotteskraft, die er zur Wirkung und Entfaltung bringen kann. Ich möchte sagen, während wir uns zu den Menschen und den Dingen immer wieder negativ einstellen und zuerst feststellen, was sie nicht sind und nicht haben und nicht vermögen, stellt sich Jesus immer positiv ein und merkt und weiß, was sie noch sind und noch haben und noch vermögen. Darum rufen sie bei uns Fragen hervor und lösen sie bei ihm Antworten aus. Darum versehen sie uns in Konflikte und in Hilfslosigkeiten und werden sie ihm Gelegenheiten zu Lösungen und zu Hilfen. Wir sagen: „Was ist das unter so viele?“ und tun in unserer gottverlassenen Seelenverfassung entweder nichts oder etwas Schiefes und Falsches. Er spricht: „Bringet's her!“ und bringt in seiner

Gottverbundenheit ihre Gotteskraft in Bewegung und ihre Gottesbestimmung in Erfüllung.

Jesus pflegte das für die Menschen anschaulich zu machen. Er nahm die Brote, dankte und brach sie. Das war ihm so eigentümlich, daß die beiden Emmauswanderer daran den Auferstandenen erkannt haben. Es ist wahrhaftig kein Zauber dabei. So wenig ein Zauber dabei ist, wenn das kranke Kind ruhiger wird, sobald ihm die Mutter ihre Hand lind und gütig auf die fieberheiße Stirne legt. So wenig ein Zauber dabei ist, wenn uns in einer schweren Stunde der warme Händedruck oder der verständnisvolle Blick eines guten treuen Menschen zur wahren Hilfe wird, ja uns aus Verwirrung und Verzweiflung zu ruhiger und tapferer Klarheit befreien kann. Wir sind alle auch noch Fleisch und Blut und leben und handeln in einer körperlichen Welt. Und die Sache verhält sich nicht so, wie sehr viele es sich zu denken scheinen, daß das Geistige im Körperlichen drin stecke wie ein kostbarer Gegenstand in einem schützenden Futteral. Es besteht vielmehr zwischen dem Leib und der Seele, zwischen den Dingen und dem Geist, zwischen der Welt und Gott ein organisches Verhältnis, ein Aufeinanderbestimmtsein, ein Füreinander- und Miteinanderdasein. Und zwar ist die Schöpferabsicht Gottes dabei die, daß der Geist das Körperliche, das Dingliche durchdringe, belebe, ordne, ihm seinen Zweck und Dienst gebe und seinen Wert bestimme.

Man möchte fast sagen: Das ist nun der große und allgemeine Sündenfall, daß sich bei den Menschen dieses Verhältnis umgekehrt hat, daß jetzt Fleisch und Blut die Seele bestimmen, die Dinge über die Menschen herrschen und wir mit der Welt selber meinen fertig werden zu können, ohne Gott. Ich glaube, wir haben gar keine Ahnung davon, in was für einem ungeheuren Umfang durch diese Umkehr die Dinge ihrer wahren Bestimmung entfremdet worden sind. Es ist so, daß viele Güter und Kräfte — man denke nur an gewisse Errungenschaften des menschlichen Erfindungsgeistes, aber auch an manche Gaben der Natur — überhaupt noch gar nie zu dem gesegneten Gebrauch und Dienst gelangt sind, zu dem sie doch offenbar die Bestimmung in sich tragen, sondern daß sie alsbald in völlig

verkehrter, bestimmungswidriger, heilloser Weise von den Menschen verwendet worden sind, statt füreinander widereinander, statt für Gott gegen Gott. Das Endergebnis davon ist, daß aller Ueberfluß doch hungrig läßt, daß trotz aller Fülle von Errungenschaften und Erkenntnissen der Mensch in Elend und Jammer verfinstert, daß trotz allen Fortschritten die Welt an den Rand des Verderbens geraten ist.

Und das ist nun die wunderbare Macht und Herrlichkeit Jesu, daß bei ihm, in seiner Persönlichkeit, in seinem Leben und in seinem ganzen Verhalten und Handeln das ursprüngliche, von Gott gewollte Verhältnis besteht. Bei ihm ist deshalb selbstverständliche, höchste Wirklichkeit, was wir nur vereinzelt und auch dann bloß gebrochen und abgeschwächt erfahren und zustande bringen, nämlich, daß das Geistige Durchdringung, Belebung, Herrschaft und Verwandlung in die Dinge und in die Menschen strömen läßt. Um ihn herum beginnt auch die Welt, daß ich so sage, zu gesunden und wieder gottgemäß zu werden. In seinen Händen werden die Dinge geheiligt und ihre Gotteskräfte wieder ausgelöst. Alles muß ihm dienen. Der Quell aber, woraus bei Jesus alles fließt, ist der: Er ist immer in dem, was des Vaters ist. Er denkt, er empfindet, er will, er handelt, er lebt aus beständiger und völliger Verbundenheit mit dem Vater im Himmel heraus. Deshalb ist er nicht auch nur ein Werkzeug, sondern das Organ, nicht auch nur ein Knecht, sondern der Sohn, durch den Gott schöpferische Segenskraft, Erlösungskraft und Verwandlungskraft in die Menschen und in die Dinge geben kann.

Es ist nicht so, daß wir davon gar nichts ahnen könnten. Wo Menschen mit kindlichem Vertrauen und — das gehört allerdings auch dazu — in täglichem treuem Gehorsam mit Gott verbunden sind, da offenbart sich immer wieder das Wunder der schöpferischen Segenskraft Gottes. Auch in Nahrung und Kleidung, im gesundheitlichen Zustand, in der täglichen beruflichen Arbeit, in den hundert kleinen und äußeren Dingen des Lebens tut sich eine Wirkung kund, die einfach alle in Erstaunen versetzt und vor Rätsel stellt, welche etwas davon beobachten. Es ist in den Dingen eine

höhere Kraft wirksam. Nun reicht das Wenige weiter, als bei andern das Viele; nun vermag die kleine Kraft mehr, als anderswo die große; nun heben sich die Schwierigkeiten; nun fügen sich die Umstände; nun wird das Unmögliche möglich. Und wer davon in seinem Leben etwas erfahren hat, der verwundert sich nicht mehr, daß vollends unter der Dankagung und Segnung Jesu Unerhörtes geschah, daß da die Dinge und die Menschen sich verwandelten, daß Wind und Wellen stille wurden, daß Kranke genasen, daß Zöllner und Dirnen ins Reich Gottes eingingen. Der liest es dann auch mit freudigem Verständnis und, ich möchte sagen, auch Einverständnis: „Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie seinen Jüngern, die Jünger aber denen, die sich gelagert hatten; desselbigen gleichen auch von den Fischen, wie viel sie wollten. Und sie wurden alle satt.“

Wie das geschah, erzählt keiner von allen vier Evangelisten. Sie wußten es nicht. Die Jünger sahen nur den Anfang, den völlig ungenügenden Vorrat, ihre Hilflosigkeit und Jesu Dankagung und zuversichtliches Austeilen und dann, nachdem sie selber mitausgeteilt und mitgeessen hatten, den Schluß, die Sättigung aller und die zwölf Körbe voll Brocken. Es ist aber eigentlich allem lebendigen Werden und Wachsen gegenüber so. Wir nehmen nur gewisse Stationen des äußeren Prozesses wahr. Das Wesen und Wirken der schöpferischen Lebenskräfte selber aber bleibt unserer Beobachtung entzogen. Ist uns nicht im ganzen großen Reiche der Natur von den niedersten Anfängen bis zu den entwickeltsten Formen alles Werden und Wachsen ein undurchdringliches Geheimnis? Und wenn wir uns einmal darauf besinnen, wie unsere eigene geistige Arbeit sich vollzieht, wie das Gedächtnis arbeitet, wie oft im Unbewußten die Gedanken sich in überraschender Weise klären, befestigen und verknüpfen, ja was wissen und sehen wir denn hievon? Nichts, rein nichts. Ueberall stehen wir vor dem Geheimnis der waltenden schöpferischen Lebenskräfte Gottes. Und davon erlebten damals in jener einsamen Gegend am See Genesareth die Jünger und das Volk ein besonders unvergeßliches, für alle Beteiligten herrliches Beispiel.



Sie zogen aber sofort falsche Konsequenzen daraus. Sie wollten ihren Wirt, der sie so wunderbar gesättigt hatte, zum König machen. Das war ihr Mann. Der schaffte Brot; der konnte auch die Welt ins Geleise bringen; dem mußte man die Gewalt und das Regiment in die Hände geben. Jesus jedoch entzog sich ihnen, schmerzlich bewegt über diesen Ausgang der herrlichen Gottesstat. Sie wollten Brot und jetzt noch viel mehr als Brot, eine Welt, die alle ihre Wünsche erfüllte. Er aber wollte etwas anderes und wollte mit seiner Speisung auch sie dafür empfänglich und willig machen.

Vor auf es Jesus zunächst abzieht, das ist nämlich die unumgängliche Voraussetzung für die Erfüllung aller wahren Hilfe-, Erlösungs- und Heilswünsche der Menschen. Diese Voraussetzung ist die Herstellung der ursprünglichen, bestimmungsgemäßen Verbindung der Menschen und durch die Menschen auch der irdischen Dinge mit Gott, dem himmlischen Vater. Diese Herstellung ist ein Vorgang in den Menschenherzen. Da muß der Stromschluß stattfinden; da muß die Zusammenschließung und Einheit mit Gott geschaffen werden. Jesus hat diesen Vorgang einfach Glauben genannt. Glaube ist vertrauensvoller Anschluß an Gott, völlige Hingabe an ihn, gehorsame und bedingungslose Einstellung auf seinen Willen. Ohne diese Voraussetzung fehlt selbst dem Tun Jesu die rechte Möglichkeit. Entweder kann er wie einst in Nazareth dann gar keine helfenden Taten tun oder sein Werk kommt wie bei neun von den zehn Aussätzigen nicht zum Abschluß.

Glaube aber ist die menschliche Reaktion auf die göttliche Berührung und Begegnung. Er ist eine freie und unmittelbare Aeußerung der Menschen. Man kann sie nicht befehlen und anordnen. Auch Jesus kann das nicht. Darum entzieht er sich der Menge. Ueber das Brot geht ihm der Weg Gottes. Er hat in der Wüste lieber gehungert, als sich Brot verschafft, wenn es dem Willen Gottes nicht entsprach. Die Menge wollte von ihm ihre Ziele, aber sie wollte von ihm nicht den Weg Gottes.

Das ist's, was wir uns jetzt auch sagen müssen: Alles, was wir tun und veranstalten, um den Bedürfnissen und Nöten der

Menschen abzuhelpen, wird ganz gewiß nicht wahrhaft helfen, so lange die Menschen und durch sie die Dinge sich nicht mit Gott verbinden. Seine schöpferischen Segens- und Lebenskräfte müssen mobil gemacht werden. Denn sie allein stillen die Bedürftigkeiten und heilen die Leiden und Schäden. Und dazu ist der unerläßliche erste Schritt der, daß wir uns selbst und unser ganzes Denken und Tun unter Gottes Geist und Macht stellen. Gewiß, die Volksmenge in unserer Tergeschichte hat Recht: Jesus soll König werden. Er will's auch sein. Aber der Weg seines Reiches beginnt inwendig in den Menschen. Und der Thron, den er zuerst besteigen muß, ist der Thron der Menschenherzen, der Thron auch deines und meines Herzens. Amen.

---

## Sich zur Mauer machen.

Passionszeit. (Am 27. Februar 1921.)

Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde vor mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen.

Befekiel 22, 30.

Unter der Aufschrift „Eine stumme Kreuzgemeinde“ findet sich in einer Sammlung religiöser Gleichnisse, Sagen und Geschichten folgende sinnige Mitteilung: Im Norden der Kurmark liegt ein Friedhof, wo auf allen Gräbern Kreuze von Weißdorn stehen. Von beiden Armen jedes Kreuzes schlingen sich Ranken zu den Kreuzen rechts und links, so daß alle Gräber durch ihre Kreuze miteinander verflochten sind und die Toten dieses schlichten, schönen Gottesackers eine große stille Kreuzgemeinde darstellen.

Mir ist, als ob sich jetzt auch durch die ganze Christenheit hin Kreuz mit Kreuz verflechte. Vor etwas mehr als hundert Jahren, auch in schwerer, böser Zeit, schrieb der fromme Jung-Stilling einmal die Worte: „Es betrübt mich allemal, wenn ich in unsern Zeiten frohe Menschen sehe. Ich gönne ihnen zwar ihren Frohsinn gerne. Wohl dem, der jetzt eine erlaubte Freude genießen kann! Aber ich meines Teils kann mich nicht recht freuen; so lange Krieg, die verheerende Viehseuche, Teuerung und leider auch Hungersnot um uns her wüten, so lange drückt mich auch der allgemeine Jammer. Indessen war das oft so. In jedem Jahrhundert gab es schreckliche Kriege, die dann auch Pest, Hunger und teure Zeit gar oft zur Folge hatten. Allein jetzt kommen so viele sonderbare Umstände zusammen, daß man die gegenwärtige Zeit mit keiner vergleichen kann, so lange die Welt steht. Dies macht mir wehe ums Herz.“

Nicht wahr, das trifft buchstäblich, nur in ungleich größerem Umfang und Maß, auf die gegenwärtige Zeit zu? Ich meine zwar, wir brauchen nicht wie Jung-Stilling allemal betrübt zu sein, wenn wir noch frohe Menschen sehen. Im Gegenteil, laßt uns dankbar sein, wenn wir auch jetzt noch da und dort auf einen frohen Menschen treffen, und laßt uns selber jede Stunde segnen, wo noch der

helle Schein einer echten, reinen Freude auf unsere Seele fällt! Gott bewahre uns davor, daß mitten in all den Unsicherheiten, Aufregungen, Enttäuschungen und Trübsalen dieser Zeit unsere Herzen ihre Freudefähigkeit ganz und gar verlieren! Aber das ist schon wahr: Die Freude kommt bei ernstesten Menschen jetzt nicht recht auf. Es handelt sich höchstens um flüchtige Lichtblicke, die einem zeigen, daß die Sonne noch irgendwo am Himmel steht. Aber alsbald legt sich der schwere Nebel dieser bösen Zeit einem wieder beklemmend auf die Seele, so daß man alle inneren Kräfte aufbieten muß, um nicht zu erliegen, sondern seinen Mut und seine Zuversicht zu behalten. Wer jetzt offene Augen und ein offenes Herz hat, zu dem spinnen sich von allen Seiten her dornige Kreuzesranken herüber. Wenn ich nur erzählen wollte, was aus Menschenschicksalen, die der Strom des Lebens in den paar letzten Wochen an mir vorübertrug, an Nöten und Qualen, an Kümmernissen und Entbehrungen, an Schuld und Verzweiflung mir nahe getreten ist, so gäbe das allein schon eine erschütternde Bestätigung und Illustration zu dem, wovon wir jetzt sprechen. Aber ich brauche es nicht zu erzählen. Denn es ist unmöglich, daß auch nur einer von uns jetzt den Begegnungen mit solchen Dingen ausweichen könnte. Wo wäre ein denkender und empfindender Mensch, zu dem sich jetzt nicht von den Schicksalen der Brüder und Schwestern neben ihm Kreuzesranken herüberspönnen? Und wo wäre ein denkender und empfindender Mensch, in dessen eigener Welt und Seele drin nicht auch ein Kreuz stände?

Ein Kreuz? Dürfen wir's mit diesem heiligen, von Jesus geweihten Namen benennen? O wir nehmen's so geschwind und so gedankenlos in den Mund und sagen gleich allem, was uns zuwider ist und schwer fällt: Kreuz. Aber wir haben kein Recht dazu. Wir mißbrauchen dieses Wort. Wir beweisen damit, daß wir nicht wissen, was Kreuz heißt. Ob eine Last, eine Not, ein Leiden, eine Trübsal Kreuz ist oder nicht, hängt nicht davon ab, was wir leiden, sondern davon, wie wir's leiden. Ich habe nun nicht den Eindruck, als ob die Menschen insgemein die gegenwärtigen schweren und bösen Dinge so nähmen und trügen, daß man sie eine



Kreuzgemeinde nennen dürfte. Dazu ist viel zu viel Auflehnung und wüster Hader, Bitternis und Groll unter uns und viel zu wenig stille Beugung, gläubige Geduld, bewußtes gehorsames Aufnehmen, viel zu wenig innere Freiheit und innere Ueberlegenheit.

Wir haben am Anfang ein seltsames Prophetenwort gelesen. Im Namen des heiligen Gottes hält Hesekiel Umschau unter seinem Volke. Ein trostloser Anblick bietet sich ihm dar. Es muß ungefähr so zugegangen sein, wie es jetzt in der Welt zugeht. Seine Volks- und Zeitgenossen erscheinen dem Propheten wie ein Land, dem der Tau und Regen des Himmels versagt sind. Es ist versengt; Hitze und Trockenheit fressen alles Grüne und Saftige weg. In heilloser Eier reißen die Menschen einander Hab und Gut aus den Händen. Die Schwachen und Wehrlosen, die Einfältigen und Gutmütigen werden um alles gebracht. Die Zahl der schutzlosen Witwen und Waisen wächst beständig. Der Landesfremde findet kein Recht mehr. Der Habsucht werden die Seelen, der Gewalttat wird das Leben der Menschen geopfert. Gottes Name und Gesetz, das Recht und die Gerechtigkeit werden dazu geschändet, daß man Frevel und Blutvergießen damit verdeckt. Gottes heilige Tage und seinen Dienst nimmt niemand mehr ernst. Die sittlichen Begriffe der Menschen haben sich so verwirrt, daß sie gut und böse, heilig und unheilig nicht mehr unterscheiden können. So löst sich alle Ordnung auf; Willkür regiert. Und in diesen Niedergang und moralischen Zerfall scheinen alle und alles mit hereingezogen.

Nun, ist's nicht ungefähr auch jetzt so? Vor allem zweierlei charakterisiert wie die Zeit Hesekiels so auch unsere Gegenwart: Der wüste Zank um Mein und Dein und der böse Geist der Gewalttätigkeit und der Zuchtlosigkeit. Mir scheint, es sei sinnlos und heuchlerisch, wenn jetzt die verschiedenen Parteien und Klassen sich gegenseitig anklagen. Denn sie sind alle dem gleichen Geiste verfallen. Wir müssen sogar mit Trauer und Schmerz feststellen, daß dieser Geist auch tief in die Kreise derer eingedrungen ist, welche sich doch noch zu Jesus und seinem Evangelium bekennen, genau wie schon Hesekiel klagen muß, daß selbst Priester und Propheten an der allgemeinen Verderbnis teilnehmen. Er sieht sich

vergeblich nach Freigebliebenen, Unangesteckten, Widerstandsfähigen um. Eben der Enttäuschung darüber gibt er in unserm Textworte Ausdruck: „Ich suchte unter ihnen“, sagt er oder spricht vielmehr Gott selbst durch seinen Mund, „ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde vor mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen.“

Das wäre also nach diesem Prophetenworte in einer solchen Zeit das Wichtigste und Dringlichste, das würde in dem großen Chaos wieder Anfänge einer Ordnung entstehen lassen, das höbe aus den wüsten Wassern der allgemeinen Sintflut wieder verheißungsvolle Stellen trockenen Landes heraus, damit begänne die Rettung und Erneuerung, daß sich Menschen fänden, die sich zur starken Mauer machten gegen die verderbliche Flut und die vor den entsetzlichen Riß hinträten und sich Gott darstellten, Gott anheimgäben. Darauf würde Gott gnädig blicken. Das könnte er brauchen und segnen. Daraus würde er ein Neues wachsen lassen. Aber Hesekiel klagt in schmerzlicher Enttäuschung: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß träte vor mir für dieses Land; aber ich fand keinen.“ Gilt das immer noch?

Wir wissen, daß ein halbes Jahrtausend später der auf Erden erschienen ist, welcher vollbrachte, was Hesekiel vergeblich suchte und was er und alle Propheten Israels nicht zu tun vermochten: Jesus Christus. Jetzt stellt uns die Passionszeit diese Tat und Leistung im Leidenswege und in der Kreuzesgestalt Jesu wieder vor die Seele. Und eindringlicher als je werden jetzt alle seine Jünger und Jüngerinnen aufgefordert, sich zu ihm zu stellen und sich das, was jetzt von ihnen ertragen und durchgekämpft werden muß, zum gesegneten, heilsamen Kreuz machen zu lassen. Unsere Trübsal wird dann zum Kreuz, wenn wir uns von Christus ergreifen und in die Gemeinschaft seines Geistes führen lassen, die eine Gemeinschaft der Hingabe an Gottes Reich und Willen und damit eine Gemeinschaft des Leidens und des Opfers ist. Dann werden auch wir für Gottes Werk in der Welt brauchbar. Dann wird unser Ertragen und Durchmachen ein Tun, ein Wirken. Dann entsteht in der Zeit der Trübsal und des Gerichts neues Leben, ein neues Geschlecht.

Lasset uns darum unseren Blick vor allem immer wieder auf Jesum Christum richten, zu dessen Gemeinschaft wir berufen sind! Hesekiel beschreibt das Werk des Retters in zwiefacher Hinsicht: Er soll sich zur Mauer machen und sich vor den Riß stellen. In ihrer Weise haben die Propheten Israels von Moses weg bis zu Johannes dem Täufer beides zu tun versucht. Sie warfen sich der wilden, trüben Flut des Bösen heldenmütig entgegen. Sie erhoben im Namen und Auftrag Gottes unerschrocken und unparteiisch Protest gegen die Sünden, die im Schwange gingen. Sie schonten weder König noch Volk, weder Priester noch Propheten. Und sie setzten sich für ihre Botschaft auch ein und nahmen um ihretwillen Verfolgung und Leiden auf sich. Und wenn sie dem Volke die göttlichen Gerichte ankündigten, so litt unter der harten Drohung ihres Mundes am meisten ihr eigenes Herz. Ueber ihre Lippen drängten sich ergreifende Fürbitten, die von Gott Gnade und Schonung für das gerichtsreife Geschlecht erflehten. Aber sie waren sich doch alle bewußt, daß sie selbst nicht die Mauer waren, woran die unheilvolle Flut brach, und daß sie den bösen Riß wohl schonungslos aufzudecken, aber nicht zu heilen und zu schließen vermochten. Darum wiesen sie über sich selbst hinaus und verhiessen einen Größeren, dem Gott nicht bloß den und jenen Spruch in den Mund gab, sondern der in seinem ganzen Wesen und Leben Gottes gnadenreiches Wort und große Erlösungstat war.

In Christus ist ihre Sehnsucht und Verheißung erfüllt. Er hat sich zur festen, heiligen Mauer gemacht. Das ist die Tat seines Gehorsams und seiner Treue bis zum Tode. Das Böse umgab nicht bloß auch ihn und schickte seine züngelnden, wühlenden Wellen auch gegen seinen Standort. Es warf sogar Funken in seine Seele, damit das verderbliche Feuer auch in ihm entbrenne und ihn verzehre. Es gab in Jesu Leben Stunden und in seiner Seele Trübungen, wo auch er ratlos und hilflos sich fragte: „Was ist jetzt des Vaters Wille? Was ist da göttlich und was menschlich?“ Dann suchte er Licht in Gottes Wort und rang um Klarheit und Gewißheit im Gebet. So wurde und so blieb er die Mauer, die dem Bösen Stand hielt und an der alles Böse sich brach. Schon

in seiner Verkündigung — denkt nur an die Bergpredigt! — richtet sich ein heiliger Wall auf, der fest und sicher der Sünde und Torheit der Menschen eine Grenze setzt. Da wird eine andere, bessere Gerechtigkeit und Frömmigkeit gefordert als die der Schriftgelehrten und Pharifäer, welche lieblose Selbstgerechtigkeit und gottentfremdete Frömmigkeit und darum nicht eine Gottesmauer, sondern ein Bollwerk des Teufels war. Aber Jesus war vor allem selber in seinem ganzen Tun und Lassen eine heilige und unverrückbare Mauer, gegen die die wüste Flut ihren Wisch wohl aufschäumen ließ, aber ohne sie beslecken und erschüttern zu können. Nicht daß er sich, wie sonst die großen Geister der Menschheit zu tun pflegen und wie insbesondere unter allen Völkern die Heiligen und Auserwählten es Gott schuldig zu sein meinen, von den Menschen absonderte und zwischen sich und sie eine Kluft legte. Er trat vielmehr leutselig, menschenfreundlich, geduldig und gütig mitten unter die Sünder. Er ließ sich von den Frommen zu Gaste laden und aß und trank mit den Zöllnern. Eine verrufene Frauensperson durfte ihm ihre überschwängliche Huldigung erweisen, und im Hause eines berüchtigten Geldmenschen hielt er Raft. Und alle erlebten es an ihm, daß der Reine und Heilige unter ihnen war, der von keiner Sünde wußte. Ohne daß er mit vielen und harten Worten ihre Sünde gescholten hätte, kam sie ihnen in seiner Nähe zum Bewußtsein und wurde ihnen zur Last und zum Schmerz. Sie fanden sich bei ihm auf einmal vor der heiligen Mauer, wo es mit dem Bösen zu Ende war, wo es kraftlos zurückprallte.

Freilich in seinem Leiden sammelte und steigerte sich der Kampf der Finsternis gegen ihn zur großen Entscheidungsschlacht. Noch hatte sie bisher jeden Wall, der sich ihr in den Weg stellte, brüchig gemacht. Sollte nicht auch dieser sich fällen lassen? Sie bot alle ihre Reserven auf und holte zum letzten, verzweifelten Sturm wider ihn aus. Und siehe: Alle erlagen. Seine Getreuten fielen. Ihm selbst bangte vor dem unerhörten Ansturm. „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ Doch seine Mauer fiel nicht. Durch die ganze Leidensgeschichte hin, in allen ihren Szenen, vom Obergemach in Jerusalem, wo er mit den Zwölfen das Passah-



mahl genoß, bis zum Hügel Golgatha, wo er zwischen den beiden Schächern den Tod erlitt, ist das wieder und wieder der erste, unmitteibarste und überwältigendste Eindruck, den wir empfangen: Wie unberührt steht doch Jesus zwischen allen diesen Knechten und Opfern der Sünde drin! Mit frechen, besudelten Händen greifen sie nach ihm, und mit ihren gottlosen Worten rühren sie an seine Seele. Aber es ist, als ob das alles ihn nicht erreiche, Pfeilen gleich, die vor dem Ziele zur Erde fallen. Vor allem in seinem Schweigen stellt sich besonders herzergreifend dar, was unser Textwort sagt: „Er machte sich zur Mauer.“

Vergessen wir aber nicht, daß das bloß im Bilde geredet ist. Das Wort Hesekiels weist uns darauf hin, welche unerschütterliche Festigkeit und unangreifbare Reinheit und Hoheit Jesus der wilden, wüsten Flut der menschlichen Sünde entgegensetzte. Aber es sagt uns nicht, daß Jesus das mit einem Herzen tat, welches darunter litt, wie nie ein Menschenherz hienieden gelitten hat. Nicht deshalb, weil's ihm auch weh tat, auch zusetzte, ja zur übermenschlichen Anfechtung wurde, sondern deshalb, weil er das alles mit seinem Heilandsherzen voll Erbarmen litt. Er, der sich um der Menschen willen, um ihrer Rettung willen zur Mauer wider die Sünde gemacht hatte, sah mit namenlosem Schmerze diese Menschen in der Sünde verharren, ja in ihrer Verblendung eben jetzt ihr erst recht zur Beute fallen und ihr Werkzeug werden. Die Macht der Bosheit und der Gottentfremdung, von der er schauernd zurückbebt, nahm gerade jetzt von den Menschen so völlig Besitz, daß sie in blindem Haß ihr eigenes Heil zertraten und den Erlöser von sich stießen. Das legte sich ihm erdrückend aufs Herz. Das machte ihm den Kreuzesweg so unsagbar dunkel und qualvoll.

Das weist uns aber auf das andere hin, was Hesekiel vom Retter sagte: „Er macht sich zur Mauer“ und „Er steht wider den Riß vor Gott für das Land.“ Auch das hat Jesus von Anfang an getan. Darum stieg auch er, auf dem des Vaters Wohlgefallen ruhte, zur Taufe der Buße in den Jordan. Der Täufer erkannte die Bedeutung dieses Zusammenschlusses mit der buße- und umkehrbedürftigen Sünderwelt: „Siehe, das ist Gottes Lamm,

welches der Welt Sünde trägt.“ Dem entsprach dann Jesu ganzes Wirken. Wie lud er die Not und die Schmerzen der Menschen teilnehmend, abnehmend auf seine Seele! Wie jammerte ihn der hirtelosen und weidelosen Herde Israel! Mit welchem Erbarmen sah er die Menschen gebunden und gefangen in ihren Sünden-fesseln! Wie löste er sie mit freundlichem Ernst! Wie spendete er den verstoßenen, verachteten Sündern und Sünderinnen Vergebung und heilte den Riß, der sie vom himmlischen Vater schied! Wie beugte er sich in zarter Güte zum zerstoßenen Rohr und richtete es auf, zum glimmenden Docht und fachte ihn an! Und wie legte er alle Last der Menschen vor den allmächtigen, barmherzigen Gott! Sein Beten war ein Sichstellen vor den Riß. Er legte sich für die Sünderwelt beim Vater im Himmel ins Mittel.

Und wiederum, in seinem Leiden, wo die ganze finstere Macht sich zwischen ihn und Gott hereindrängt und ihn vom Vater weg-reißen will und wo die Menschen, von ihr beseffen und verblendet, den Riß zwischen sich und Gott zur unüberbrückbaren, ewigen Kluft zu erweitern sich anschicken, flammt seine Liebe zum alles verzehrenden Feuer auf. Er macht sich mit dieser Sünderwelt solidarisch und haßbar. Er wirft sich wider den Riß vor Gott und bittet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Ja er macht sich zum Bürgen für sie und bietet sich dem Gerichte Gottes an: „Nimm mich! Ich lasse mein Blut. Ich will das Opfer sein.“ So werden seine Hände, die sie rechts und links am Kreuzesstamme annageln, zu den Händen, die die göttliche Liebe ausbreitet, um alle Welt ans treueste Herz zu rufen. So wird die schauerlichste Stunde der Weltgeschichte, wo die feste, heilige Mauer wider die Sünde zu Fall gebracht werden sollte, zur heiligsten Stunde der Weltgeschichte, wo der Heilige Gottes aus Liebe zur Sünderwelt sich in den Tod gab und damit das Werk der Versöhnung und Erlösung vollendete.

Aber nicht dazu, daß wir das alles nun jedes Jahr in der Passionszeit uns vergegenwärtigen und gleichsam als Zuschauer wieder miterleben sollen, sondern dazu, daß wir uns nun erfassen und in die Welt und in das Wesen hereinheben lassen, die da offen-

bar geworden sind. Jetzt ist für alle Jünger und Jüngerinnen Jesu eine Zeit da, wo sie mit unüberhörbarem Ernst aufgerufen werden, sich zur Mauer zu machen und vor den Riß zu stellen. Es würde zum Gericht vor allen andern über uns, die wir Christi Namen tragen, wenn auch jetzt wieder wie zu Hesekiels Zeit geklagt werden müßte: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stände vor mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen.“ Was für eine erschreckende wilde und wüste Flut des Hasses, der Habgier, der Bosheit und Selbstsucht, der Gottentfremdung und der Zuchtlosigkeit ergießt sich jetzt über alle Welt! Gott erwartet, daß sich seine Gemeinde als eine feste und heilige Mauer dagegenstemme. Gott erwartet von jedem Einzelnen unter uns, daß er sich an der Stelle, wo er hingestellt ist, zu einer solchen aufhaltenden und abdämmenden Mauer mache. Und was für Risse gehen jetzt durch die zerrissene arme Menschheit, Risse zwischen Brüdern und Brüdern, der Riß zwischen Menschen und Gott. Gott erwartet, daß seine Gemeinde sich jetzt nicht absondere und beiseite stelle, sondern wider diese Risse stehe, nicht scheltend und richtend, nicht verachtend und verdammend, sondern fürbittend und mittragend und die Not, den Jammer, die Trübsal zum gesegneten Kreuz machend. Und Gott erwartet von jedem Einzelnen unter uns, daß er in seinem Berufe und Kreis sich vor die Risse stelle, sich zum Versöhner und Friedestifter mache, Bruder sei, lindere, heile, helfe, vergebe und vor allem gläubig und hoffend leide.

Das ist die große, schwere Aufgabe, die diese Zeit uns Christen auferlegt. Wir können vereinzelt nicht standhalten. Drum müssen wir mehr als je Gemeinschaft unter einander haben. Es müssen von Kreuz zu Kreuz sich Ranken schlingen, damit wir einander stützen und tragen. Und vor allem müssen wir uns alle jetzt um das eine große heilige Kreuz Jesu Christi sammeln zur stillen, geduldigen, gläubigen und in der Liebe verharrenden Kreuzgemeinde. Gott wird das segnen. Er wird es dadurch segnen, daß er unter den Kreuzen und um sie her einen Garten neuen Lebens erblühen läßt, den Garten des Friedens und der Liebe. Amen.

## Ein fester Standort.

(Am 24. April 1921.)

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

In der Zerrissenheit und Verworrenheit unserer gegenwärtigen Lage erinnert man sich oft des berühmten Wortes, welches einem Mathematiker des Altertums zugeschrieben wird: „Gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Welt aus den Angeln heben“, oder wie es ein römischer Schriftsteller überliefert hat: „Er sagte, wenn er eine andere Erde hätte, würde er dorthin gehen und die unsere bewegen.“ Die physikalische Wahrheit, welcher dieses geflügelte Wort einen so verblüffenden Ausdruck gibt, ruft in uns die Frage und den Wunsch wach, ob nicht auch in der Welt des Geistes dasselbe Gesetz gelte und auch da derjenige Herr über die Situation werden könnte, der einen von ihr unabhängigen, unverrückbaren Standpunkt zu gewinnen vermöchte.

Nun, was in der Welt der Dinge eine denkbare, aber keine ausführbare Möglichkeit ist, das ist in der Welt des Geistes Geschehnis und Tatsache geworden. Unserem Geschlecht haben eben diese Tage das wundervolle geistesgeschichtliche Gegenstück zu jenem Aussprüche des antiken Gelehrten aufs neue zu Gemüte geführt, nämlich Martin Luthers Bekenntnis: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir.“ Die Ueberlieferung dieser Worte ist zwar bekanntlich unsicher. Aber mag es auch zweifelhaft sein, ob Luther das Wort gesprochen hat: „Hier stehe ich“; unzweifelhaft ist, daß er dort stand und von diesem Punkte aus tatsächlich die Welt, wenn auch nicht aus den Angeln zu heben, so doch derart nachhaltig zu bewegen vermöchte, daß die Bewegung noch heute andauert.

Ich halte es für einen fürsorglichen Erweis der Güte Gottes, daß wir gerade jetzt hieran erinnert worden sind. Wir wollen



uns denn auch in unserer gegenwärtigen äußeren und inneren Bedrängnis den Punkt, wo man so fest und zuversichtlich stehen und die Welt mit ihrer Macht so sieghaft unter sich kriegen kann, nicht bloß zeigen lassen, sondern wir wollen diesen Standort selber beziehen.

Welches ist nun aber in der Welt des Geistes der archimedische Punkt? Wo müssen wir Stellung nehmen, wenn wir von der Welt der Dinge und Geschehnisse frei werden, uns innerlich über sie erheben und ihr standhalten wollen? Unser Textwort redet davon. Es gehört zu Luthers Lieblingsprüchen. Er sagt einmal, mit diesem Spruch stehe er auf und bitte täglich, Gott wolle ihn denselben immer tiefer erfahren lassen. Ein andermal, das sei einer jener Sprüche, welche man auf den Knien von Rom holen möchte, wenn man sie anders nicht haben könnte. Und in einer Predigt rühmt er: „Dies Evangelium ist der herrlichsten Predigten eine, als man im ganzen Neuen Testament finden kann, daß es wohl billig wäre, wenn es sein könnte, daß man's mit goldenen Buchstaben in das Herz schriebe; und ein jeder Christ sollte solchen Text zum wenigsten auswendig können und alle Tage seinem Herzen vorsprechen . . . Denn es sind solche Worte, die ein trauriges Herz fröhlich und einen toten Menschen wieder lebendig machen können, wenn man nur durch den Glauben fest daran halten könnte.“ Gott lasse dieses Wort auch uns zu einem Lichte unserer Seele werden und segne hiezu unsere Betrachtung!

Wir gewinnen so lange keinen festen, von der Welt unabhängigen Standort, so lange wir nicht in einem völligen, unbedingten Vertrauen auf den himmlischen Vater stehen. Wie sollen wir aber dazu kommen? Wenn wir, zumal jetzt in dieser verwirrten Zeit und ihrem betäubenden Geschrei, bloß den Blick auf sie und auf uns selber haben, so müssen wir verzweifeln und erliegen. Unsere ganze jetzige Lage ist das Ergebnis unserer Schuld, unserer Torheit, unseres Ungehorsams, unserer Halbheit und Geteiltheit, des Zwei- und Dreiherrrendienstes, den man durch die ganze Christenheit hin getrieben hat trotz dem ersten Gebot: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben!“ und trotz der nach-

drücklichen Versicherung Jesu: „Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben; oder dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Aber es ist zu diesem Ergebnisse doch nicht ohne Gottes Willen gekommen. Es steht und bleibt stehen über unserer und aller Welt Sünde unser großer Gott mit seiner Allmacht, Weisheit und Liebe. Daß er das alles über uns hereinbrechen ließ, kann — es ist uns gar nicht anders denkbar — nur den einen Grund haben: Es ist nötig für uns; es soll uns zur Besinnung, es soll uns zu ihm bringen.

Aber eben, wo finden wir ihn? Wo finden wir ihn so, daß wir ihn dann unzweifelhaft haben, daß er uns dann zur alles tragenden, alles lösenden, uns erlösenden und stark und getrost machenden Gewißheit wird? Seht, diese Gewißheit wird uns nicht so zuteil, daß wir uns vor die Welt und das Leben, vor die Dinge und Geschehnisse hinstellen und unsere Gedanken in sie hineinlegen und dann auf dieses von uns selbst gelegte Fundament unsere Zuversicht und Hoffnung gründen. So baut freilich dormalen die Mehrzahl der Menschen. Man getraut sich, die ganze Welt, den ganzen Umbau oder Neubau der Welt, die ganze Zukunft auf das Fundament der eigenen Wünsche und Forderungen, der eigenen Theorien zu stellen. Wir halten dieses Fundament jedoch so wenig für einen tragfähigen Grund, daß wir ihm nicht einmal unser eigenes Los, geschweige denn das Los der Gesamtheit anvertrauen möchten. Vielmehr drängt sich uns täglich mehr die Ueberzeugung auf, daß ein Grund der Gewißheit für uns nur dann zustande kommt, wenn nicht wir unsere Gedanken in Gottes Welt und Geschichte hineinlegen, sondern umgekehrt Gott seine Gedanken in unsere Welt und Geschichte hereinlegt. Und zwar so hereinlegt, daß wir sie ergreifen und begreifen können, daß sie uns zu mächtig werden, daß sie als die Offenbarung der höchsten und stärksten Wirklichkeit uns überwältigen. Gerade das verkündigt uns nun das Evangelium. Deshalb ist es Frohbotschaft, weil es uns zeigt: „Blicket doch her! Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle,

die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Dieses Wort stellt nun allerdings eine ungeheure Behauptung auf. Es behauptet nämlich, daß ohne Jesus Christus die Welt verloren sei. Ist das so? Ist das nicht übertrieben? Wir brauchen hierüber nicht lange zu sprechen. Der gegenwärtige Zustand der Völkervelt spricht unmißverständlich. Wohin denn anders sind wir geraten, die Welt im Großen und die Menschen im Einzelnen, als in einen heillosen Zustand des Verlorenseins? Weshalb? Hatte die menschliche Wissenschaft es noch nicht weit genug gebracht? Hätte die Technik noch größere Errungenschaften aufweisen sollen? Waren wir in der Organisationskunst noch nicht genügend fortgeschritten? Hatte man noch keine großartigen Projekte und vielverheißenden Programme und fertig ausgebauten Theorien? Fehlte es der Menschheit an klugen Köpfen? Ach nein, von dem allen hatten wir wirklich reichlich; wir hatten es in früher nie erlebter Fülle und Steigerung. Aber wir haben uns trotz allem dem in die dunklen Tiefen des Jammers und der Schuld hineinverloren, in denen wir jetzt ratlos und hilflos stecken.

Ja was fehlte uns denn? Wir wußten und fanden und hatten das wahre Leben nicht, das Leben, welches nach dem Neuen Testament allein im vollen und tiefen Sinn des Wortes Leben zu heißen verdient. Dieses Leben stellt sich nur da ein, wo der Mensch den Anschluß an Gott vollzogen hat. Ist dieser Anschluß unterbrochen, so ist der Zustrom aus den ewigen Urgründen alles Lebens abgestellt, und es tritt der Zustand ein, welchen die Bibel „verloren sein“ nennt. Damit ist nicht, wie manche Christen meinen, ein Zustand gemeint, welcher erst nach dem Tode einsetzen wird, sondern ein Zustand, in welchem sich die Menschen jetzt schon, hienieden schon befinden, welcher sich allerdings dann einst vollenden wird, wie alle unsere irdische Aussaat sich zu einer ewigen Ernte auswächst. Das ist der furchtbare Ernst der biblischen Gerichts- und Bußpredigt, daß sie den Völkern und den Menschen dieses: „Ihr seid verloren“ ins Gesicht schleudert. Und das ist die erschütternde Feststellung, zu der ein ernster Mensch aufwacht, wenn

diese Predigt ihn trifft und zur Selbsterkenntnis bringt: „Ich bin wie ein verirrt und verloren Schaf.“ Aber Gott sei Dank, das ist auch der helle Jubelton, der durch das Evangelium geht: „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“ und der vollends aus Jesu Gleichnissen vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn wie wundersame Himmelsmusik uns entgegenklingt.

Nun meine ich: Das sollte wenn irgendwem so uns aufgehen, die wir von Gott noch etwas wissen und haben, so daß wir dann in dieser Zeit und Welt drinstünden mit dem Ernst und dem Mut, welche der Sache wieder den wahren, unverblühten biblischen Namen zu geben wagen: Den, daß die Welt und wir alle uns einfach verloren haben und daß wir im Begriffe stehen, uns — sofern das überhaupt noch möglich ist — noch immer tiefer zu verlieren. Denkt jetzt nur an den Kampf um das neue Steuergesetz, der gestern und heute zur Entscheidung kommt! Stellt euch vor: Es wäre aus einer lichterem Welt ein höherer, edlerer Geist zu uns herabgestiegen und hätte diesen Kampf verfolgt, hätte die innersten Motive durchschaut, hätte hinter all den Versicherungen und Behauptungen den wahren Sinn der Herzen erkannt, hätte die widerliche Gehässigkeit und Verhekung, all die bewußten, böswilligen Entstellungen und Unterschiebungen beobachtet, mit denen gefochten wurde, meint ihr nicht, er müßte von uns den Eindruck gewonnen haben: „Ach diese armen Menschen; wie unsäglich tief haben sie sich doch verloren in die Knechtschaft niedriger Dinge, unter die Herrschaft widergöttlicher Mächte; ihre Seelen scheinen entweder dem Mammon oder dem wilden Hasse verfallen“? Und das ist nur ein Bild im Kleinen von dem Zustand, wie er sich schon vor dem Kriege und dann während des Krieges und seither erst recht durch die ganze Christenheit hin herausgebildet hat: Die Menschen haben sich verloren; sie sind mit ihrem Jagen nach Glück und Freiheit auf ganz falsche Fährten geraten; sie treiben in ihrer Verblendung die Entwicklung der Dinge in eine abwärts statt in eine aufwärts laufende Richtung; die Zügel über ihre Begierden und Triebe sind ihnen entglitten.



Man muß die Menschen nur einmal einzeln nehmen und bei einem nach dem andern seinem unbefriedigten Zustande auf den Grund zu kommen suchen, und zwar die Menschen oben wie unten und unten wie oben. Man wird immer wieder zu denselben Feststellungen gelangen: Sie haben irgendeiner sündhaften Gier und Leidenschaft so lange gefröhnt, daß sie ihr nun völlig ausgeliefert sind. Oder sie haben Güter und Genüsse, Liebhabereien und Bequemlichkeiten, welche an sich, unter der Zucht des Geistes gehalten, nicht sündhaft sind, eine solche Rolle und Macht in ihrem Leben erlangen lassen, daß es ihnen nun zur Sünde geworden ist. Oder sie haben einst in der Vergangenheit eine Schuld auf sich geladen und sie nie ehrlich bekannt und gesühnt, sondern sie immer wieder unter neuen Sünden verborgen. Oder es hat in ihnen noch kein tieferes und feineres sittliches Empfinden sich durchsetzen können; sie scheinen noch gar keine Ahnung zu haben, wie weit weg von wahren Menschentum sie sich verloren haben. Oder endlich, sie fühlen zuzeiten wohl, daß sie sich in Dinge verloren haben, die ihnen Verderben bereiten; aber sie reden sich ein, sie kämen schon wieder davon los. Daß allein die Vergebung erlöst, wollen sie nicht wissen.

Sie? Ja und wir? Wir haben nur dann das Recht, andern zu sagen und zu zeigen, daß sie verloren sind und daß es ihnen, wie immer auch ihre äußeren Umstände sein oder sich gestalten mögen, doch am Frieden, an der Freude und an der Kraft wahren Lebens fehlen wird, und wir können das nur dann wahrhaftig und also auch wirksam tun, wenn erst wir selber uns haben finden lassen; wenn erst uns selber die Augen darüber aufgegangen sind, daß alle Versuche, uns selbst zu helfen, so lange bloß auf neue Täuschungen hinauslaufen, so lange wir noch von Gott los sind; wenn wir selber es gemerkt haben, daß aller Glanz der Welt und ihrer Kultur, alle Kraft und Schönheit des Menschenwesens, aller Reichtum und alle Genüsse dieser Zeit nur Schein des Lebens, nicht das Leben selbst sind, und daß umgekehrt in alle Not, in alle Zusammenbrüche, in alle Trübsale, ja sogar in alle Sünde und Schuld herein alsbald lebendige, befreiende, erlösende, heilende

und unwandelnde Kräfte strömen, sobald eine Seele den Anschluß an den Vater gefunden hat. Haben wir davon selber redliche Anfänge erlebt, sind wir selber irgendwie aus Verlorenen Gefundene und Heimgebrachte geworden, dann können und dürfen wir aber auch nicht schweigen. Denn dann sind wir ja in der Lage, unsern Brüdern und Schwestern das Rätsel ihrer Friedlosigkeit, ihrer Hilflosigkeit und Kraftlosigkeit zu lösen: Sie haben sich verloren; sie sind herausgeraten und abgesprengt aus dem Zusammenhang, in welchen sie eigentlich gehören, und existieren nun unter Bedingungen, welche ihrem wahren Wesen nicht entsprechen, und gelangen deshalb nicht zu ihrem bestimmungsgemäßen Leben.

Laßt uns das den Menschen nur getrost sagen! Wir brauchen es nicht mit vielen Beweisen und Beispielen zu belegen, — denn den durchschlagendsten Beweis trägt jeder in sich selber, in seiner inneren Unbefriedigtheit und Leere. Und das nächstliegende und überzeugendste Beispiel hat jeder an seiner eigenen Seele, deren Schrei auch er zuzeiten hört wie den Schrei eines vergessenen Gefangenen aus tiefem Verließ herauf. Ich habe es meines Erinnerns noch nie erlebt, daß ein Mensch, und wär's auch der verkommenste gewesen, mir offen ins Auge zu blicken und es fest und bestimmt in Abrede zu stellen gewagt hätte, wenn ich ihm in ernster Liebe ins Gesicht sagte: „Nicht wahr, Sie fühlen sich in mancher stillen Stunde im Innersten darum unglücklich, weil Sie sich selbst verloren haben?“ Wohl aber habe ich es schon unzählige Male erlebt, daß alsdann auch roher Menschen Augen feucht wurden, ja daß starke Männer in Schluchzen ausbrachen und ihrem Herzen in einem ehrlichen Bekenntnis ihrer Last und ihrer Not Luft machten.

Es wäre allerdings eine zwecklose Grausamkeit, zu beladenen, gebundenen, armen Menschen so zu sprechen, wenn wir ihnen nur dies zu sagen wüßten: „Ihr seid verloren!“ Aber Gott sei Lob und Dank dafür, daß wir ihnen in demselben Augenblick auch noch das Andere sagen dürfen: „Ihr seid gesucht! Ihr seid gesucht von dem, dessen Kinder auch ihr seid, freilich dessen verlorene, entlaufene Kinder, aber doch auch dessen Kinder, von dem, dessen

Bild auch euch eingeprägt ist, dessen Züge auch ihr trägt, ach jetzt besudelt, entstellt, geschändet, aber doch noch da und noch wiederherstellbar. Und erscheint es euch unglaublich, daß er, der Allerschönste, der Heilige, der Schöpfer aller Welten, euch suchen, euch vermissen sollte, mit euch Verbindung und Gemeinschaft haben wollte, o so hört den Beweis dafür: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Das ist und bleibt der eine, große, zentrale, ewige Liebesbeweis unseres Gottes: Er gab uns Jesum Christum auf unsere arme und dunkle Erde. Der Apostel Paulus hat recht, wenn er frohlockend ausruft: „Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!“ Nicht die Menschheit hat Jesum hervorgebracht. Er ist nicht eine Blüte und Frucht an dem Baume, dessen Wurzeln aus ihren Tiefen die Säfte heraufholen. Nehmt irgendeines seiner Worte, versenkt euch in irgendeine seiner Taten, gebt euch nur einem Hauche seines Geistes hin, euer Herz und Gewissen wird es euch bezeugen: Er ist anders als wir; er wurzelt in einer andern Welt als wir. Wir sind von unten, er ist von oben. Wir sind verirrt und verlorene Kinder; er aber ist der Sohn, der stets in dem ist, was des Vaters ist. Ihn hat Gott uns hereingegeben in unsere Welt und Menschheit, daß er uns des Vaters Gnade bringe und unsere verlorene Seele suche und die matte, franke heile und uns den Heimweg zeige. Und er — o sollte uns nicht unser Herz in inniger Gegenliebe entbrennen? — er gab sich in seiner unsagbaren Heilandstreue so tief hinab in unseren Jammer und in unsere Schwachheit, daß er allerdings unser Bruder ward und versucht worden ist und gelitten hat allenthalben gleichwie wir, doch — ohne Sünde. Denn seine Kraft kam vom Vater. Ihm war es Speise, den Willen des Vaters zu tun. Er trat nie aus dem Gehorsam gegen den Vater heraus, auch dann nicht, als der Vater ihm den bitteren Kelch zu trinken gab, auch dann nicht, als der Vater ihn in die dunkelste Anfechtung und Seelennot hingab, ja in den Tod am Kreuz.

In allem dem, in Jesu Kommen in unsere Welt, in Jesu

Person und Leben in unserer Welt, in seinem Leiden und Sterben für uns, in seiner Auferstehung, in seinem Nahesein den Seinen bis an der Welt Ende, liegen große göttliche Geheimnisse. Kein Grübeln und kein Scharfsinn vermögen sie zu ergründen. Aber eins ist kein Geheimnis, ist uns nicht verborgen; eins bricht aus allem dem hell und klar und groß hervor wie das Licht der Sonne: Die Liebe Gottes, die in Jesus Christus über uns aufgeht und die jedem Herzen, welches ihr sich gläubig erschließt, Vergebung, Frieden und neues, ewiges Leben spendet.

Und wer aus ihrer Flut schöpft, soviel seine arme Schale zu fassen vermag, der wird genesen und die Kraft empfangen, von welcher jemand gesagt hat: „Es gehört eine große Kraft dazu, um zwei Leben zu leben, um zu enden und aufs neue zu beginnen.“ Zu enden unser Leben für uns selbst in kalter, dunkler Selbstsucht. Und zu beginnen das Leben für die Brüder in heller, warmer Liebe. Denn dazu sucht uns Gott, dazu gibt er uns Jesum Christum in diese Welt und hat er ihn jedem von uns auch in die Welt seiner Seele hereingegeben, daß wir nun an dieser Gottesoffenbarung einen unverrückbaren Standpunkt gewinnen, von wo aus wir — nicht die ganze, große Welt, aber — unser kleines Stück Welt aus den Angeln, aus den Angeln der Selbstsucht, heben und sie bewegen könnten, zur Bewegung um seine Sonne. In Jesus Christus ist uns Gottes Wesen, ist uns der Sinn der Welt, ist uns das Grundgesetz auch unseres Lebens offenbar: Die Liebe, die Liebe, wie sie in ihm erschienen ist, als unwandelbare, reine Güte, welche allem und allen Gutes tut und Gutes gibt, bei welcher das Böse keinen Raum mehr hat, in welcher es stirbt.

Ich las dieser Tage — wer es schrieb, weiß ich nicht — das schöne Wort: „Die Menschen meinen, es gäbe solche Lagen, wo man mit den Menschen ohne Liebe verkehren könne. Solche Lagen aber gibt es nicht. Mit Sachen kann man wohl ohne Liebe umgehen. Man kann ohne Liebe Bäume fällen, Ziegel brennen, Eisen hämmern; mit Menschen aber kann man nicht ohne Liebe umgehen, ebenso wie man mit Bienen nicht ohne Behutsamkeit umgehen kann. So ist die Beschaffenheit der Bienen. Wenn



du mit ihnen ohne Behutsamkeit umgehst, so schadest du ihnen und dir selbst ebenfalls. Dasselbe ist mit den Menschen der Fall." Das ist nichts anderes, als was das Neue Testament längst von uns fordert: „Alle eure Dinge laßt in der Liebe geschehen!" Daß das nicht geschah, das ist die tiefste Ursache unseres ganzen großen Jammers. Und es geschah nicht, weil wir nach dem Worte des Gelehrten im Altertum nicht auf der andern Erde, nicht in der andern Welt drinstunden, von wo aus wir diese Welt hätten heben und bewegen können. Vielmehr blieben wir alle in dieser Welt, in der Welt der Selbstsucht und der Lieblosigkeit. Und was alles man jetzt auch in Bewegung setzen mag, wenn die bewegenden Kräfte die Kräfte dieser Welt sind, die Kräfte der Selbstsucht, der Eier, des Machthungers, der Mißgunst, des Hasses, so vermögen sie uns nicht zu retten, sondern werden uns nur tiefer ins Verderben stürzen. Die Rettung kann allein darin bestehen, daß eine andere Welt mit ihren Kräften, mit den Kräften der Erlösung und der Erneuerung, in unsere Welt hereingreift. Das geschieht; es geschah längst. O nehmt mit offenen Herzen die Botschaft auf: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“, und vergeßet nie: In der Welt Jesu heißt das Leben haben, in der Liebe stehen, in der Liebe des Vaters und in der Liebe zu den Menschen, zu allen Menschen! Amen.

---

## Himmelfahrtsglaube.

Himmelfahrt. (Am 5. Mai 1921.)

Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.  
Matth. 28, 16—20.

Während schon die Himmelfahrtspredigt mich innerlich beschäftigte, kam mir aus einem Buche, das ich längst besaß, aber noch nie gelesen hatte und das nun eben jetzt mir in die Hände geriet, eine Stelle zu Gesichte, welche mich alsbald aufs lebhafteste fesselte, denn sie stand in einer seltsamen, mich verblüffenden Beziehung zum Himmelfahrtstfest.

Das Buch enthielt — ich weiß nicht ob wirkliche oder bloß fingierte — Briefe einer Lehrerin, welche in die deutsche Schule eines siebenbürgischen Dorfes verschlagen worden war und welche dort, ein weltoffener, suchender Geist, eine menschenhungrige, der Aussprache und des Verständnisses bedürftige Seele wie sie war, sich unfählich verlassen fühlte und es bisweilen in ihren inneren Kämpfen kaum mehr aushielt. In einem dieser Briefe — die Stelle traf ich gerade — fand sich folgender Herzenserguß: „Rein Tag im Jahre ist mir verhafter als das Himmelfahrtstfest. Ich weiß nichts damit anzufangen, und doch kehren meine Gedanken immer wieder dazu zurück. Es quält mich wie ein Name, der mir nicht einfällt. Gestern abend legte ich mich mit dem Gedanken: Morgen Himmelfahrt! recht verdrießlich nieder. Ich erwachte darum heute wenig erfrischt und spät.“ Ihre Stimmung wurde nicht besser, als der Postbote einen Brief brachte, worin eine Freundin ihr das Herz voll gesundheitlicher, ökonomischer und familiärer Sorgen ausschüttete. Sie machte sich daran, der Ge-

plagten sofort zu antworten; aber sie fühlte sich innerlich so arm und leer, daß ihr nur konventionelle Gedanken einfielen. „Da bewahrte mich mein Herz davor“, schreibt sie. „Vom Turme aber läuteten die Glocken. Ich griff gewohnheitsmäßig nach Hut und Gesangbuch und trat in den Hof. Düstere Nebel grüßten mich. Vor der Gassentür machte ich Halt. Es ergriff mich ein starker Widerwille, als mir plötzlich klar wurde, wie gleichgültig und gedankenlos ich meinen Weg antrat an einem Tage, da mich innerlich alles von der Kirche wegstieß. Rasch entschlossen schlüpfte ich durch den Garten, über den Zaun hinweg in das freie Feld und eilte dem Walde zu.“ Dort auf einem Hügel im Eichengebüsch über der Bank hatte sich ein Falke, der einem Knaben entflohen war, mit seiner Schnur so verwickelt und gefangen, daß er nicht mehr loskam. Sie verhalf dem Vogel zur Freiheit. Stolz und sicher stieg er über ihren Häupten in die Lüfte empor. Dann brach auch noch die warme Frühlingssonne durch die Nebel hindurch. An allen Halmen und Blättern glitzerten Wassertropfen wie kleine Diamanten, bis sie, von Licht und Wärme durchglüht, in die Luft verdunsteten. Ueber dem allem drang auch in ihr trübes und bitteres Gemüt eine hellere, versöhnlichere Stimmung. Es erwachte in ihr der Entschluß, in den kommenden Ferien die arme Freundin zu besuchen, sie zu trösten und ihr beizustehen. Und als dann im Dorf zu ihren Füßen die Glocken abermals läuteten und die Gemeinde aus der Kirche auf die Straßen strömte, erschien ihr das Himmelfahrtsfest auf einmal ganz anders. Jetzt kann sie schreiben: „Ein winziger Teil der Gedankenkraft, die dich, mein Meister, bewegte, reicht hin, mich schweren Erdenkloß emporzuheben, und deine Wärme und Kraft hätte nicht genügt, dich hinaufzuheben, bis du restlos eins wurdest mit dem Guten, das du erkämpfst? Ein Strahl dieser Seligkeit ist heute auch auf mich gefallen. Himmelfahrt!“

Nur kommt vor, von den so rasch sich wandelnden, ja sich selbst widersprechenden Gedanken und Stimmungen dieser suchenden Menschenseele, welche am Himmelfahrtstage ihre eigene innere Auffahrt aus Verdrossenheit und Bitternis zu heller, beglückender

Zuversicht erlebt hat, woge etwas auch in manchen von uns, jedesfalls in sehr vielen unserer Zeitgenossen.

Einerseits mutet sie von allen kirchlichen Festen keines so fremdartig an und fordert keines so sehr ihre Einwände und Zweifel heraus wie dasjenige, das wir heute feiern. Wie soll man sich denn das denken, was die Himmelfahrtsgeschichte erzählt? Wohin ist Jesus aufgefahren? Bekanntlich weisen die Menschen, wenn sie gen Himmel zeigen, in den verschiedenen Zonen und Breitegraden unseres Planeten auch in verschiedenen, ja in den entgegengesetztesten Richtungen in das unermessliche Weltall hinaus. Wo befindet sich Jesus nun? Und wie haben wir uns seine gegenwärtige Existenzweise vorzustellen? Wie verhält es sich überhaupt mit dem Himmel der Bibel und des Glaubens angesichts der Erkenntnisse, welche der moderne Mensch besitzt?

Andrerseits aber war kaum je unter den Menschen eine so ungeduldige Sehnsucht, ein so leidenschaftliches Suchen nach einer besseren, höheren Welt vorhanden wie jetzt, nach einer Welt, wo man von den großen, hehren Dingen, von der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit, dem vollendeten Menschentum, dem ewigen Frieden nicht immer bloß spricht und sie immer bloß fordert, sondern wo man sie endlich einmal hat. Es werden von den Menschen jetzt so ziemlich sämtliche Wege beschritten, auf denen man überhaupt unter Heiden und Christen jemals irgendwo und irgendwann dieser sichtbaren Welt mit ihren Nöten und Sünden zu entinnen und in eine vollkommene göttliche Welt zu gelangen suchte.

Man schließt sorgfältig die fünf Tore der Sinne zu; die Seele zieht sich sozusagen in die innersten Gemächer zurück und sammelt ihre ganze Kraft auf einen Punkt, bis ihr das Bewußtsein entschwindet und sie im Unendlichen und Ewigen aufgeht. — Oder man erstrebt eine Steigerung der menschlichen Seelenkräfte über die gewohnte Stufe hinauf. Dann scheint zuletzt der Geist als das allein Wirkliche, ist alles und vermag alles; das Leibliche aber mit seinen Leiden und Hemmungen wird zur bloßen Illusion.

Oder man meint höhere, sonst verborgene Kräfte und Fähigkeiten zu erlangen, für welche die Grenzen der materiellen Welt nicht mehr



gelten, mit welchen sich der Mensch vielmehr in das göttliche Reich des Geistes Eingang verschafft. — Oder man sucht den Verkehr mit Geistern, welche aus dieser sichtbaren Welt abgeschieden sind; man führt Rundgebungen und Erscheinungen solcher Geister herbei und scharf sich zu diesem Zwecke um Personen, die als besonders befähigte Mittler und namentlich Mittlerinnen sich gleichsam auf die Schwelle zwischen beiden Welten stellen können. — Oder man erwartet endlich und sucht es nach Kräften selber herbeizuführen, daß über die gegenwärtige verfehlte und böse Welt eine bessere neue hereinbreche, an ihre Stelle trete und den Himmel auf Erden etabliere.

Der nachdenkende Beobachter erkennt in allen diesen Bestrebungen nur die wechselnden Versuche, durch welche dasselbe elementare Verlangen nach einer besseren, reineren Welt ans Ziel gelangen möchte. Und das ist im Grunde eine tiefergreifende Tatsache. Alle aus der Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit erwachten Menschen sind denn auch irgendwie an derartigen Versuchen beteiligt. Sollte man nun unter diesen Umständen nicht erwarten müssen, daß gerade die Himmelfahrtsbotschaft auf freudig aufhorchende, innerlich für sie höchst empfängliche Menschen treffen mußte, die Botschaft, die uns verkündigt, daß der Reinste und Beste, welchen die sichtbare Welt je beherbergt hat, der, auf welchem des Vaters Wohlgefallen ruht, und zugleich der, in welchem die Menschheit ihr eigenes wahres Bild vor sich sieht, in die höhere Welt eingegangen ist und nun von dort aus mit himmlischen, göttlichen Kräften seine Sache in dieser Welt führt und die Seinen umgibt, stärkt und stützt?

In der That, Himmelfahrt bringt uns die Botschaft, auf welche wir die Gewißheit einer besseren Welt als die, die uns jetzt mit ihren Fragen und Nöten so hart zuseht, gründen können. Wenn ich daran denke, auf was für Zeugnisse und Zeugen hin die Menschen jetzt in Scharen alle jene Wege betreten und oft genug unter Mühen und Opfern gehen, von welchen sie sich den Zugang zu einer andern Welt versprechen, und wenn ich damit das Zeugnis der Evangelisten und Apostel vergleiche, das Zeugnis all der

Männer und Frauen, welche durch die Jahrhunderte der christlichen Geschichte herab in der Gewißheit, die unser Textwort ausspricht, ein Leben des Glaubens und der Liebe, der Hingabe und des Gehorsams geführt haben, so begreife ich es nicht, weshalb die Botschaft, die der heutige Tag uns wieder zuruft, die Menschenseelen nicht ganz anders ergreift und stark und frei und selig macht.

Liegt der Grund hiefür wirklich in den äußeren Schwierigkeiten, welche diese Botschaft unseren Vorstellungen verursacht? Wir müssen uns allerdings hüten, daß sich unsere Gedanken nicht in Irrwege verlaufen. Der Apostel Paulus hat ein Wort geschrieben, an das wir uns in dieser Sache am sichersten halten: „Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Es handelt sich bei der Himmelfahrt nicht um eine Ortsveränderung Jesu innerhalb dieser sichtbaren Welt, als ob er von einer Stelle in ihr an eine andere Stelle in ihr übergesiedelt wäre. Es handelt sich vielmehr um eine andere Welt, von der wir ebenfогut sagen können, sie sei hinter dieser sichtbaren Welt verborgen, wie, sie sei über ihr. Indem Jesus in sie einging, verhiess er den Seinen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Für Stephanus schob sich im Gerichtssaale, als er vor seinen Anklägern und Richtern stand, gleichsam der Vorhang weg, der die himmlische Welt verhüllte. Aber auch in manchem armseligen, schmutzlosen Stübchen ist schon über dem Sterbebett eines frommen Menschen etwas von ihrem Glanz und Frieden hervorgebrochen. Wir bemühen uns jedoch vergeblich, uns über diese Welt Vorstellungen zu machen, wie wir uns ebenso vergeblich bemühen, uns über Gott oder über unsere Seele Vorstellungen zu machen. Denn unsere Vorstellungen sind samt und sonders Erinnerungsbilder von Eindrücken, welche die Sinnesorgane uns zugeleitet haben. Unsere Sinnesorgane aber sind uns zur Wahrnehmung der Dinge dieser Welt gegeben. Wenn wir uns hierüber einmal klare Rechenschaft geben, so werden uns die Fragen nach dem Wo und dem Wie des Himmels nicht mehr beunruhigen. Wir wissen dann, daß wir der himmlischen Welt nur auf geistigem, innerlichem Wege gewiß werden können, nicht mit unseren Sinnen, etwa mit unserem Auge,

als ob wir, wenn wir es mit erstaunlichen Ferngläsern bewaffneten, den Himmel Gottes wahrzunehmen vermöchten. Die Organe der Wahrnehmung in dieser Sache sind unser Herz und unser Gewissen, ist unser inneres Erleben, ist unsere Seele.

Wenn wir zu keiner Gewißheit der ewigen, himmlischen Welt kommen, so muß es also an dieser Stelle fehlen. Und in der Tat, so ist es. Matthäus erzählt uns keine eigentliche Himmelfahrtsgeschichte. Dafür teilt er uns aber das wundervolle und majestätische Wort mit, in welchem Jesus ausspricht, was sein Aufstieg zum Vater für seine Jünger bedeutet. Er tritt aus der sichtbaren Welt der Dinge und aus dem Leben, das ihn an ihre Kräfte und Geseze band, zurück und geht ein in die ewige Welt Gottes und in ein Leben, für das wir nur die schwachen Worte „erhöht“ und „verklärt“ haben, in ein Leben höherer, höchster Ordnung, in ein Wirken, daß ich so sage, von zentraler Stelle aus und mit Kräften, die nicht an unsere Art und unser Maß gebunden sind. Darum gilt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Daß wir das ergreifen und darauf fröhlich vertrauen, das ist das Wesentliche und Entscheidende am Himmelfahrts Glauben. Und eben, wenn wir das nicht zu tun vermögen oder bloß zaghaft, bloß ein wenig, bloß dann und wann, nicht aber herzhast und ein für allemal und unter allen Umständen, so liegt der Grund dafür bei uns. Wir selber haben uns der Gewalt Jesu noch nicht hingegeben. Wir weichen ihr aus; wir entziehen ihr Stücke unseres Wesens und Lebens. Paulus, welcher sich erst wie ein wildes, feuriges Ross gegen seinen Bezwingen aufbäumte, sich dann aber in seine Zügel gab und dem Herrn Christus ganze Gewalt über sich ließ; der Lieblingsjünger Johannes, welcher sein Wesen und Leben so tief in die Flut der Liebe Jesu eingetaucht hat und sich von ihr dann widerstandslos tragen ließ; Luther, welcher nach langem und saurem Kampfe um den Frieden seiner Seele sich schließlich völlig in Christi Gewalt gefangen gab; mit ihnen alle die großen Glaubenszeugen der christlichen Kirche, und nicht bloß die großen, auch ungezählte ungenannte schlichte Jünger und Jüngerinnen aus allen Zeiten

und Völkern, welche die Gnade Gottes in Christo mit kindlichem Glauben ergriffen haben und ihrer Lebensmacht sich hingaben, sie alle, alle haben die Gewalt Jesu so entscheidend und durchgreifend an sich erfahren, daß sie es nun wissen: „Da und da allein ist die Macht, zu retten und zu überwinden“ und daß sie nun den Mut und die Kraft finden, trotz aller Dunkelheit, die noch auf der Menschheit liegt, trotz allen Fesseln, in die die Menschen noch geschlagen sind, trotz allen Widerständen, welche sich gegen Gottes Reich noch erheben, es dennoch zu glauben: „Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Wenn aber die Wirklichkeit, welche unser Auge sieht und unser Ohr hört und ach unser Leib und unsere Seele auch täglich schmerzlich fühlen, dem zu widersprechen, das Lügen zu strafen scheint, so ist der Trost der Jünger die Erkenntnis, daß die Gewalt Jesu nicht von der Art der Gewalt dieser Welt ist. Was Jesus von seinem Reiche sagt, daß es nicht von dieser Welt ist, das gilt auch von seiner Gewalt. Sie ist höherer Art, ich möchte sagen, göttlicher Natur. Ein anschauliches Gleichnis davon kann uns die Wachstumskraft der Natur sein, über deren wundervolle, stille und doch so sieghafte Weise man immer aufs neue staunen muß. Die Gewalt dieser Welt vermag die Menschen wohl äußerlich zu zwingen, aber sie ist außerstande, sie innerlich zu überwinden und zu erneuern. Sie vermag erst recht der Dinge sich zu bemächtigen und sie in ihren Dienst zu reißen, aber sie ist außerstande, sie zur Erfüllung ihrer wahren Bestimmung zu bringen und die Kraft des göttlichen Segens in sie zu legen. Das aber vermag die Gewalt Jesu. Sie ergreift die Menschen und die Dinge innerlich, von ihrem Wesen aus. Wo sie auf Widerstand stößt, wartet sie, denn sie will nicht richten, sondern retten, nicht binden, sondern erlösen, nicht zerbrechen, sondern heilen und beleben, nicht verderben, sondern vollenden. Der Welt erscheint dann die Art Jesu als Ohnmacht; sie höhnt: „Wo ist euer Gott? Wo ist euer Erlöser?“ Auch dem ungeduldigen Kleinglauben der Jünger verursacht das Anfechtungen; sie klagen: „Ist sein Arm denn zu kurz? Hat er uns vergessen?“ In Tat und Wahrheit



aber ist es seine große Geduld und Barmherzigkeit, welche nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, welche deshalb dem Menschen erst innerlich nahe kommen, das Reich in seiner Seele Wurzel fassen und in seinem Leben wachsen lassen will.

Ist dafür nicht auch die Geschichte ein Zeugnis? Hat es sich nicht doch jedesmal noch erfüllt: Wenn die Gewalten dieser Welt wieder einmal am Ende waren, so wurde die Gewalt Jesu Christi aufs neue offenbar, und was aller Zwang der Menschen und der Dinge nicht zustande gebracht hatte, das spendete er denen, die an ihn glaubten, Erlösung und Versöhnung, Heil und Frieden, Kraft zur Freiheit und zur Reinheit und Kraft zu einem Leben in der Liebe? Haben wir nicht alle wenigstens etwas von der Gewalt Christi gespürt? Und müssen wir nicht aus den wertvollsten Erfahrungen unseres Lebens heraus bekennen: „In Jesus ist uns wie nirgendswo in der ganzen Welt wahre Erlösungsmacht, wahre Erneuerungsmacht, Macht, wahrhaft zu segnen und zum Segen zu setzen, begegnet“? Wohlan, so laßt uns doch der Himmelfahrtsbotschaft unsere Herzen freudig aufschließen und es mit Ernst ergreifen und festhalten: „Unserem Heiland und Herrn ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; darum müssen alle Wege der Geschichte auf ihn hinauslaufen und alle Mächte und Geschehnisse letzten Endes ihm dienen“! Und laßt uns insbesondere das herrliche „Darum“ in unserem Texte beachten: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; darum gehet hin!“

Wir tun in der Regel dergleichen, als ob es sich umgekehrt verhielte, als ob wir hingehen und die Welt anfassen und in ihr große Dinge verrichten und gehörigen Lärm machen müßten, damit die Welt merke, wem die Gewalt gegeben sei, wessen Reich komme und wessen Name alle Namen an Glanz überstrahle. Aber dann merkt die Welt nur etwas von unseren vielversprechenden Anläufen und wenighaltenden Ergebnissen. Die stille und doch unüberwindliche, die innerlich einsetzende und doch in alle Dinge hineinwirkende Gewalt Jesu jedoch beachtet sie nicht. Wir wollen doch uns und andere nicht täuschen. Nicht weil wir da sind und

hingehen und reden und werben und kämpfen, darum ist ihm gegeben oder wird ihm gegeben werden alle Gewalt; sondern umgekehrt, weil ihm gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, darum sollen wir hingehen und lehren und ihn verkündigen. Die Sache liegt auf ihm, nicht auf uns. Die Gewalt ist die seinige, nicht die unsrige. Wenn wir's auf unsere Kraft und Verantwortung hin wagen müßten, könnten wir alles bleiben lassen, das Predigen, das Taufen, das Lehren. Weil's aber auf seine Verantwortung hin und unter seiner Gewalt geht, so dürfen wir auch getrost unsere schwache Stimme erheben und unsere kleine Kraft in Bewegung setzen.

Aber wir sollten es so tun, die Apostel und Evangelisten, die Prediger und die Missionare ihre Verkündigung, ihre Taufe, ihre Unterweisung und sie und jeder, der Christi Namen trägt, vor allem unser ganzes Verhalten und Handeln, daß die Menschen um uns her fragen müßten: „Wer steht wohl hinter diesen Leuten, daß sie so getrost, so furchtlos, so frei, so fröhlich, so geduldig und so gütig sind? Man sieht sie nie in Angst und Sorge; wer sorgt denn für sie? Sie genießen alles Gute ihres Lebens mit heiterer Dankbarkeit wie freundliche Geschenke; aus was für lieben Händen empfangen sie sie wohl? Sie tragen alles Schwere, das über sie kommt, mit standhafter Geduld und mit der Erwartung, daß es ihnen irgendwie zum Heile sei; wer vermag es ihnen so zu wenden? Sie verdammen und verachten keinen Menschen, sondern sehen in jedem eine Seele, die irgendeinem wertvoll sein muß und für die sich irgend jemand eingesetzt haben muß; wer wohl? Sie tun auch ihr Kleines groß und haben auch aus ihren Winkeln doch immer den Blick auf eine große, weltweite Sache, der sie ergeben sind; was gibt ihnen diesen hohen Sinn? Es scheint bei ihnen alles Bezug zu haben auf ein unsichtbares Zentrum, und es fließt ihnen in immer neuer Frische und Fülle Kraft, Freude, Frieden und Segen zu aus verborgenen Quellgründen; wo liegen wohl die?“

Nicht wahr, so sollten wir in der Welt leben und vor den Menschen bestehen? Habt ihr nicht auch schon beobachtet, was

für eine auffallende Wirkung auf das ganze Wesen, Auftreten und Verhalten eines Menschen es ausübt, wenn er eine sichere Deckung in seinem Rücken weiß? Der vorher so Unsichere setzt auf einmal seine Füße fest und sicher auf den Weg; der vorher so Schüchterne und Blöde wagt auf einmal große Worte; den vorher so Unbedeutenden erfüllt und trägt auf einmal ein gewichtiges Bewußtsein. Und das alles vielleicht nur deshalb, weil er jetzt eine einträgliche Stelle hat oder ein Amt bekleidet oder Vereinspräsident geworden ist oder eine gute Partie oder eine erkleckliche Erbschaft gemacht oder einen einflußreichen Gönner gefunden hat oder weil er in irgendeiner öffentlichen Bewegung eine Rolle spielt oder irgendein politisches oder soziales Programm ihm einen gewissen geistigen Besitz verschafft. Wenn diese Dinge einem Menschen zu einer Rückendeckung und -stärkung werden können, welche ihn in Stand setzt, furchtloser, sorgenfreier, freudiger und frischer zu leben, sagt, wie muß es dann erst auf Menschen wirken, welche der Deckung und Stärkung gewiß sind, die Jesus den Seinen gibt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ und „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“? Das ist eine Deckung und Stärkung, die beides wirkt: Sie stärkt und befreit und hält doch in Zucht.

So laßt uns doch nicht uns sorgen und uns fürchten, als ob unser Heiland und Herr vor zweitausend Jahren eine Beute des Todes und der Verwesung geworden oder doch an eine ferne Stelle des Weltalls übergesiedelt wäre! Laßt uns leben als die Jünger und Jüngerinnen dessen, der zu Gott erhöht und doch uns nahe ist! Dann legen wir nicht nur Zeugnisse für ihn ab, sondern werden selber eins, und es baut sich durch uns unaufhaltsam sein Reich. Und treffen dann Menschen auf uns, welche zur Himmelfahrt so stehen wie die suchende Seele, von der wir am Anfang erzählten, so werden sie an uns sich zurechtfinden und aus unserer Zuversicht und unserem Frieden etwas von der höheren Welt spüren, nach welcher im tiefsten Grunde auch sie sich sehnen. Amen.

## Die Gemeinde.

(Am 22. Mai 1921.)

Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken und nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen, sondern untereinander ermahnen, und das so viel mehr, soviel ihr sehet, daß sich der Tag naht. Hebr. 10, 24 u. 25.

In einem Aufsatz über die Kirchenaustritte, der mir dieser Tage zu Gesicht kam, tröstet sich der Verfasser mit dem Verse:

Nur die welken Blätter treiben  
Eines hier, das andere dort.  
Doch die frischen stehn beisammen  
Auf dem Baum, dem sie entstammen,  
Grünen lustig an ihm fort.

Man möchte wünschen, daß der Vers recht hätte. Es sind unter denen, die der Kirche den Rücken kehren, allerdings viele, welche schon längst in keiner lebendigen Beziehung zu ihr mehr standen, welche seit Jahren, oft seit ihrer Konfirmation an den Veranstaltungen der Kirche sich nicht mehr beteiligten, welche bloß noch hörten und lasen, was gegen die Kirche, aber nie mehr, was von ihr und in ihr gesagt wurde, oder welche sich überhaupt um die höchsten Fragen der Seele und des Lebens nicht kümmerten und kaum ein Leben führten, das man ein geistiges Leben nennen konnte. Das sind dann freilich welke Blätter, deren Abfall das Ergebnis eines natürlichen Prozesses zu sein scheint. Und doch ist es uns auch um sie leid, wenn sie das Band lösen, welches sie, wenn auch locker und lose bloß, mit der Kirche noch verbunden hat. Denn die Erfahrung bestätigt es uns oft genug, wie in Zeiten, wo irgendein schweres Erlebnis über solche Menschen hereinbricht, Gott dann die innerlich allerdings unlebendige, aber äußerlich doch noch nicht abgebrochene Beziehung zur Kirche benützen kann, um den armen, angefochtenen Herzen aus der Lebensfülle des Evangeliums helfende, rettende Kräfte zuzuleiten.

Aber wir dürfen die Augen davor nicht verschließen, daß unter



den Austretenden auch sehr viele sind, die wir mit Unrecht welke Blätter nennen würden. Im Gegenteil, man hat den Eindruck, es rege sich in ihnen ein nur zu ungezügelter Lebensdrang, so daß sie des Zusammenhangs mit der Kirche nicht nur nicht mehr zu bedürfen meinen, sondern ihn als Hemmung und Bindung empfinden. So lösen sie sich von der Kirche los. Manche, weil in ihnen eine mächtige soziale Leidenschaft entbrannt ist, die sie in die öffentlichen politischen und wirtschaftlichen Kämpfe hinausreißt. Sie glauben, dort ihre Kräfte und Gaben in viel wirksamerer Weise für ihre Mitmenschen einsetzen zu können; in der Kirche sei für ihre Ideale zu wenig Verständnis und guter Wille vorhanden. In andern wieder regen sich starke religiöse Bedürfnisse. Was die Kirche bietet, stillt ihren geistlichen Appetit nicht; sie verlangen mehr. Die Predigt sollte sie kräftiger anfassen und vor die Entscheidung stellen. Ihr Erkenntnistrieb möchte eine gründlichere und intensivere Einführung in die Heilige Schrift oder mehr Aufklärung über bestimmte Gebiete der Glaubenslehre, so über die zukünftigen Dinge. Oder endlich fühlt sich ihr Aussprache- und Gemeinschaftsbedürfnis in der Kirche unbefriedigt. Aus allen diesen Gründen werden sich fortwährend viele von unserer Kirche ab. Es sind nicht welche Blätter, deren Abfall keinen Verlust für uns bedeutete, sondern es sind wertvolle, lebendige Zweige, die da abgebrochen werden. Wir beklagen ihren Weggang aufrichtig.

Um so mehr, als wir uns nicht mit dem angeführten Verse trösten können, daß, wenn auch die welken Blätter vom Baum fallen, die noch bleibenden doch frisch sind und lustig fortgrünen. Es hängt vielmehr viel dürres Laub am Baume unserer Kirche. Wir wundern uns selber darüber, daß die Stürme dieser Zeit es noch nicht abzuschütteln vermochten. Es ist mancher abgestandene Zweig da, an welchem noch niemand ein grünes Blatt, geschweige denn eine köstliche Frucht entdeckt hat. Jedesfalls so reich und stark, daß jeder Zweig und jedes Blatt von drängendem Leben frohsten, pulsiert der Saftstrom im Baume nicht. Und wenn auch von dem, was die Austretenden der Kirche vorwerfen, manches nicht zutrifft und manches geradezu ungerecht ist, so muß uns doch

allein schon die Tatsache ernsthaft zu denken geben, daß immer wieder Menschen, die von der Kirche erzogen worden sind und von Kind auf in ihrer Atmosphäre gelebt haben, leichten Herzens, ohne Wehmut, häufig sogar in bitterer Enttäuschung, ja mit einem gewissen Groll sich von ihr abwenden.

Es scheint uns, daß die Kirche demgegenüber nur eins tun kann: Suchen, arbeiten, beten und ringen, daß Gott sie mit frischem, kraftvollem, wahren Leben durchströmen lasse, damit sie in der großen Verwirrung und Not dieser Zeit ihren Gliedern Licht und Halt, Hilfe und Kraft in einer Weise zu spenden vermag, wie sie es sonst nirgends anderswo finden. Dazu aber müssen wir alle mithelfen; denn wir alle sind es, die die Kirche bilden. Mithelfen, daß es in unserer Kirche für alle heimatlicher, wärmer werde und alle in ihr von einer spürbaren befreienden und erneuernden Geistesmacht sich getragen wissen, das ist wahrhaftig angemessener und gottwohlgefälliger als das beständige verdrossene Kritisieren und Schelten der Kirche gegenüber, das seit geraumer Zeit unter uns Mode geworden ist. Unser Textwort sagt es uns, wie wir mithelfen können.

Es weist uns auf die Stelle hin, auf welche es in unserer Kirche vor allem ankommt, auf die Versammlung, auf die Gemeinde. „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen!“ Diese Mahnung begegnet uns in der ganzen altchristlichen Literatur. Begreiflich. Denn die christliche Gemeinde ist die wunderbare Schöpfung, die der Pfingstgeist in Jerusalem schuf und die seither das Evangelium von Jesus Christus überall ins Leben ruft, wo es Menschenherzen erfasst und mit seinem Geiste erfüllt. Das Evangelium ist freilich zunächst die Botschaft von der Rettung der Seelen. In seiner Pfingstpredigt in Jerusalem hat Simon Petrus den Ton angeschlagen: „Lasset euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht!“ welcher seither in immer neuen Wandlungen und doch stets im selben Grundklang durch die Predigt des Evangeliums aller Jahrhunderte geht. Auch heute klingt er überall da hell und deutlich an, wo nicht Menschenwort, sondern Gotteswort verkündigt wird, wo die

Predigt aus Herzen hervorbricht, die selber von Jesus ergriffen sind und nun in der Liebe für ihn brennen, von Kirchenkanzeln herab, in Evangelisationsversammlungen, in der Straßenpredigt der Heilsarmee, in der Heidenpredigt unserer Missionare. Es fehlt der Verkündigung die Seele, wenn ihr der Eifer fehlt, Seelen zu retten. Denn der Same, woraus Gottes Reich erwächst, die Kraft, welche die Gemeinde schafft, ist und bleibt die frohe Botschaft von der Rettung und Erlösung, die Gott in Jesus Christus den Menschen anbietet. Damit fängt unter den Menschen das neue Wesen und Leben an, daß ihnen verkündigt wird: „Der Zugang ist aufgetan; Gottes Vaterherz nimmt euch an. Jesus Christus ist gekommen, das Verlorene zu suchen; er hat sich für uns eingesetzt und hingegeben. So tretet nun herzu mit Freudigkeit; ihr seid frei! So säumet nicht und fürchtet euch nicht; ihr seid des großen, allmächtigen, heiligen Gottes geliebte Kinder!“

Aber überall, wo diese Rettung angeboten und erlebt wird, wächst aus der Versammlung dann auch die Gemeinde heraus. Denn es handelt sich nicht um die Rettung in ein Einsiedlerleben, in ein selbstgenugsames Dasein, sondern in eine neue Genossenschaft hinein, in die Genossenschaft der Miterlösten, in die Bruderschaft der Menschen desselben Glaubens in die Gemeinde Jesu Christi. Durch ganz Syrien, Kleinasien, Mazedonien und Griechenland hin hat vor allem der Apostel Paulus solche Gemeinden ins Leben gerufen. Anderswo, in Pontus, in Mesopotamien, in Aegypten, in Nordafrika, haben andere Apostel und Evangelisten dasselbe getan. Aber auch ganz schlichte Christen unbekannten Namens, die die Not des Lebens oder die Not der Verfolgung in der Welt umhertrieb, haben überall, wo sie Fuß faßten, alsbald durch ihr Zeugnis um sich eine Gemeinde gesammelt; so sind z. B. die beiden wichtigsten Gemeinden der ersten Zeit entstanden, die von Antiochien und die von Rom. Solche Gemeinden, in welchen sich Juden und Heiden, Freie und Sklaven, Vornehme und Besitzlose, Männer und Frauen zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammenschlossen, waren in der alten Welt etwas völlig Neues und Unerhörtes. Man hatte in ihnen bisher unbekannte

Gebilde vor sich, welche aus dem neuen Geiste hervorgingen, der mit dem Evangelium in die Welt gekommen war.

In diesen Gemeinden fanden die Einzelnen nicht bloß, wie es bei den heidnischen religiösen Vereinen und Genossenschaften der Fall war, eine einmalige oder eine wiederholte Weihe. Hier trat man vielmehr in einen Lebensverband ein, wurde Glied eines lebendigen, alle umfassenden, alle tragenden und bestimmenden Ganzen. Die Gemeinde spendete ihren Gliedern, und zwar allen ohne Unterschied des Standes, der Bildung und der Herkunft gleicherweise, Tag für Tag die höchsten Güter, welche man nirgends anderswo empfangt, Vergebung, Erlösung, Gottesgemeinschaft, Friede des Herzens, neue Lebenskräfte. Die Gemeinde legte freilich auch wieder allen ohne Unterschied die denkbar höchsten Verpflichtungen auf, die Verpflichtung zu einem Wandel in der Nachfolge Jesu, die Verpflichtung zu einem Leben in Reinheit und in brüderlicher Liebe, die Verpflichtung zum Kampf wider alles Böse in der Welt mit den geweihten Waffen des Guten, die Verpflichtung zur Hingabe aller Güter und Gaben, auch des eigenen Lebens für Gottes Reich. Aber die Gemeinde gab ihren Gliedern endlich auch einen festen Halt und umgab und stützte sie in Armut, in Krankheit, in Arbeitslosigkeit, in heimatloser Fremdlingschaft mit der tatkräftigen Theilnahme und Hilfe treuer Brüder und Schwestern. Es besteht kein Zweifel: Die unglaublich rasche und siegreiche Ausbreitung des Evangeliums trotz allen Widerständen und Verfolgungen ist neben der Wirkung der großen apostolischen Persönlichkeiten keinem andern Umstande zu verdanken als der Existenz dieser Gemeinden der Christen und der mächtigen religiösen und sittlichen Kräfte, welche von ihnen in die Welt ausstrahlten. Wie in Akkumulatoren waren hier wunderbare Gotteskräfte zusammengefaßt. Mit Staunen sah die heidnische Bevölkerung die tiefe Erkenntnis und Weisheit, die hier alle erleuchtete, die Werke der Liebe, die hier getan wurden, die erneuernde und reinigende Sucht des Geistes, unter der hier jeder stand, und die Erhabenheit über Verfolgung und Tod, die der Glaube diesen Menschen gab.

Diese Bedeutung blieb der christlichen Gemeinde eigen durch



die ganze Geschichte der Christenheit herab. In Zeiten der Erneuerung sind immer die einzelnen Gemeinden die Brennpunkte des neuen Lebens gewesen. Hier entstand es immer wieder, hier sammelte es sich und von hier strahlte es aus. Denkt nur an die Reformation, besonders an die Gebiete, wo der Einfluß Calvins zur Geltung kam! Oder denkt an den Pietismus und an den Methodismus, an die Kirchen Schottlands und Nordamerikas! Wenn ich das bedenke, so wird es mir immer gewisser und klarer, daß auch für unsere Zeit eine Erneuerung nur möglich ist, wenn wir lebendige Gemeinden haben. Wir alle brauchen Unterstände und Zufluchtsstätten, die uns Deckung und Schutz bieten und in denen wir wieder Stärkung und Mut empfangen. Beobachtet nur die, welche aus unserer Kirche austreten! Wenn sie ohne Anschluß bleiben, so verpuffen sie in wohlgemeinten Anläufen ihre Kräfte bald genug ohne alle Wirkung oder gehen in unglückseliger Vereinsamung ihren Weg. Die meisten freilich schließen sich alsbald andern Genossenschaften an, irgendeiner der zahllosen sozialen, politischen, kulturellen, ethischen Vereinigungen, welche jetzt in dieser seltsamen Zeit über Nacht emporstehen wie Pilze aus feuchtwarmem Waldgrunde, und suchen dort Halt und Kraft. Ich möchte nicht leugnen, daß hinter allen diesen Gebilden im Grunde ein ergreifendes Suchen und Ringen sich verbirgt. Die Menschen wollen über sich selbst hinaus. Es treibt sie zu verwandten Seelen, die mit nach dem suchen, was ihnen fehlt. Sie möchten Herzen haben, die ihren Bekenntnissen lauschen, und Herzen, von denen sie Zuspruch und Anteilnahme empfangen. Aber wahrlich, es ist nicht verwunderlich, daß die christliche Gemeinde, welche durch die Verkündigung des Evangeliums stets neu geschaffen wird, welche von Christus als dem Haupt her zu einem Leibe wächst, alle diese Vereinigungen und Genossenschaften nicht bloß immer wieder überlebt, sondern daß sie auch ihren Gliedern vermittelt und an ihnen wirkt, was alle jene Gemeinschaften nicht vermögen. Oder finden denn die, die sich von unserer Kirche abwenden, nun anderswo wirklich besser, was sie in dieser Welt der Dissonanzen, der Versuchung, der Unsechtung und der Sünde brauchen, wenn sie darin am Guten

nicht verzweifeln, sondern an seinen Sinn und an seine Macht glauben und darin beharren wollen? Ich glaube nicht. Ich glaube, daß es hienieden keine andere Stätte und Gemeinschaft gibt, welche das zu geben vermag, als die lebendige christliche Gemeinde. Denn ihr allein ist anvertraut, was die Seelen errettet, was die Herzen mit Frieden erfüllt, was die Macht der Sünde bricht und die Not des bösen Gewissens hebt: Gottes große Gnade im Evangelium von Jesus Christus und sein guter, heiliger Geist.

Und deshalb ist es Pflicht gerade derjenigen, welche an unserer Kirche dies und das auszusagen haben, welchen sie zu wenig lebendig und tätig ist, welche mehr Geist, mehr Liebe, mehr Zucht, mehr Zeugnismut, mehr Entschiedenheit, mehr Gemeinschaft in ihr haben möchten, welche sich vorkommen als die paar wenigen Ganzen unter den vielen Halben, als die paar wenigen Hindurchgedrungenen unter den vielen Stehengebliebenen, als die wahren Nachfolger Christi unter den vielen Namenschristen, daß sie in ihr bleiben. Gerade ihnen gilt: Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung! Zeigt denn, was ihr seid! Laßt Salz- und Sauerteigskraft von euch ausgehen! Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen! Wenn ihr glaubt, daß euch mehr gegeben sei als den andern, so wird von euch auch mehr verlangt werden dürfen. Leistet also mehr!

Aber es gilt uns allen: Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung! Lasset uns unserer Kirche Treue halten! Lasset uns lebendige Glieder unserer Gemeinde sein! Wir sind es nicht, wenn wir bloß dann und wann in den Gottesdiensten erscheinen. Lasset uns regelmäßig an unseren Gottesdiensten und Zusammenkünften teilnehmen! Und lasset uns dabei erscheinen mit dem aufrichtigen Verlangen, daß wir etwas für unser inneres Leben suchen! Lasset uns nicht als Unbeteiligte hingehen und als Unbeteiligte auf den Bänken sitzen, sondern als solche, die eine brennende Kohle auf dem Altare sind, als solche, die innerlich mitbetend und mitsingend die ganze Feier tragen helfen! Lasset uns auch immer wieder unserer Gemeinde fürbittend gedenken! Und lasset uns der Sorge für sie, dem Nachdenken über ihre Anliegen Raum in unseren Herzen

geben! Und sind einige von uns der Ansicht, daß sie in unserer Kirche zu wenig empfangen, dann mögen sie mehr fordern und selber mitraten und mithelfen, daß den vorhandenen Bedürfnissen besser entsprochen wird. Die Gemeinde hat das Recht, zu verlangen, daß ihr zuteil werde, was sie braucht, um in der Erkenntnis Gottes zu wachsen und innerlich lebendig zu bleiben.

Eine Gemeinde ist sie freilich nur, wenn sie mehr ist als eine bloße Versammlung, als eine bloße Zuhörerschaft. Die Christengemeinden von Jerusalem, von Antiochien, von Korinth betrachteten sich als einen Leib, dessen Haupt Christus war. Jeder einzelne Christ wußte und fühlte es immer wieder, daß er Glied eines lebendigen Ganzen war, an dem er Halt hatte, von dem ihm Kraft zuflöß und das ihn auch unter der Zucht des Geistes hielt. Es ging in diesen Gemeinden nach dem Grundsatz: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ Lest einmal die apostolischen Briefe des Neuen Testaments unter dem Gesichtspunkt des Gemeindegedankens! Ihr werdet sehen, wie sie voller Anweisungen und Mahnungen zu einem Gemeinschaftsleben sind, welches die einzelnen Glieder tragen, sie in ihrem Kampfe stärken und stützen, sie die ernste, heiligende Zucht des Geistes Gottes, aber auch die geduldige, vergebende, fürbittende Hilfe wahrer brüderlicher Liebe erfahren lassen soll.

Auch unser Textwort fordert uns dazu auf: „Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken und untereinander ermahnen!“ Der Anfang, die Vorbedingung zu allem weiteren ist: „Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen!“ O was wäre doch schon erreicht, wenn wir das täten: Einander wahrnehmen! Jetzt sitzen wir wieder und wieder hier nebeneinander auf den Bänken, haben einander schon wer weiß wie oft gesehen, ja sehen uns regelmäßig und kennen uns doch nicht, bedeuten füreinander nichts. Sind wir denn nicht, indem wir uns hier sonntäglich zusammenfinden, um Gottes Wort zu hören und miteinander zu beten und zu singen, im Grunde im Höchsten und Heiligsten eins? Sollten wir dann nicht auch unter der Woche einander wieder kennen und uns grüßen und in menschlicher Teil-

nahme uns gegenseitig nähertreten? Darum zieht es so viele einfache Christen in die kleinen Gemeinschaften, weil man sie dort wahrnimmt, während bei uns niemand sie beachtet und um sie sich kümmert. Ich meine aber, auch in unseren großen Kirchengemeinden muß es anders werden. Sobald wir nur wollen, so wird uns auch mehr möglich sein. In englischen und amerikanischen Kirchen wird ein Fremder, der eintritt, sofort wahrgenommen, begrüßt, mit einem Gesangbuch versehen und zu weiteren Versammlungen eingeladen. Und bei uns sitzt er mitten unter den vielen als ein Einziger, von niemandem Beachteter, der an fremdem Orte die Glaubensgemeinschaft aufsucht, dem aber keiner Gemeinschaft entgegenbringt. Und wie viele Brüder und Schwestern gibt's unter uns, über welche schmerzliche Ereignisse, Stellenverluste, Unglück, Todesfälle hereingebrochen sind oder welche an Krankheit darniederliegen oder welche um ihres Glaubens willen in ihren eigenen Familien drin unverstanden, ja vielleicht angefochten sind oder welche in einem schweren Kampf gegen das eigene Fleisch und Blut oder gegen die Folgen früherer Fehltritte drin stehen! Ist es nicht eine Anklage gegen die ganze Gemeinde, wenn niemand das wahrnimmt, wenn niemand ihnen beisteht mit einem Trostwort, mit einem Zuspruch, mit herzlicher Anteilnahme, mit einem heilsamen Rat, mit einer hilfreichen Tat?

„Lasset uns untereinander uns selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und zu guten Werken!“ Es fehlt an gegenseitigem Reizen unter uns freilich nicht. Wie reizen sich doch in unseren Häusern, auf unseren Arbeitsstätten, in unserer Gemeinde die Menschen fortwährend, aber zu Zorn und Bitterkeit, zu Neid und Groll, so, daß sie einander das Leben noch erschweren, so, daß sie einander versuchen und ins Böse hineinstoßen! Ach wie reizt und heßt man sich gerade jetzt durch die ganze Welt hin in so heilloser Weise gegenseitig auf! Wir sollen in unseren Gemeinden einander zur Liebe und zu guten Werken reizen. Das heißt: Wir sollen dazu zusammenstehen; wir sollen einander aufmerksam machen, wo etwas zu tun ist, und miteinander beraten, wie es zu tun sei. Es sollte in einer lebendigen Gemeinde kein Glied in Not



verkommen oder in Sünde versinken, ohne daß nicht von den andern das Menschenmögliche zu seiner Rettung unternommen worden ist. Gewiß, die einzelne Gemeinde besitzt weder die Mittel noch die Möglichkeiten, alle Mißstände in ihrer Mitte zu heben. Aber sie könnte doch sehr viel mehr tun, als jetzt geschieht. Den ersten Christengemeinden ist es gelungen, sehr schwierige Probleme einigermaßen zu lösen, das der Armut, das der Arbeitslosigkeit, das der Wanderfürsorge, selbst das der Sklaverei. Würden wir uns füreinander wirklich verantwortlich fühlen wie die Glieder eines Leibes und die Gefährdung oder die Erkrankung einzelner Glieder empfinden als eine Not des Ganzen, es würde uns ohne Zweifel gelingen, manchen bösen Herd sittlicher Fäulnis in unserer Mitte zu beseitigen, manche sinkende Familie auf gesunden Boden zu stellen, zahlreiche Kinder, denen es an Liebe und an Zucht fehlt, zu retten, manchem Unrecht unter uns zu wehren und manche Kluft zu überbrücken. Ja ich glaube, daß von solchen lebendigen Gemeinden aus und von der Kirche aus, die sie zusammen bilden, dann auch auf die ganze Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse, unserer Politik, unserer Rechtsordnung, unserer Wirtschaftsordnung, auf Staat und Volk sehr starke und heilsame Wirkungen ausgehen müßten. Und man würde es in der Welt wieder merken, daß der christlichen Gemeinde gute, gesunde, heilige Gotteskräfte anvertraut sind und die Menschen an ihr in Wahrheit eine Mutter und eine Heimat haben.

Unser Text fügt seiner Mahnung den Hinweis bei: „Um so mehr als ihr wisset, daß sich der Tag naht.“ Wie es mit dem letzten Tage ist, wie nahe oder wie ferne er ist, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß Gott jetzt Tage schwerer Gerichte über uns gesandt hat und daß diese Tage jedesfalls für unsere Kirche Tage größter Verantwortlichkeit sind. Aus diesem Gefühl heraus bitte und mahne ich: Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung! Lasset uns vielmehr alles tun, daß unsere Gemeinden Stätten wahrer brüderlicher Gemeinschaft werden und von ihnen Liebe und Friede hinausstrahle in die jetzt so dunkle und kalte Welt! Amen.

**Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel**  
Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe (Baden).

---

Von Pfarrer **D. Gustav Benz** sind in meinem Verlage  
ferner erschienen:

**In der Gewalt Jesu.** Ein Jahrgang Predigten.

(1905) Zehnte Auflage. Broschiert Fr. 9.—, Leinwand gebunden Fr. 12.—.

Benz ist als religiöser Schriftsteller bekannt und geschätzt; aber auch als Kanzelredner genießt Benz einen wohlbegründeten Ruf. Er hat es verstanden, der Botschaft des Evangeliums eine neue Prägung zu geben; auch Leute, die sonst nicht nach Predigten greifen, werden sich diesen gegenüber nicht ablehnend verhalten. Blätter für innere Mission in Bayern.

**Vom Leben erfasst.** Ein Jahrgang Predigten.

(1908) Sechste Auflage. Broschiert Fr. 9.—, Leinwand gebunden Fr. 12.—.

Benz' erste Sammlung „In der Gewalt Jesu“, 1905 erschienen, liegt bereits in 10. Auflage vor. Auch dieser neuen Sammlung wird ein ähnlicher Erfolg nicht fehlen. Denn diese Predigten bieten denkenden Lesern hohen Genuß in ihrer fesselnden Behandlung der religiösen Probleme, die den modernen Menschen interessieren. Bausteine.

**Unser Vater, unsre Brüder.** Ein Jahrgang Predigten.

(1913) Vierte Auflage. Broschiert Fr. 9.—, Leinwand gebunden Fr. 12.—.

Auch die vorliegende Sammlung wie die früheren „In der Gewalt Jesu“, „Vom Leben erfasst“ u. a. sind aus der Tiefe des Evangeliums geschöpft und zeugen von der Freudigkeit eines lebendigen Glaubens. Der Wert der Predigten liegt in dem völlig Eigenständigen, dem Kunstlos-Natürlichen, Unmittelbaren, alles darin ist gesund und praktisch; sie sind reich an Beziehungen auf das Kulturleben der Gegenwart. Neue Preuß. (Kreuz-)Ztg.

**Dennoch bei Gott.** Predigten aus den Kriegsjahren 1914-1916.

(1916) Dritte Auflage. (Vergriffen.)

**Wohin sollen wir gehen?** Betrachtungen über das Eine, was not tut.

(1900) Achte Auflage. (Vergriffen.)

**Ein Stück eigen Land.** Betrachtungen über das Eine, was not tut.

Neue Folge. (1901) Sechste Auflage. (Vergriffen.)

**A qui irions-nous?** Méditations sur la seule chose nécessaire.

(1901) Prix broché Fr. 5.—, relié Fr. 6.—.

**Sur le roc.** Nouvelle suite de méditations sur la seule chose nécessaire.

(1902) Prix broché Fr. 5.50, relié Fr. 6.50.

**Der Christ und der Staat.** (1916). Drittes Taus. Brosch. Fr. 1.—.

Benz wendet sich hier an diejenigen Kreise, welche sich auf den christlichen Boden stellen, indem er gerade von diesem aus den Staat und seine sittliche Bedeutung würdigt und die Stellung bestimmt, die ein Christ zum Staate einzunehmen hat. Das Ergebnis ist eine entschlossene und freudige Bejahung des Staates gerade vom christlichen Standpunkte aus.

**In der Sammlung christlich-sozialer Broschüren sind erschienen:**

**Der freie Samstag-Nachmittag.** (1900) — **Die sozialen Pflichten des Studenten.** (1902) — **Zur Reform der Armenpflege.** (1903) — **Zur Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes.** (1906) — **Gewissenspflichten des christlichen Arbeiters.** (1908).  
Preis je 1 Franken.

**Aleschbacher, R., Wir sahen seine Herrlichkeit.** Ein Jahrgang Predigten. Sechste Aufl. Brosch. Fr. 9.—, in Ganzleinwandbd. Fr. 12.—.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir diese Predigten unter den Leistungen der zeitgenössischen Homiletik in die erste Reihe stellen, und auf das nachdrücklichste zu ihrem Gebrauch und Studium Gemeinde und Pastoren einladen. Von diesem Prediger ist die große Kunst erlernbar, mit jeder Predigt ein einheitlich geschlossenes Ganzes zu bieten. Fesselnd, frisch und modern im besten Sinne.  
Literarische Beilage zur Reformation.

— **Ich lebe und ihr sollt auch leben.** Ein Jahrgang Predigten.

Vierte Auflage. Broschiert Fr. 9.—, in Ganzleinwandband Fr. 12.—.

Diese aus dem Nachlaß Aleschbachers herausgegebenen Predigten bieten eine treffliche Vereinigung von an der Bibel, speziell an der Gestalt Jesu orientierter Frömmigkeit. Es sind treffliche Predigten, auf alle Gegenwartsfragen mit klarem, scharfem Blick und feinem Verständnis eingehend.

G. Freybe in der Kirchlichen Gegenwart.

**Brooks, Philipps, Siegestraft.** Religiöse Reden. Neue Folge.

Broschiert Fr. 9.—, in Ganzleinwandband Fr. 12.—.

Es sind Reden, die die tiefsten Fragen und Probleme der Gegenwart berühren und ohne jede überschwängliche Rhetorik, ohne alle amerikanische Sensation und Effekthascherei, fast nüchtern, aber mit psychologischer Feinheit und unerbittlicher Logik die Ueberlegenheit und Siegestraft des christlichen Glaubens darstellen.

Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung.

**Robertson, F. W., Gesetz und Gnade.** Religiöse Reden.

Neue Folge. Broschiert Fr. 9.—, in Ganzleinwandband Fr. 12.—.

Die allgemein anerkannten Vorzüge der Robertson'schen Predigtweise treten uns auch in dieser Sammlung entgegen: die Gabe feinsinniger Charakterzeichnung, das meisterhafte Geschick, ethische Probleme zu behandeln, der gewaltige Gedankenreichtum, die wundervolle Klarheit, der tiefe Ernst, die edle, schöne, feinpoetische Sprache.

Theol. Literaturbericht.

**Palmer, Th., Fröhlich in Hoffnung!**

Gedanken zur Gegenwart und frohe Botschaft für die Not der Zeit in Predigten. Broschiert Fr. 9.—, in Ganzleinwandband Fr. 12.—.

Es ist Christuspredigt: von der Größe und Herrlichkeit Gottes, die uns Christus offenbart, und von der herrlichen Hoffnung und Gewißheit, die durch ihn uns gegeben ist. Gerade das ist aber die Botschaft, die unsere Zeit des Sterbens und des Leidens braucht.

Basler Nachrichten.

**Stuckert, C., Jesusgeschichten für den religiösen Jugendunterricht.** Zweite Auflage. Broschiert Fr. 9.—, in Ganzleinwandband Fr. 12.—.

Lehrern, die Religionsunterricht zu erteilen haben und Mittel und Wege suchen, die biblischen Geschichten der Fassungskraft des Kindes anzupassen, empfehle ich obiges Buch. Die biblischen Geschichten verlieren ihr Gepräge nicht, und doch treten sie uns auf einmal so verständlich nahe, als lebte Jesus in unseren Verhältnissen, in unserer Zeit. Ich zweifle nicht, daß sie als belebendes, anregendes, wegleitendes Hilfsmittel geschätzt werden.

Schweiz. Lehrerzeitung.

— **Apostelgeschichten für den religiösen Jugendunterricht.**

Broschiert Fr. 6.—, in Ganzleinwandband Fr. 8.50.

Die „Apostelgeschichten“, die hier zum ersten Male im Druck erscheinen, bilden eine Ergänzung der „Jesusgeschichten“ und werden wie diese vielen einen willkommenen Dienst erweisen, zumal darüber nur wenig Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Stuckert hat eine ausgezeichnete Lehrgabe und versteht es, auch schwierigere Probleme dem kindlichen Verständnis nahe zu bringen und durch entsprechende Illustrationen aus der Gegenwart zu veranschaulichen.

— **Die Propheten Israels.** Für die Jugend dargestellt. Fr. 4.—.

Ich bin sicher, daß viele, die das Büchlein gelesen, ganz erstaunt sein werden über die köstlichen Schätze, die in den prophetischen Büchern unserer Bibel liegen, und nun selbst darnach greifen werden, um sie mit erleuchteten Augen des Verständnisses zu lesen.

Schweiz. Ev. Schulblatt.















